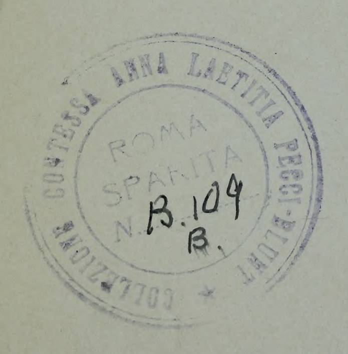
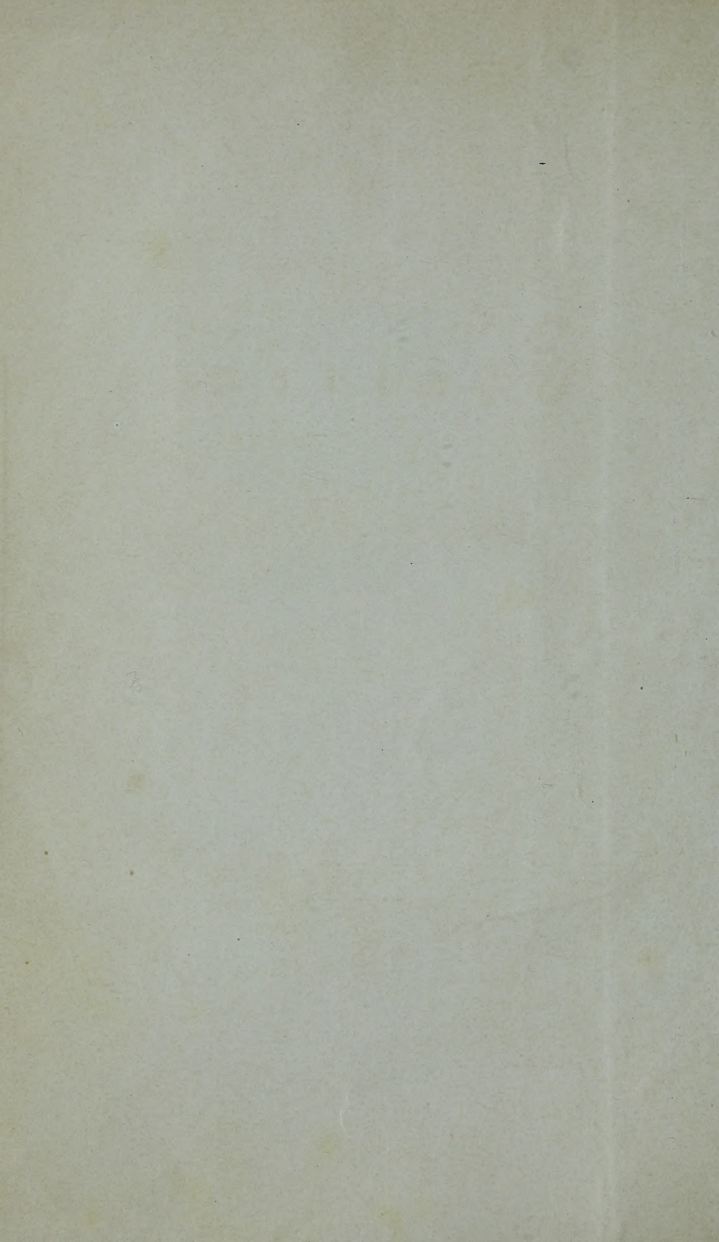










Italien.

Zweiter Theil.

Italien.

Beiträge zur Kenntniß dieses Landes

von

Friedrich von Raumer.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1840.

Inhaltsverzeichniß.

Dreiundfunfzigster Brief.

Pisa, den 25sten Mai 1839.

Den 22sten um 5 Uhr bestieg ich das nach Livorno fahrende Dampfboot Columbus. Bei schönem Wetter stachen wir in die See, und ich erfreute mich an dem großen und reichen Rückblicke auf Genua. Allmählig aber ward der Himmel immer schwärzer, die Sonne schoß nur einzelne Strahlen durch Wolkenspalten, und der uns entgegenkommende Scirocco wehte nicht bloß immer stärker, sondern auch immer kälter. — — —

— Nachts, als ich erwache, schlagen die Thüren auf und zu, die Lampe läutet in der sie umgebenden Glasglocke, den Regen höre ich stromweise aufs Verdeck fallen, und das ganze Schiff knarrte, seufzte und krachte dergestalt, als werde es in jedem Augenblicke auseinandergehen, oder wie ein Sarg im Meere versinken. Grund genug zur Furcht, oder zu Todesgedanken; ich brachte es jedoch, aus Erschöpfung und Gleichgültigkeit, zu keinem. — Endlich erreichten wir Livorno. — — —

Mittags war die Wirthstafel meist mit Franzosen besetzt. Nachdem sie die Theorie und Praxis eines leichtsinnigen Lebens umständlich entwickelt und mit Beispielen belegt hatten, stiegen sie aufwärts und verhandelten über Könige, Heilige und Päpste, ganz in derselben Weise, wie über die Huren. Das geistreichste Feuerwerk heiterer Lebensansicht, wird der Eine sagen; während der Zweite über die Oberflächlichkeit der Auffassung erstaunt, und der Dritte in sittlichen Zorn über die Fäulniß der Gesinnung geräth, und sich mit Ekel abwendet. In mir wechselte das Alles gar rasch und ich wäre geistig seekrank geworden, hätte ich länger verweilt. — Schon bin ich im mittleren Italien, und doch redet mich jeder Lumpenkerl, der nicht drei Worte französisch zusammenstümpern kann, in dieser Sprache an, um mir, hauptsächlich aber um sich eine Ehre zu erzeigen! Auch ein Anfang kläglicher Sklaverei, den die Franzosen sehr natürlich geltend machen.

Die Fahrt von Livorno nach Pisa, durch das ebene, wohlbebaute Land war angenehm. Zu der Zeit wo die Hügelkette, welche jetzt sich kahl auf der einen Seite hinlagert, noch Waldung trug, muß die Gegend doppelt zur Ansiedlung eingeladen haben. Abends, bei Mondschein, wanderte ich noch hinaus zum Dom, dem Thurme, Baptisterium und Campo santo. Tiefe Stille und Einsamkeit; ich hörte meinen eigenen Tritt in dem Grase nicht, das ringsum aufgewachsen ist. Be-

nedigs frühere Größe zeigt sich noch jetzt im Mittelpunkte des heutigen Lebens und Verkehrs; die Pisaner dagegen scheinen ihre Denkmale hinaus gewiesen zu haben, um sie nicht immer zur Erneuerung des Schmerzes vor Augen zu sehen. Nicht bloß Florenz, auch Livorno hat sich über Pisa erhoben; letzteres aber nur wie ein glücklicher Emporkömmling. Ich ward an Fürth und Nürnberg, an Altona und Hamburg erinnert. Die Poesie wurzelt hier in der Vorzeit, und hält noch immer ein Leben, eine Entwickelung fest, die höher steht als Geld und Philisterei durcheinander gekocht. — —

— — Die ritterliche Ansicht des Mittelalters, suchte ich der abstrakt-constitutionellen gegenüber, auch bei Hrn. G— geltend zu machen, im Widerspruche gegen diejenigen welche eine junge Königinn in ein Automat, oder eine Repetiruhr verwandeln wollen. Solch trockenes Holz wächst nicht, solch vergrauter Zepter regiert nicht mehr. Köpfe ohne Herzen, und Herzen ohne Köpfe, haben niemals eine lebendige Verfassung; sie sind Apparate für anatomische Sammlungen.

Vierundfunfzigster Brief.

Florenz, den 27sten Mai.

Mehre Stunden widmete ich den, schon genannten pisaner Denkmalen. Der schiefe Thurm ist gewiß gesunken, und nicht vorsätzlich schief gebaut; aber auch gerade aufgerichtet stände er den deutschen Wunderthürmen nach. Der Dom bleibt ein sehr merkwürdiges Gebäude, und mehr noch im Inneren, als von außen. Im Baptisterium bewunderte ich von Neuem, das außerordentliche Genie des Nikola Pisano, der unter so vielen Stümpern plötzlich wie ein großer Meister hervortritt. Als ich ins Campo santo eintreten wollte, folgte mir ein alter Bauer mit drei, keineswegs schönen, aber sehr gutmüthig aussehenden Töchtern. Der vornehme Führer ließ aber nur mich hinein, und warf jenen die Thüre vor der Nase zu, so daß sie in tiefster Betrübniß draußen standen. Auf meine Frage, warum u. s. w.? antwortete er: solcher Pöbel, popolaccio, könne an den öffentlichen Tagen erscheinen. — Wann sind diese Tage? — Fünfmal des Jahres! — Und diese armen Leute sollen warten, oder (sie waren 16 Lieues von Hause) besonders herein kommen? — Ja, Herr! — Nun so werde ich auch

warten und an einem öffentlichen Tage wiederkommen. — Das half, und so that sich die Thüre für die Dankbaren auf. Meine Menschenliebe kostete mir aber, da mein kleines Geld ausgegangen war, natürlich etwas mehr. — Trotz so viel zu Grunde gegangen ist, enthält das Campo santo noch große Schätze; obwohl Orgagnas Fantasien das Schöne etwas hintansetzen, und Benozzos Maaß und Mannichfaltigkeit voranstehen dürfte. — —

Gern wäre ich länger in Pisa geblieben — aber fugit irreparabile tempus. Die Diligence ging des Nachts, aus geschlossenen Kutschen heraus sieht man gar wenig, und ich wollte mich von Neuem an dem schönen Arnothale erfreuen. Deshalb nahm ich (meinem wasserdichten Mantel vertrauend) einen Platz außerhalb. Dies war aber dem Kutscher nicht bequem und ein Herr, der allein im Wagen saß, lud mich dringend ein, ihm Gesellschaft zu leisten und mit ihm zu sprechen. Da ich nicht menschenscheu bin, und vier große Fensterscheiben eine weite Aussicht eröffneten, so ging ich endlich auf den Antrag ein. Zweimal wurden wir später in Kaleschen ein- und umgepackt, wo es noch weniger an Aussicht fehlte. Mein englischer Mantel, und noch mehr meine über die Stiefeln gezogenen Pelzschuhe, waren meinem Reisegefährten Anfangs ein Gegenstand des Spottes; in der That aber ging ein so ungemein scharfer und kalter Wind,

daß er aufs Erbärmlichste fror, während ich in Betrachtung der reichen Umgebungen nicht in ähnlicher Weise gestört wurde. Das Wetter, sagen Alle, ist ganz außerordentlich; — mag seyn, aber es ist —!

Bald fand sich eine Störung anderer Art. Mein Reisegefährte, ein Richter erster Instanz und ein studirter Mann, erwähnte (aus alter Erinnerung) Horaz, Cäsar, Cornelius Nepos u. s. w. und beantwortete meine, auf seine Stellung bezüglichen Fragen, mit Bereitwilligkeit. Ähnlicherweise benahm ich mich. Allmählig aber entwickelte dieser bore, oder seccatore eine unglaubliche Neigung zum Fragen; so daß ich in meinem ganzen Leben nicht so viel examinirt worden bin, als in diesen Stunden. Anfangs antwortete ich gründlich und umständlich, wie es einem Examinandus gebührt, dann wurden die Antworten kürzer und gleichartiger, z. B.: Wie oft gehen die Protestanten zum Abendmahle? — So oft sie wollen. — Wie oft fasten sie? — So oft sie keinen Appetit spüren. — Was essen sie? — Was sie haben. — Was dürfen sie essen? — Was ihnen gut schmeckt. — Was schmeckt ihnen gut? — Was gut gekocht ist. — Diese kurzen Antworten schrumpften allmählig auf ein Ja und Nein zusammen, und zuletzt schwieg ich ganz still. Das half aber nichts: der Mann fragte weiter, und sah mich dabei an, um die Antworten aus den Mienen des Verstummten zu lesen. Nur

einige wahrhafte Beispiele: Ist Prag nicht die Hauptstadt von Sachsen? Was ist die Lehre der Lutheraner? Wer ist der Obere des Königs von Preußen? Wie halten Sie Ihre Vorlesungen? Geben Sie mir einige Proben. Geht der gerade Weg von Berlin nach Pisa, nicht über Brüssel? Wie erziehen Sie Ihre Kinder? Gränzt Schweden nicht an Preußen? Was haben Sie für Haupteinnahmen und für Nebenverdienst? Welche Sprache sprechen die Preußen? Wie viel Ursprachen giebt es? Ist Leder nicht die Haupteinnahme der Preußen? Hatte Napoleon natürliche Anlagen u. s. w. Wozu könnten Sie mich brauchen, wenn ich Sie nach Deutschland begleitete? (Unterbrechung des Stillschweigens.) Zu Nichts! — Wie heißt il sole, auf deutsch? die Sonne; la luna? der Mond. Geben Sie mir größere Proben des Deutschen. — Heiliges Kreuz Donnerwetter, Schock Sch—!! Bei diesem Stoßseufzer in der kräftigen Sprache des Teut, fuhr der Mann erschrocken zurück, und schwieg, wie ein eingeschüchterter Kanarienvogel — jedoch nur sehr kurze Zeit. Von mir wandte er sich zu den Vetturinen, von diesen wieder zu mir u. s. w. u. s. w. Nebenbei mußte ich Vieles errathen, oder wißt Ihr was er sagen wollte, als er gar oft von haza und hoza sprach?

Trotz der Störung ergötzte ich mich an Weg, Anbau, Gegend, S. Miniato, dem Thale des Arno, und

all den reichbebauten Hügeln um Florenz. Wie 1816 und 1817 heimelte es mich wieder an, und eine harmonische Stimmung durchdrang das Gemüth. Eure Briefe erhöhten dies Wohlbefinden, und ein Spaziergang, spät Abends am Arno, zu Maria Novella, dem Dom, dem alten Palaste, den Kunstwerken Michel Angelos, Johanns von Bologna, Benvenuto Cellinis, erweckte Gedanken und Empfindungen gar mancherlei Art, bis körperliche Ermüdung mich nach Hause trieb.

Fünfundfunfzigster Brief.

(An L. Tieck.)

Florenz, den 31sten Mai.

Am heutigen Morgen gedenke ich zuerst Ihrer, mein geliebter Freund, und wünsche von Herzen Gesundheit, Lebensdauer, und stete Heiterkeit; nur von den Wolken durchzogen wie sie der Dichter braucht und selbst erzeugt. In der Jugend bringt der Geburtstag eine Anweisung für die Zukunft; in unseren Jahren ist er eine Quittung für die Vergangenheit, oder ein Rech=

nungsabschluß. Ich habe wohl zu viel in Papier gezahlt, das im Curse sinkt; Sie sind noch Manches schuldig geblieben. Wollen Sie nun nicht bald die Cevennen auslösen (praeterea censeo etc.); so machen Sie sich doch an Ihre eigenen Denkwürdigkeiten und verjüngen Sie sich dadurch auf die erfreulichste Weise.

Ich verjünge mich jetzt, indem Andenken und Bilder meiner italienischen Reise von 181⁵/₇ wieder auftauchen und lebendig werden, und fühle im Ganzen in der damaligen Weise; obwohl die Gegenstände der Thätigkeit und Aufmerksamkeit sich modificiren. Ich bedarf mehr der Gegenwart, des lebendigen Umganges; und könnte meine früheren, umfassenden Papierstudien nicht mehr zu Stande bringen. Fast fürchte ich mich vor Handschriften (schon der Augen halber) und weiß daß der deutsche Glaube: in der Überzahl von Kleinigkeiten, liege die wahre Kraft und Macht — ein Aberglaube ist. Doch bin ich weit entfernt von der Anmaßung Th—, der Alles durch seine eigene Weisheit zu Stande bringen, und lehren will, ohne gründlich zu lernen. — — —

Überall bleibe ich meinem Plane getreu so viele und so verschiedene Italiener kennen zu lernen, als möglich; und dies trägt gewiß mehr und bessere Früchte, als wenn sich viele Engländer und Deutsche nur unter ihren Landsleuten umhertreiben, statt wahrhaft fremde Länder und Menschen kennen zu lernen.

— — Jetzt einige Einzelheiten. Bis jetzt ist von italienischer Hitze noch nicht die Rede; denn obgleich in Genua und hier, die Sonne in einzelnen Stunden so heiß schien, daß ich ungenirt bei Spaziergängen den Sonnenschirm aufmachte, kommt es doch im Durchschnitt nicht über 14°, und war heute Morgen um halb 6 Uhr 10° im Schatten. Man weissagt von bevorstehender Hitze; ich werde aber (so scheint es) ohne Unbequemlichkeit mehr davon ertragen können, als vor 21 oder 22 Jahren. — Auch vielleicht vom Aleatico, an den ich schon oft und besonders heute gedacht habe. Da ich indessen, bis heute, jeden Tag ausgebeten war, so hing es nicht von mir ab Weinsorten zu bestellen; und wenn ich des Mittags das Nöthige gethan hatte, durfte ich kein opus supererogationis vollbringen. Die schönen Tage und die mondhellen Abende luden zu Spaziergängen ein, welche mich allmählig um die ganze Stadt führen. In den Cascinen, die früheren heiteren Eindrücke. Auf einer Seite der, jetzt noch rasch dahinfließende Arno; in der Mitte, die schönen hohen, von unten auf mit Epheu umzogenen Bäume; dann rechts reich bewachsene Wiesen, hierauf Gärten und endlich die Hügel und Berge mit ihren Villen, Ölbäumen, Weinstöcken und den am Himmel sich mannichfaltig hinziehenden Linien ihrer Gipfel. Man muß ein Stockfisch seyn, wenn man sich an der heiteren, mannichfaltigen Lage von Florenz

nicht ergötzt. Der Name hat seinen Grund, und die Natur trägt noch mehr den Charakter des Harmonischen, als die hiesige Menschengeschichte. Von der Kunst schreibe ich ein andermal, bis jetzt habe ich erst den kleineren Theil der Schätze wieder aufsuchen können.

— — Montag den 27sten war angezeigt: Im Theater Pergola: Moses und Pharao. Kein Wort weiter auf dem Zettel. — Ich kannte die Oper nicht, fand aber das Parterre kaum zu einem Sechstheil voll, und in den Logen nicht über 30 bis 40 Menschen. Beim Anfange der Ouvertüre ging mir Träumenden erst ein Licht auf: es war nichts Anderes, als Rossinis wohlbekannter Moses in Ägypten. Oratorio sacro, sagt das Textbuch, vom principe della musica italiana del nostro secolo. Das leere Haus zeigte indeß, daß andere dii minorum gentium schon die Herrschaft angetreten haben. Von geistlicher Musik fast keine Spur, die meisten Melodien brauchbar zu Tänzen für Menschen, Hunde und Bären. Hie und da ein äußerlicher Ansatz zur Heiligung, der aber bald wieder in die verweltlichte Oper umschlägt. Die Juden schrien ungeheuer, erst über ihre Noth, dann über die Wunder Mosis. Dieser sah völlig aus, wie ein Nußknacker. Sänger und Sängerinnen ohne Auszeichnung; nur die Tadolini hat eine schöne Stimme, und gurgelte die Rossiniaden auf- und abwärts so ab, daß die Verehrer dieser Tonspielereien damit zufrieden seyn konnten

— — Ich hatte gehört: Niccolini wolle eine Geschichte der Hohenstaufen schreiben; guelfisch, weil die meine zu ghibellinisch sey. — Wie gern spräche ich hierüber mit Sachverständigen und nähme Lehre an; aber die Italiener lernen nun einmal kein Deutsch und kennen mein Buch höchstens dem Titel nach, und von Hörensagen. Nur Niccolini hat die Sache ernster genommen, und sich diejenigen Theile, welche ihn interessiren (hauptsächlich Manfred und Konradin), übersetzen lassen, — was ihn mehr denn 100 Scudi kostet! Ich bat ihn dringend mich nicht mit leeren Komplimenten abzuspeisen, sondern offen zu sagen was ihm mangelhaft erscheine; er beharrte aber beim Lobe in einer Weise, welche ächte Theilnahme zunächst an der Sache erwies. Ich erzählte ihm ferner, was Manche in Hinsicht auf eine Umgestaltung, Weglassung u. s. w. verlangten; worauf er ungefähr die Gegengründe aussprach, die auch mir immer überwiegend erschienen. Endlich läugnete er: daß meine Darstellung zu ghibellinisch sey, und rühmte die große Unparteilichkeit. Vielleicht theilt er eher noch die Ansicht derer, welche meine Auffassung zu kalt und ruhig finden und die höhere Begeisterung, das θεῖον, vermissen. Wer aber kann seiner Länge eine Elle zusetzen? Sesquipedalia verba helfen nicht weiter und machen nicht größer.

Gestern ward das Frohnleichnamsfest gefeiert, mit einer 1½ Stunde lang dauernden Prozession. Eine

Revue, zugleich der geistlichen und weltlichen Uniformen; bei aller scheinbaren Mannichfaltigkeit, doch ermüdende Wiederholung, oder die Gegensätze ohne Vermittelung. Ich konnte mich durchaus nicht in eine religiöse Stimmung hineinfinden. Auch ging es wohl den Meisten so; zuletzt war es darauf aber gar nicht abgesehen. Den heitersten Theil bildeten die unzähligen Jungen mit ihren weißen Nachtmützen und Gesichtsschleiern. Den zugespitzten Leinwandrüssel wußten sie in so mannichfaltiger Weise zu gebrauchen, wie ein Elephant. Ab und zu gab es auch Tritte vor den Hintern, und eine kleine Prügelei. Das schreckliche Gesinge, oder Geplärre, das Läuten, die Trommeln, Trompeten und kleinen Pfeifen machten einen so argen Lärm, daß mir der Kopf ganz wüst ward. Am schlimmsten an den Scheidepunkten, wo man zugleich dreierlei Musik aus drei Tonarten hörte: das unreine Choralisiren der Geistlichen, die Opernmusik des Fußvolkes und die Fanfaren der Reiterei. Weiber nehmen keinen Theil an der Prozession (wohl aber in Turin); und das ungemein zahlreiche stehende Heer der Geistlichen und Mönche, erinnerte an die stehenden Kriegsheere anderer Länder. Doch thun diese, nöthigen Falls, wohl noch mehr für das irdische, als jene für das himmlische Vaterland. Die vorwaltende Stimmung der Italiener ist jetzt ghibellinisch, weil sie meinen das Guelfische habe Italien zertheilt und schwach

gemacht. Die Sache hat indeß zwei Seiten. Auch in Deutschland trat z. B. das Kaiserthum in den Hintergrund, und doch steht dasselbe anders da, als Italien. Über diese Dinge vielleicht ein andermal.

Gestern Mittag ward ich zuerst der verwittweten Großherzoginn vorgestellt, welche ihren trefflichen Brüdern gleicht. Das Gespräch wandte sich (kaum weiß ich selbst wie) auf Herrscher mit vorwaltendem Verstande, oder Gemüthe; wobei natürlich Elisabeth und Maria Stuart nicht fehlen durften. Mit vollem Rechte behauptete die Großherzoginn: das Nützliche sey nicht vollgültig ohne das Gute, und der bloße Verstand erzeuge keinen vollkommenen Charakter. — Doch streift das Alles an ewige, noch immer nicht vollständig gelösete Fragen, z. B. in wie weit das wahrhaft Nützliche auch jedesmal gut, das wahrhaft Gute auch nützlich sey? Wie Verstand und Gemüth des wahren Herrschers sich gestalten? Ob sie sich nicht anders gestalten müssen bei ihm, als bei dem bloßen Unterthan? Ob das Maaß des Privatrechtes ausreichen kann für die Handlungsweise des Königs? oder das Maaß bloßen Staatsrechts für den Unterthan? Wie man beides versöhnen könne und müsse, und der doppelte Standpunkt doch wieder ein einiger sey u. s. w. u. s. w.

Von der Großherzoginn ward ich zum Großherzoge geführt. Er empfing mich eben so gnädig wie der Vicekönig Rainer in Mailand, worüber ich schon Bericht er-

stattete. Über des Großherzogs Thätigkeit, seine Lernbegierde, seine Kenntnisse, seinen überaus wohlwollenden Sinn, ist nur Eine Stimme; und unter vielen Herrscherposten bleibt der eines Großherzogs von Toskana, wohl einer der besten und glücklichsten. Ob alle seine Umgebungen so überlegenen Geistes sind, die edlen Absichten des Großherzogs, in genügender Weise zu unterstützen und durchzuführen, darüber scheinen Zweifel obzuwalten. Doch ists ein Glück daß kaum in ganz Europa ein Herrscher vorhanden ist, dessen gute und edle Absichten man läugnen könnte; und will einer sagen: stat pro ratione voluntas (wie —), so findet er auf seinem Wege so viel Kletten und Burzeldörner, oder Purzeldornen, daß er zuletzt nolens volens umkehren muß. Wenn nur die großen Krankheiten im Osten und Westen Europas, nicht auch das Centrum ergreifen, die romanischen Völker in Anarchie, die germanischen in nutzlose Kämpfe stürzen, und den Russen Zeit und Gelegenheit geben immer weiter vorzudringen. —

Sechsundfunfzigster Brief.

Betrachtungen eines Unverständigen, über Kunst und Kunstwerke.

Viele Menschen sind dadurch glücklich daß sie glauben, wo nicht Alles, doch sehr viel zu wissen. Das Bestreben, die Höhen der Menschheit zu erreichen, indem ich mich (wie Fichte sagte) durch die Kraft eines bloßen Entschlusses daselbst setzen oder niedersetzen wollte, ist mir indessen jedesmal fehlgeschlagen. Solch transscendentaler, oder transscendenter Beschluß mag Andere erhoben, oder ihrer Länge etwas zugesetzt haben; ich fand mich, nach kurzer Selbstbetrachtung, immer auf derselben Stelle wieder, nur ermüdeter und verdrießlicher, denn zuvor. Weil mich nun philosophische Abstraktion nicht weiter führte, trachtete ich nach poetischer Inspiration; griff aber auch nur in Wolken hinein, und gewann nichts Reelles für den besseren Ausbau meines Geistes. Nachdem sich diese Siebenmeilenstiefeln glücklicher Sonntagskinder, für mich in bloße Stelzen verwandelt hatten, die mich zu Falle brachten; schlug ich, obwohl ungern, den Weg ein, welcher allen mittelmäßigen Leuten eröffnet ist; — ich

legte mich nämlich aufs Lernen. Man fand aber, meine Fortschritte seyen gering, und fügte als eine Art höflichen Trostes nur hinzu: über viele Dinge sey daheim, in unserem Deutschlande, nichts zu lernen. So reisete ich denn, um die ächten geselligen Verhältnisse, um Freiheit, Verfassung u. dgl. kennen zu lernen und sie von Angesicht zu Angesicht zu schauen, nach Paris; wohnte allerhand populairen und ministeriellen Emeuten bei, sah Könige ein- und absetzen, Journalisten sich in Minister, Arme in Reiche verwandeln; unter stetem Accompagnement heute von unermeßlichen Vivats, morgen von Pereats, high life above und belove stairs. In meinem Kopfe ging durch alle diese Dinge kein Licht auf, ich fand kein Pfingstfest neuer Erleuchtung, sondern nur ein Da capo babylonischer Sprachverwirrung, und wagte es nach der Heimkehr zu behaupten: in Frankreich sey über die obengenannten Dinge nichts zu lernen. Gröbere sagten hierauf: eine Gans flog über den Rhein, eine Gans kam wieder heim. Höflichere bemerkten: ich habe meinen Beruf verkannt; nach Italien müsse ich reisen, die Kunst sey für mich, und ich für die Kunst geschaffen! Ich ließ mich um so eher bereden, als ich allmählig eine wahre Leidenschaft für das Lernen, und die Überzeugung gewonnen hatte, nur der rechte Schüler erfreue sich einer ewigen Jugend. Behufs dieser Verjüngung schreibe ich auch regelmäßig

meine Schulexercitien eines Unverständigen; wie ich es wirklich bin, und durch unzählige Zeugen und Eideshelfer beweisen könnte, sobald irgend einer an jenem character indelebilis zweifeln sollte. Nur das unveräußerliche, und jetzt überall anerkannte Menschenrecht, nehme ich in Anspruch: ohne Ängstlichkeit, oder Verantwortlichkeit niederzuschreiben, was mir in den Kopf, oder in die Feder kömmt.

Triest.

Reisen Sie, sagte mir jemand, nicht nach Triest: es ist eine völlig unkünstlerische Stadt! Wenn ich aber dahin reise, wo die Kunst bereits gestorben ist, bereits ihr Campo santo bezogen hat, warum nicht dahin, wo sie ihre Geburt erwartet? Wäre es nicht anziehend und lehrreich diesen jugendlichen Boden, diese terra vergine zu schauen, welche erst nach längerer Kultur und in späterer Fruchtfolge, Kunst und Wissenschaft tragen kann? Trachtet (heißt es und mit Recht) zuerst nach dem Reiche Gottes; nach Gemälden und Bildsäulen kann man aber nicht zuerst trachten; viel andere Arbeit muß vorgenommen, viele Grundsteine müssen gelegt werden, ehe man an diese Blüthen und Früchte geistigen Ausbaues kommt. Ich habe eben so wenig hinreichenden Grund die Triestiner zu tadeln, daß ihre Stadt noch nicht in venetianischer Kunstweise prangt; als anzunehmen: sie würden sich in aller Zu-

kunst nur mit den Gegenständen beschäftigen, welche nach dem Alfabeth in der Zollrolle verzeichnet sind. Möge zu dem Besitze von Kunstwerken (wofür Einzelne, z. B. Hr. Sartori, einen schönen Anfang gemacht haben) bald das Erzeugen derselben hinzutreten, und Triest auch hier den Ruhm größter Thätigkeit verdienen! Macte virtute esto!

Venedig.

Dem raschen Sinken Venedigs in materieller Beziehung ist Einhalt gethan; eine geistige Auferstehung muß vom Inneren ausgehen. Sie wird ausbleiben wenn man mit eiteler Selbstgefälligkeit die Werke größerer Vorfahren aufzeigt, und die eigene Nichtigkeit durch die Macht äußerer Verhältnisse und Hindernisse entschuldigt, ja rechtfertigt. Sind diese Hindernisse jetzo wirklich größer als zur Zeit Attilas, oder des Krieges von Chioggia? Ist eine unbedingte Nothwendigkeit vorhanden, daß die heutigen venetianischen Maler, so weit hinter denen des 16ten Jahrhunderts zurückstehen? Durch das Purgatorium großartigen Schmerzes und bitterer Selbsterkenntniß müssen die Venetianer hindurchgehen; sonst kommen sie (politischer Größe gar nicht zu gedenken) nicht wieder zur wahren Kunst, sondern höchstens zu Ausstellungen vergänglicher Bilder, um der augenblicklichen Noth armer Leute abzuhelfen.

Sie werden (sagte mir jemand) in Venedig lernen, was Fleisch ist. Das war mir verständlicher als der Spruch eines Anderen: die Abstraktion innerer Sinnlichkeit, hat sich als Concretes der Äußerlichkeit offenbart. Zuletzt sagen beide Sätze dasselbe, und der letzte hängt dem ersten, Anstands halber, nur einigen philosophischen Flanell über. — Ich bin aber heute unanständig gesinnt, und behaupte: meine Art der Unanständigkeit vertrage sich mit der Frömmigkeit. Unter allem Sichtbaren, was Gott auf Erden erschaffen und zur Beschauung hingestellt hat, ist der menschliche Leib das erste, höchste, schönste. Ich will den Thieren, Pflanzen, Bergen, Wolken u. s. w. nichts Böses nachsagen, sie nicht herabsetzen; — der Mensch aber bleibt der König der Schöpfung. Darüber, entgegnet man, sind ja Alle einig. — Keineswegs: sie sprechen von Schönheit und fürchten sich doch oft vor ihr. Sie glauben dieselbe zu ergreifen, und malen und bewundern doch Fratzen und Mißgeburten. Der Sinn für Schönheit ist noch weit seltener als der für Sittlichkeit; und doch ist die Verbindung des Schönen und Guten das Höhere. — Warum scheuen Viele, bona fide, die Schönheit? Weil sie ihnen nur als das Verführerische erscheint. Warum preisen Viele die Schönheit? Weil sie dieselbe durch das Glas gemeiner Begier betrachten. Das unintereſſirte Wohl-

gefallen, von welchem Kant spricht, ist ihnen ein Unbegreifliches, Unmögliches.

Der Kopf des Menschen ist die höchste Signatur seines Geistes. Der rechte Kunstbeschauer kann sich aber darauf nicht beschränken, sondern muß fähig seyn sich an allen wahrhaft schönen Gliedern zu erbauen, vom Fuße bis zum Scheitel. Ich sage zu erbauen, wie an einer Offenbarung Gottes und seiner Schöpferkraft. So haben die venetianischen großen Maler das Fleisch betrachtet und dargestellt. Nicht in dem gemeinen Sinne einer réhabilitation de la chair, sondern als das Medium wodurch das Sichtbare sich mit dem Unsichtbaren und Geistigen verbindet. Wer von diesem Wesen, dieser Bedeutung der Schönheit nichts weiß, dem ist eine Hauptthür des Allerheiligsten verschlossen.

Das Fleisch, ohne den Geist, ist todt und verweset in wenigen Stunden; wenn es aber heißt: „der Geist, das Wort, der λογος ward Fleisch"; so liegt darin, wie überhaupt die höchste Offenbarung, so auch die Grundlage der höchsten Theorie und Praxis aller Kunst.

Warum ist die lebendige Schönheit, oft ohne hervorragenden Geist? Weil sie nicht Werk und Besitz des Einzelnen; sondern eine Gabe Gottes für Alle ist. — Warum offenbart sich der Geist oft in dem Unschönen? Um das Schöne zur Demuth zu verweisen

und zu beweisen: der Unschöne besitze durch begeisterte Erkenntniß die Schönheit weit mehr, als wer sie eitel am eigenen Leibe umherträgt. — Warum ist die Lehre ungenügend, welche das Schöne bloß in dem Charakteristischen findet? Weil sie die Offenbarung Gottes, in etwas lediglich Persönliches verwandeln möchte.

Die mediceische Venus.

Die florentiner Tribune ist in der That ein Allerheiligstes der mannichfaltigsten Kunst; für mich unverständigen Bewunderer des menschlichen Leibes sans décoration, überstrahlt jedoch, schon beim Eintritte, diese vollkommene Gestalt alles Übrige, und immer komme ich wieder auf sie als das natürlichste Maaß, den reinsten Wohllaut, das edelste Seyn ohne anderen Zweck und Zuthat zurück. Unbekümmert um puritanischen Widerspruch habe ich die größte Freude an diesem Fuße (wie ihn beschuhte Damen nie aufweisen können, nie die Strümpfe ausziehen dürfen) an diesem feinen Knöchel, dieser schlanken und doch schön gerundeten Wade, u. s. w. u. s. w., an jedem einzelnen Theile, wie an der Erscheinung des Ganzen. Ist denn diese Betrachtung, diese Freude, eine Sünde? Ist Kotzebue nicht bloß ein großer Thor, sondern auch ein wahrer Sünder, wenn er behauptet: die berliner Kammermädchen wären schöner, wie die mediceische Venus? Abgesehen von der einleuchtenden Albernheit

dieser Behauptung, kann sie jedoch (billiger gedeutet) in die Untersuchung über das Verhältniß des Lebendigen, zum Kunstwerke führen. Der entscheidende Vorzug des ersten ist eben, daß es lebt; der entscheidende Vorzug des letzten, daß es nicht altert, oder stirbt. Es macht einen tiefen und tiefsinnigen Eindruck, nach einem Menschenalter (unter dessen Last man selbst ergraut ist) diese Kunstwerke in unveränderter Jugend, und als Beweise der Unsterblichkeit wieder zu finden, gewichtiger als viele andere Beweise, angeblich philosophischer Art. Nirgends offenbart sich die, von Gott eingeflößte Schöpferkraft, die Kraft ihm nachzuerschaffen, so deutlich und bewundernswürdig als in dem wahren Kunstwerke. Und wiederum bleiben diejenigen Kunstwerke, welche den menschlichen Leib darstellen, für alle Zeiten am ansprechendsten, lebendigsten, verständlichsten. Die Venus und der Apoll stehen der Gegenwart (trotz des Schneiderapparats welchen man gegen die Kälte und zur Verhüllung des Unschönen überhängt) näher, als die Tragödien des Sophokles und die Gesetzgebung Solons. Ist dies ein Vorzug, oder deutet es auf eine leibliche Abgeschlossenheit; während die Wiedergeburt des Geistigen immer weiter vorwärts führt?

Gewiß leiten Betrachtungen dieser Art, ab von dem unmittelbaren Genusse an der Schönheit, und zu neuen Kotzebuiaden folgender Art. Venus ist eine

Göttinn. Warum? Die kleinen Amoretten zur Seite, kann man auch hübschen Mädchen zugesellen, und weitere Symbole und Bezeichnungen fehlen. Jupiter, Juno, Minerva erkenne ich noch an anderen Dingen, ja schon an den Köpfen. Der Kopf der Venus zeigt sehr schöne, regelmäßige Formen; sagt aber sonst wenig und verhält sich fast negativ. Keine Spur von Liebe, Begeisterung, Aufregung, Anreizung, Zurückweisung. Aber eben, weil der Kopf nicht die Venus macht, zeigte sie sich dem Paris ganz nackt, während die anderen Göttinnen meinten: dem rechten Kenner sey schon an ihren Köpfen genug gegeben und gezeigt. Die Venus ist die Göttinn der gesammten leiblichen Schönheit, darum muß die Bedeutung des Einzelnen zurücktreten.

Wenn aber Venus die Göttinn der gesammten leiblichen Schönheit ist, warum will diese mediceische sich nicht ganz zeigen? Der Diana war es Ernst als sie den, Kunst oder Schönheit liebenden Aktäon verwandelte; was aber will die Venus mit dieser Stellung sagen? Ich erkenne weder Hoheit, noch Zorn, noch Scham in gewöhnlichem Sinne des Worts. Sieht sie durch die Finger, und soll man wieder durch die Finger sehen? Will sie die Aufmerksamkeit ablenken, oder wohin richten? Bei der neapolitanischen Venus (oder wer das schöne Frauenzimmer ist) weiß ich was sie besieht, und was sie vorzugsweise zeigen

will, und der Beschauer nimmt Lehre an; was bezweckt die mediceische mit der Wendung des Kopfes und dieser Art von digito monstrarier? Vielleicht könnte man ohne unnütze Reflexion antworten: der Künstler brauchte eine Stellung, wo die Arme sich in schön geschwungenen Linien darstellten, er konnte sie also weder eng verschlingen, noch gerade herabhängen lassen, noch dem Leibe (der ganz sichtbar bleiben sollte) auflegen, noch einen Arm nach hinten verweisen u. s. w. Etwas tiefsinniger klingt es, wenn man spricht: es sollten sich zwei Naturen, die göttliche und die menschliche offenbaren. Ein völliges Verschwinden aller Scheu hätte, im besten Falle, nur die göttliche Überlegenheit gezeigt, und wäre bei schlechter Behandlung in Unverschämtheit ausgeartet. Ein Vorwalten der Besorgniß hätte bloß das menschliche Element gezeigt, und die Schönheit ganz einer moralischen Reflexion untergeordnet. — So kann man noch viel über diese Venus raisonniren, oder schwadroniren; ich will aber zur rechten Unschuld zurückkehren und sie ansehen.

(Die Fortsetzung ein andermal.)

Siebenundfunfzigster Brief.

Florenz, den 3ten Junius.

— — — Ich hatte mit einem Juristen über das Erbrecht der hiesigen Frauen gesprochen, und fragte Mad. H— über ihre Meinung. Sie hatte mehr Grund auf die hiesigen Gesetze zu schelten, als preußische Frauen auf die preußischen Gesetze. Die Töchter sind in Toskana von der Erbschaft gesetzlich ausgeschlossen, sie erhalten nur einen Pflichttheil und eine, ihnen gewöhnlich angerechnete, Ausstattung. Unverheirathete sollen von den Brüdern im Hause erhalten werden, wobei oft wenig Freude seyn mag. Im Fall einer Trennung, geht die Abfindung nicht über den Pflichttheil hinaus. Zur Zeit der Franzosen war das Erbrecht für Söhne und Töchter gleich; nach ihrer Vertreibung erhielten jene Bestimmungen wieder Gesetzeskraft, und nur darin zeigt sich eine Erleichterung für die Frauen, daß Fideicommisse und Substitutionen älterer Zeiten, meist ihre Kraft verloren haben. Aber eben weil dies geschehen, und von Lehnspflichten und politischen Rechten des Adels, oder der Erstgebornen gar nicht mehr die Rede ist, weil die Weiber sonst überall auf eine andere Stelle gerückt sind; erscheint jenes einseitige Erbrecht, als ein unpas-

sender Überrest anderer Zeiten, welcher sich durch willkürliche Vorliebe, und nicht durch genügende Gründe erhalten hat. Will man folgerecht verfahren, so muß man ihn (gleich wie so vieles, damit Zusammenhangende) ganz beseitigen.

Achtundfunfzigster Brief.

Florenz, den 4ten Junius.

Jeder Tag hat in Italien seine Eigenthümlichkeiten des Sehens, Hörens, Lernens; schon deshalb begreife ich nicht, wie man Einzelnes was unangenehm berühren mag, ganz allein in die Wagschale legen kann. Zur Probe das Inhaltsverzeichniß des gestrigen ganz einfachen Tages. — — —

— — — Jetzt zum Mittagsessen bei dem Marchese — mit —. Drei verständige Leute müssen verständig reden; und so kam nacheinander gar viel Florentinisches und Fremdes, Gegenwart und Vergangenheit zur Sprache, was ich seines Ortes im Gedächtnisse bewahre, oder niederschreibe. — — Die Protestanten, sagte — weiter, sind jetzt oft billiger gegen Papst und Kirche, als die Katholiken, wenigstens die Italie-

ner. Wir haben beides in der Nähe, und kennen die Wirklichkeit. Nur wenige Thoren bilden sich ein, die Allmacht der altkatholischen Kirchenherrschaft könne wiederkehren. — Ich bemerkte, wie der Überdruß am politischen Experimentiren in Manchem Neigung und Hoffnung errege, auf kirchlichem Boden Freiheit, oder Gehorsam, zu begründen. Einstimmig waren wir: daß der gesammte Protestantismus und der gesammte Katholicismus, nur von Wenigen angenommen und aufgenommen werde, daß Gefühl und Überzeugung der Welt, ja jedes denkenden Einzelnen, sie in Wahrheit beide modificire und auf eine neue Gestaltung hinweise. Einstimmig waren wir ferner: daß die rechte Mitte, eben das Rechte, das Positive sey; aus lauter Negationen aber die rechte Mitte weder gefunden, noch auf diese Weise etwas gegründet, oder erbaut werden könne. Hiebei gaben die ministeriellen Umtriebe in Paris (wobei auch nicht ein großer, inhaltsreicher, positiver Gedanke zum Vorschein kam) gar lehrreiche Beispiele und Beweise.

Unter Gesprächen dieser Art, fuhren wir zu Mad. — einer französischen, geistreichen Dame, welcher jene Herrn mich vorstellen wollten. Sie zeigte sogleich, bei angenehmem Äußeren, auch die gewandte Lebendigkeit der Französinnen. Ohne sich im Stillen ihres kleinen Kindes stören zu lassen, befand sie sich (ich weiß nicht

mehr wie) sogleich im centre de la politique und hielt große Lobreden auf Hrn. T —. Insbesondere befinde sich von ihm im Constitutionnel ein Artikel gegen den König, von einer profondeur des pensées und einer simplicité d'expression — unübertrefflich! Meine Begleiter schwiegen, und einige bescheidene Bemerkungen meinerseits förderten nur den politischen Enthusiasmus. Mir war zu Muthe, wie einer Champagnerbouteille, die aufs Äußerste flattirt wird loszubrechen; dennoch hielt ich an mich und sagte kein Wort mehr; so konnte denn der Strom der pariser Beredsamkeit sich ungehindert verlaufen. — Mad. — fragte hierauf nach Hallam und konnte nicht begreifen daß er weder Parlamentsglied sey, noch nach dieser Würde strebe. Ich bemerkte: die Engländer glaubten nicht daß die Wissenschaft, ohne politisches Mitreden ärmlich, oder jeder Gelehrte berufen sey mitzuregieren. Jetzt kam die Rede auf die Engländerinnen und Mad. — sagte: sie wären insipide, ohne Ausdruck, höchstens beautés de jardinières, große Hände, große Füße, dick, plump, à l'allemande, keine Erziehung und gesellige Bildung. Hatte ich mir zeither Gewalt angethan und geschwiegen, so ließ ich nun meiner Beredsamkeit freien Lauf; wo dann freilich hier das Reden, sowie früher das Schweigen, als Opposition gegen das Französische heraustrat. So auch

durch die Behauptung; das Talent Conversation zu machen und esprit zu zeigen, sey keineswegs das Erste und Höchste für Männer, oder Frauen. Die Frau — zeigte jedoch eben dies Talent, indem sie sich die Einreden gefallen ließ. Sie versprach beim Wiedersehen die Französinnen anzugreifen und ich, dieselben zu vertheidigen.

Ein Spaziergang am Arno beschloß den Tag, oder den Abend. Die Venus schien so hell, daß sie einen Lichtstreifen im Wasser bildete; und nach vortrefflichem Schlafe, schrieb ich die Tagesgeschichte nieder, um nun an die Tagesarbeit zu gehen.

— — Auf der Polizei fragte man mich: wie alt sind Sie? Als ich geantwortet: 58 Jahre, erschrak ich gar sehr und dachte: du gehörst nach Hause um dich zur Ruhe zu setzen! — —

Neunundfunfzigster Brief.

Florenz, den 6ten Junius.

Der unverständigen Kunstbetrachtungen erste Fortsetzung.

Venus Medici noch einmal und for ever.

Als das sehr schöne Fräulein von Glafei, die nachmalige Frau von Saldern, in einer Gesellschaft zufällig auf eine Bank oder eine Erhöhung gestiegen war und viele Bewunderer um sich versammelt hatte, sagte einer der letzten: sie möge, von dieser Erhöhung herab, eine Rede halten. Über die Wahl des Gegenstandes entstanden Zweifel, und ein Anderer schlug vor: „nehmen Sie sich selbst zum Thema, und halten Sie eine Rede über die Schönheit." Denselben Vorschlag habe ich der Göttinn schon mehre Male gemacht; aber sie schweigt, und so kann ich nicht umhin (ohne Anspruch auf Rede und Redekunst) meiner Zunge noch einmal freien Lauf zu lassen.

Wer die mediceische Venus nur aus Gipsabgüssen kennt, kennt sie noch nicht zur Hälfte; so unbestimmt, matt, plump erscheint Alles, im Vergleich

mit dem Urbilde. Es ist als wollte man Titian und Correggio nach Kupferstichen beurtheilen.

Warum nennt man aber jedes nackte Frauenzimmer eine Venus? Etwa um die Verschiedenheit, den Gegensatz zu bezeichnen? *Καϑ' αντιφρασιν.* Selbst die berliner Kammerjungfern würden, wenn man sie dieser kotzebuischen Feuerprobe unterwerfen, oder diesem Luftbade aussetzen wollte, darin keine Standeserhöhung, sondern eine Erniedrigung und Verspottung finden. Weil jede Enthüllung bei den meisten Menschen nur das Unvollkommene, Unschöne zum Vorschein bringt, haben ja selbst Gesetzgeber sie als Verhöhnung und Strafe vorgeschrieben; und die menschliche Bekleidung hat weniger mit der Sittlichkeit zu thun, als daß sich darin eine Abneigung gegen das Unschöne, also der Anfang eines besseren Geschmacks ausspricht, bis gewisse Ultras in dem Anblicke, ja in dem Daseyn des Schönen, schon Verkehrtheit und Ausartung sehen und es zu vernichten trachten.

Die Ideen des Wahren, Schönen, Guten sind von so unendlichem Umfange und so überreichen Inhalts, daß man sich nicht wundern darf wenn Verehrer der einen oder der andern sie ausschließend auf den Thron setzen, und vergessen daß erst jener Dreieinheit die rechte Herrschaft gebührt. Solch übertriebene Verehrer des Wahren, stellen z. B. das Häßliche dem Schönen gleich, weil in einer Beziehung (aber auch

nur in einer) jenem eine gewisse Wahrheit nicht kann abgesprochen werden. Ähnliche Verehrer des Guten finden in dem Hervorheben des Schönen, eine Ungerechtigkeit gegen das Häßliche und eine gottlose Erhebung des Sichtbaren, über das Unsichtbare. Auf diesem Boden einseitiger Irthümer erwachsen Naturalisten, Puritaner, Bilderstürmer, neufranzösische Dichter, — allzumal — (wenn nichts Schlimmeres) — verkehrte Unitarier.

Ich habe nun auch die niederhockende Venus in der hiesigen Gallerie wieder genau betrachtet. Sie ist überrascht und wünscht ernst sich zu verhüllen; in dem Maaß als sich aber hier die Schamhaftigkeit des Mädchens mehr kund giebt, tritt die Göttinn zurück, welche Schönheit offenbaren darf und soll.

Warum giebt es keinen Gott der Schönheit? Weil bei ihm (oder doch bei dem Manne) die Schönheit nie ausreicht, nie das Ganze ist und erschöpft; sondern noch etwas Anderes, Qualitatives, Charakteristisches, ein Zweck, eine Richtung und Thätigkeit hervortreten sollen. Apollon ist so wenig ein Gott der Schönheit, als Diana eine Göttinn derselben; ihr innerstes Wesen erwächst auf ganz anderem Boden. Adonis und Antinous haben sich aus ihrem weichlichen Daseyn, nie bis zum Göttlichen erhoben; jener war der Venus nie ebenbürtig.

Ich habe in einer früheren unverständigen Betrachtung gar gründlich zu beweisen gesucht: daß, und warum sich Juno nicht entkleide; und nun finde ich vorgestern in der Werkstatt des hiesigen Bildhauers Bartolini, eine liegende Juno, welche einen Schleier emporhebt um sich völlig nackt zu zeigen. Ein schönes Weib; dennoch blieb mir der Eindruck, als thue sie es fast par dépit, oder um zu sagen: anch' io sono bella! Aber es ist nicht ihres Amtes, de son métier, wie bei der Venus. Auch muß sie sich wieder ankleiden, oder ankleiden lassen, was Venus nicht nöthig hat. Vielleicht ist diese um deswillen an Vulkan vermählt, der (wie die Borghese sagte) immer la chambre bien chauffée hat.

Der Sinn des Geruchs.

Für den Sinn des Auges und des Ohres sind große Kunsttheorien entworfen; Geschmack und Gefühl haben, aus ihrem kleineren Gebiete heraus, aller Orten Eroberungen versucht und Kolonien angelegt: nur der Sinn des Geruchs ist überall vernachlässigt und keiner Betrachtung und Erziehung gewürdigt worden. Höchstens hat man einmal erörtert und ermittelt: ob und wie die Gerüche auf Gesundheit, oder Krankheit des Leibes einwirken. Dies führt kaum in die Physiologie, aber nicht in die Psychologie und Ästhetik; ja es ließe sich von jenem Standpunkte darthun:

Gott habe zwar die Nase immerhin (des Schnaubens und des Schnupftabaknehmens halber) erschaffen mögen; am Riechen sey aber nichts gelegen, und der Nichtriechende vielleicht besser daran, als der Riechende.

Auf diese Betrachtungen bringt mich Florenz! In dieser kunstreichen, eleganten, reinlichen, schöngepflasterten Stadt, fließen von jeder Mauer zahllose Ströme, welche dem Acheron und Phlegeton, dem Cocytus und Styx und allen Höllenflüssen vergleichbar sind, höheren Gedanken und Gefühlen den Dampf anthun, und jeden zur Verzweiflung bringen, dessen Geruchsnerven noch nicht ganz zerstört sind. Außerdem bedarf es steter Aufmerksamkeit, um nicht in diese unreinen Gewässer hinein zu treten, und mehr mit nach Hause zu bringen als homöopathisch nöthig ist, die Luft zu verpesten. Es wird als großer Fortschritt gerühmt, daß von den wenigen Schlächtern kein Schwein mehr dürfe in der Stadt geschlachtet werden; aber diese ganz allgemeine Schweinerei duldet man, und hat sich daran gewöhnt, oder ist dagegen abgestumpft. Gott besser's!

Adam Müller wollte einst eine Ästhetik des Geruchs entwerfen, kam aber nicht über seine sonstige Lehre vom Gegensatze hinaus. E i n G e r u c h, und e i n A n t i g e r u c h (vielleicht der florentinische), dies abstrakte Schema bringt die Sache nicht zum Ziele. So lange fumettes Wild, anrüchige Seefische, stinkender Käse, Theer, Meerrettig, Knoblauch u. s. w.

u. s. w. von vielen Leuten noch mit Wohlgefallen gegessen und gerochen werden, — zarte Damen hingegen den Rosenduft verabscheuen; fehlt es an den ersten Elementen zur Begründung einer Ästhetik des Geruches. Willkür und babylonische Anarchie herrscht auf diesem Boden, bis irgend ein großer Gesetzgeber für die Nase auftritt, an den man glaubt, oder dem man ein Patent für seine neue Eintheilung und Abschätzung ertheilt. Vielleicht ist Florenz hiezu berufen, es sey aus Desperation, oder nach dem Sprichworte per aspra ad astra. Hat man doch den großen Neptun auf dem herzoglichen Platze dahin gebracht, sich ungemein anständig und bescheiden aufzuführen; warum nicht die vielen kleinen Florentiner, welche kein Urrecht auf diese Bewässerungsanstalten haben?

Allerhand Anderes von Florenz.

Florenz im Mittelalter, und Florenz seit dem 16ten Jahrhunderte, ist (trotz aller hindurchlaufenden Fäden) wesentlich verschieden. Glücklicher als manche italienische Republik, hat es aus einer äschyleischen Jugend, den Weg zu einer xenophontischen Harmonie späterer Jahre gefunden. Dies harmonische Maaß, diese Thätigkeit ohne krankhafte Übertreibung, diese Grazie ohne Oberflächlichkeit, diese Zufriedenheit ohne Gleichgültigkeit, spricht mich (mit Recht, oder Unrecht) in Florenz, in Toskana an, und scheint mir (sofern nicht

unwiderstehliche Stürme daher brausen) die Bürgschaft langen und glücklichen Lebens zu gewähren.

In einigen noch übrigen, thurmähnlichen Häusern, offenbart sich der Charakter der früheren florentinischen Geschichte, und nicht minder in den Stadtmauern. An Schönheit würde Florenz sehr gewinnen, wenn man diese abtrüge und aller Orten Aussichten eröffnete. Die, für den Beschauer höchst unangenehme Leidenschaft, jedes Besitzthum hier mit hohen Mauern einzuschließen, wurzelt ebenfalls in einer früheren Zeit, welche daheim weniger Sicherheit gewährte, oder die Natur weniger verehrte, — oder (wie noch Andere meinen) weniger Götzendienst mit ihr trieb. Diesmal bestreite ich die letzte Meinung, und stelle mich auf die Seite derer, welche in Regensburg, Leipzig, Breslau, Dresden u. s. w. Sinn und Geschmack für Naturschönheit erwiesen.

Am schroffsten zeigt sich der Gegensatz der früheren gewaltigen Richtung und der jetzigen gemäßigteren Zeit, an den Kunstwerken auf dem Platze des Großherzogs. Herkules erschlägt den Cacus, von Bandinelli; Sabinerraub, von Johann von Bologna; Perseus mit dem abgeschlagenen Haupte und dem Leichname der Medusa, von Benvenuto Cellini; Judith, welche dem Holofernes den Kopf abschneidet, von Donatello; Michel Angelos David (der auch Goliath heißen könnte) mit ähnlichen Absichten umgehend. — Nichts also

wie Mord und Todtschlag; so daß der Neptun (statt als Heidengott mit seinem quos ego wild voranzugehen) ganz erschrocken dasteht, und gutmüthig all dem Skandale zuschaut. — Der in Bezug auf Blüchers Bildsäule angebrachte Witz: „ich habe hier oben allene nich Platz"; ließe sich in Bezug auf Perseus und Judith und die beiden zusammengedrehten Leichen noch eher wiederholen. Perseus ist (in Vergleich mit den besseren Bildsäulen des Alterthums) nur ein plumper Gesell, wie es Cellini selbst war; und all diese Halsabschneidereien, Rümpfe ohne Kopf, Blutströme in Bronze u. s. w., scheinen mir verfehlte Aufgaben, so viel Kunst auch auf ihre Lösung verwandt ist. Selbst die schöne, eingeklemmte, in der Luft sich abmühende Sabinerinn, sähe ich gern auf sicherer Erde in einer zur Offenbarung jener Schönheit günstigeren Stellung.

Gut daß das Papier zu Ende geht, sonst würde diese Portion des Unverstandes und der Ketzereien heut zu groß. Vielleicht verbittet Ihr Euch dies Gericht für die Zukunft.

Sechzigster Brief.

Florenz, den 7ten Junius.

Dem Unverständigen, mag das Alltägliche (was ist schlimmer?) folgen. Wo möglich mache ich alle Tage einen Spaziergang in die schönen Umgegenden. So eines Nachmittags in die Cascinen. Vom sonnenhellen Abend her, die schönste Beleuchtung der Wälder und Wiesen; gegen Mitternacht ging ein Regenschauer an den bebauten Bergen nieder; gegen Morgen zeichnete sich Florenz, auf schwarzem Wolkengrunde scharf ab, mit seinen Kuppeln und Thürmen. Alles so mannichfaltig, wie schön. Ein andermal nach Poggio imperiale, dem Lustschlosse des Großherzogs, durch dunkele Cypressen aufwärts zu heiteren Höhen, und Orangegärten. — Ein drittes Mal nach Bello sguardo, wo jenseit eines grünen, mit Wein und Ölbäumen besetzten Abhanges, ganz Florenz vor Augen liegt, links sich die Ebene gen Pistoja eröffnet, und gegenüber Fiesole mit seinen alten Kirchen und Gebäuden die Hügelkette krönt. — Ein viertes Mal nach S. Miniato, ausgezeichnet durch ähnliche sehr schöne Aussichten.

— — Es ist natürlich wärmer geworden, als es war, aber noch gar keine drückende Hitze, und unrathsam die wärmere Kleidung schon abzulegen, da die Morgen und Abende nicht über 11 bis 13 Grad Wärme zeigen.

Durch den Grafen Waldburg-Truchseß, erhielt ich einen französischen Brief aus Turin, worin mir der Graf Cosilla meldet: S. M. der König habe mir ein Exemplar der Storia metallica seines Reiches geschenkt. In meiner an den Grafen gerichteten (ebenfalls französischen) Antwort, habe ich mich für diese unerwartete Gnade bedankt, einige literarische Punkte erörtert, und (unter Anderem) gesagt: J'ai parcouru differens pays de l'Europe, mais la reception que j'ai trouvé à Turin, le nombre de personnes d'esprit, de talens et de science, qui ont bien voulu m'instruire, l'énergie du caractère qui m'a paru plus grande que dans quelques autres pays de l'Italie, les progrès de la monarchie sarde, principalement de la Sardaigne elle même, un Roi qui tache de réaliser un juste milieu *positif*; — tout cela a rendu mon séjour à Turin extrêmement utile et agréable, et s'est imprimé dans mon coeur et ma memoire pour toute la vie.

Laßt mein Französisch unbekrittelt; bemerkt aber, daß all das Gesagte völlig wahr ist und nur an dieser Stelle der Zweifel unterdrückt ward: ob König

Karl Albert nicht zu sehr geistlichen, insbesondere jesuitischen Rathschlägen Gehör gebe. In dieser Beziehung verweise ich auf meine anderen Berichte.

Vom Theater ist und bleibt wenig zu erzählen. Die schlechten Opern und Komödien ziehen mich nicht an, und ein Talent wie Erminia Gherardi habe ich nicht wiedergefunden. Doch ginge ich wohl noch öfter ins Schauspiel, finge es früher als halb neun Uhr an. So mag ich aber nicht den Schlaf in der Nacht, oder die Arbeitszeit des Morgens einbüßen.

Aus den hiesigen Theatergesetzen hebe ich nur eines hervor, worin es heißt: Alles was öffentlich versprochen wird (neue Dekorationen, reiche Kleidungen, zahlreiches Personal, militairische Banda), muß gehalten werden; da es nicht zu erlauben ist, daß man das Publikum täusche und betrüge.

Sehr anziehende Nachrichten über das italienische Theater, enthalten die Skizzen meines so oft erwähnten, verehrten Freundes Czörnig. Ich entnehme denselben Folgendes: Das italienische Theater wird nicht bloß wie ein Kunstgenuß, sondern fast noch mehr wie ein geselliges Vergnügen betrachtet, wohlfeiler, bequemer, mannichfaltiger, kunstreicher, als französische Soireen und englische Routs. Damit steht in Verbindung, daß man nicht Jahr ein Jahr aus nur vollendete Kunstwerke sehen kann und will; sondern sich auch mit Mittelmäßigem behilft und plaudert,

bis irgend der Aufmerksamkeit Werthes, aus dem Unbedeutenden hervorleuchtet. Daher ferner der häufige Wechsel der Gesellschaften, die kurzen Engagements der Künstler, die Nothwendigkeit für den Unternehmer Alles in jeder Stadt und für jedes Jahr neu zu beginnen u. s. w. Die Operntexte sind fast ohne Ausnahme schlecht und nach einem Leisten zugeschnitten; schon um den hartnäckigen Forderungen der einzelnen Sänger und Sängerinnen zu genügen. Trotz der Vorliebe für die Oper, gehen die meisten Unternehmer mit ihren Gesellschaften zu Grunde, sobald sie nicht von der Regierung unterstützt werden. So erhält die Scala jährlich 240,000 Franken, worüber die anderen lombardischen Städte jedoch viel Klage erheben. Im Jahre 1832 waren in Ober- und Mittelitalien (ohne Neapel und Sicilien) 71 Theater, darunter 18 für Oper und Ballet, 33 für die Oper, eins für die Oper und Schauspiel, eins für Schauspiel und Ballet, 17 fürs Schauspiel, eins für Schauspiel und Seiltänzer. Nur in Florenz zeigte sich ein Übergewicht des Schauspiels. Für das Jahr 1838 wurden 20 Opern neu componirt, von denen kaum eine den zweiten Sommer erlebt. Donizetti schrieb bereits 60 Opern; Gluck, Mozart und Spontini wußten (wie Voltaire sagt) que ce n'est pas avec un si grand paquetage qu'on va à l'éternité. — Ich fühle mich sehr geneigt, über dies

Musik- und Theaterwesen noch unverständig zu sprechen; darum breche ich hier ab, bis ich für jenes Vorrecht einen neuen Stempelbogen gelöset und bezahlt habe.

Obgleich das Besehen von Bibliotheken in der Regel eine langweilige Sache ist, gehört es doch zu den Pflichten eines reisenden Gelehrten, das Handwerk zu begrüßen. Persönlich gerathe ich indessen dadurch immer in eine faule, unlustige Stimmung, als sey es (nur zu wahr!) unmöglich alle Bücher zu lesen, und schon deshalb nicht der Mühe werth welche zu schreiben.

An den vorherrschenden Schweinslederbänden einiger Bibliotheken in Florenz, erkennt man schon daß sie mit dem Geiste der Zeit nicht fortschreiten. Ganz anders mit der großherzoglichen Bibliothek im Palaste Pitti. Obgleich erst seit 1815 angelegt, sind (besonders durch die Vorliebe des Erzherzogs Ferdinand) eine erstaunliche Menge der schönsten Ausgaben alter und neuer Klassiker, sowie kostbare Werke für Natur- und Kunstgeschichte angeschafft worden. Auch an Handschriften (z. B. von Lorenz dem Medicäer, Tasso, Galilei) fehlt es nicht, die zum Theil noch gar nicht benutzt und bekannt gemacht wurden. Arbeit genug für einen Mann, der (wie —) neues Licht über die florentiner Geschichte verbreiten will.

Vielleicht wäre es (für allgemeinen Gebrauch, und

der dringenden Nothwendigkeit halber die florentiner Bibliotheken zu vermehren) gerathen dieselben zu einer großen Hauptbibliothek zu vereinigen, und die Doubletten zu verkaufen. Gewiß wäre es nützlich über Verwendung der, immer noch unzureichenden Geldmittel, jährlich ein bestimmtes Abkommen zn treffen, und jeder Bibliothek bestimmte Fächer zuzuweisen. — Nur als sehr seltene Ausnahme werden Bücher an Gelehrte verliehen, niemals aber an Studenten; was schon deshalb sehr übel ist, weil die Vorlesungen auf der Universität und die Lesestunden auf der Bibliothek, meist zusammenfallen.

Einundsechzigster Brief.

Florenz, den 8ten Junius.

—— Weil ich mich nicht entschließen kann, nach bekannter Weise zum tausendsten Male über die einzelnen Bildsäulen und Gemälde dasselbe zu sagen, und weil ich eben so wenig alle Gedanken und Empfindungen darüber unterdrücken mag, so lasse ich das Meiste zur Seite, und habe mir für Einzelnes die Erlaubniß gegeben, meinen unverständigen Ketzereien freien Lauf zu

lassen. Dasselbe hätte ich gestern fast gethan, als ein Paar Engländer gar vielerlei an der mediceischen Venus auszusetzen hatten, und ein Paar Andere die Gemälde des Carlo Dolce aufs Höchste bewunderten. Wahrscheinlich englischen Aufträgen gemäß, sitzen vor jedem dieser Gemälde, nicht bloß ein Copist, sondern deren zwei, drei. Trotz Tiecks Zerbino, immer noch vergebliche Reisen in das Land des guten Geschmacks!

Zweiundsechzigster Brief.

Florenz, den 10ten Junius.

Könnte ich nur durch trockene Aufzählung des täglichen Lebens, den Glanz und die Farben des Natur- und Kunstgenusses Euren Augen vorüberführen. Wie ich vom Garten Boboli in den Palast Pitti gehe, die Cascinen ihres heiteren Eindrucks halber immer wieder besuche, und mich vorgestern auf dem Kastell Belvedere (oberhalb von Boboli) an der vielleicht schönsten Aussicht in die Umgegend erfreute. Hügel und Berglinien der mannichfachsten Art, der Arno mit den Brücken in schönster Beleuchtung, Boboli, Pitti, die

ganze Stadt zu den Füßen hingestreckt, und aus dem Meere dunkeln und hellen Grünes, die weißen Häuser lustig und eigenthümlich hervorleuchtend. — Und doch werden römische Eiferer mir bald beweisen: die wüste Campagna sey schöner, als Florenz und Neapel! Solch einer Natur und Kunst gegenüber, können sich die lebendigen Florentiner kaum à la hauteur und al pari halten. — — —

Dreiundsechzigster Brief.

Florenz, den 11ten Junius.

Der unverständigen Kunstbetrachtungen zweite Fortsetzung.

Niobe.

Das größte Trauerspiel, das je in der Kunstgeschichte dargestellt und aufgeführt worden ist. Ein einfacher Gedanke, ein einfaches Gefühl, ein erhabener Accord; aber gebrochen, und hindurchmodulirt durch alle Abstufungen und inneren Verwandtschaften von Besorgniß, Furcht, Schmerz, Ergebung, Todespein und Verschei=

den. Eine erhabene, wunderbare, tiefsinnige Conception, die eben deshalb schon aufs Tiefste erregt und erschüttert; während Laokoon mich fast nur verletzt und zu Betrachtungen über die Künstlichkeit des Kunstwerkes verleitet, welche immer untergeordneter Art sind und bleiben.

War Stolz in Niobe auf ihre sieben edlen Söhne und ihre sieben herrlichen Töchter, so war er natürlich, mütterlich, und jeden Falls edlerer Art als der Maitressenübermuth ihrer Schwester Latona. Apollon ist kein voller Gott, sondern nur ein halber (halbschlägig oder halbschlächtig), weil der Mutter Neid ihn ebenfalls erfüllte, und seine Macht nicht durch Milde, Liebe, Gnade erhöht und verklärt ward. Der jüdische Jehova zeigt sich auch als eifriger Gott, doch rettete er Isaak; während Apollon hier nur der Tödtende (απολλυμι), Zerstörende, der hellenische Schiwa ist. Daher hat Niobe auch Recht behalten durch alle Zeiten hindurch, im inneren Gefühle, wie in äußerer Darstellung. — Sie ist die Siegerinn, auferstanden mit ihren Kindern, und umgeben von theilnehmenden Freunden und Freundinnen. — Schon durch diese That allein, verlor Apollon seine Herrschaft; Niobe und ihre Kinder stürzten in ihrem Untergange das Heidenthum, waren Vorboten einer anderen Zeit und höherer Offenbarung.

Alfieri.

Was Einem fehlt, das erwirbt man gern und läßt es sich noch lieber schenken, ohne (nach dem Sprichworte) dem geschenkten Gaule genau ins Maul zu sehen. Der Artikel Tragödie war in den italienischen Literargeschichten nur mit einigen Surrogaten versehen; da kam Alfieri und bot ächte, die Fabrik Hellas und Compagnie noch übertreffende Waare. Kann man sich wundern daß Alle freudig zugriffen und nicht sowohl den Stoff, ihren Leibern gemäß, zuschnitten, als in das fertige Kleid hineinkrochen, oder es über die Schultern hingen, und im Kothurnschritt gegen andere dramatische Schneider und Kleider anrückten? Unser Alfieri, rufen die Italiener, als scheuten sie den Pluralis: unsere Alfierie zu sagen (wie es wohl anderwärts geschieht). Ist denn aber Alfieri wirklich ein italienisches, einheimisches, dem Boden und Klima natürliches, angemessenes Gewächs, oder Produkt? Ich weiß wohl daß er in Italien geboren ward und italienisch schrieb; mir erscheint er aber als eine ganz fremde, exotische Pflanze, die man zwar hegt und pflegt, die aber keineswegs durch und durch italienisch ist, wie etwa Dante und Machiaveli. Als ich dies, oder Ähnliches gegen den Marchese M— äußerte, entgegnete er: Alfieri sey populair, die Darstellung seiner Tragödien überfüllt, und selbst das Landvolk durch dieselben bis zu Thränen gerührt.

Abbate B— hingegen läugnete die Popularität und den zahlreichen Besuch, und trocknete mithin auch die Thränen des Landvolkes. Es ist nicht meines Amtes: tantas componere lites; die zweite Behauptung erscheint mir dagegen für die Italiener günstiger, als die erste. Denn sie würde beweisen: daß rhetorische Treibhaustragödien den unverkünstelten Sinn wenig ansprechen, und die Bewunderung sich in den Kreis der ästhetisirenden Gelehrten zurückzieht.

Als ich (ohne auf Werth, oder Unwerth des Urtheils einzugehen) es als Thatsache aussprach: daß die übrigen großen Dichter Italiens in Deutschland gekannt und geehrt würden, Goldoni noch oft dargestellt werde und selbst Gozzi Anklang finde, Alfieri aber nirgends Bewunderung, oder auch nur Theilnahme errege; — so galt diese Thatsache natürlich für ein Zeichen noch fortdauernder nordischer Barbarei und — behauptete: nach 600 Jahren, werde die Welt einsehen, Alfieri sey ein eben so großer Dichter, wie Dante! Was ich hierauf dachte, sagte ich ein andermal an B— und er stimmte bei: daß Alfieri gar kein Dichter, sondern nur ein Rhetor sey, der sich gern zum Dichter hinaufgeschraubt hätte. Zuletzt gaben — und seine Frau zu: es fehle dem Alfieri das movimento (was ich bei weiterem Besprechen eben das Dramatische nannte); aber die Erhabenheit der Sprache, Gesinnung, der Tiefsinn seiner Werke, er-

setze nicht bloß das Mangelnde, sondern führe weit darüber hinaus. Zuletzt sucht aber diese Theorie, das Wesen eines Kunstwerkes neben demselben, und setzt das Ganze zur Seite, oder die Einzelheiten (auch schöne Stellen genannt) drüber hinauf.

Sowie die Bewunderer Alfieris das Erhabene (und als Nebensache und Beilage das Dramatische) in seiner trockenen, herben Rhetorik finden; so glaubten vor 150 Jahren die Bewunderer des weichlichen Marini: durch ihn sey die Schönheit in höherer Potenz wiedergeboren und offenbart worden. Der erste Aberglaube wird vergehen, wie der zweite vergangen ist.

Es giebt ausgezeichnete Schriftsteller, deren Verständniß einem fremden Volke äußerst schwer wird, und aus Höflichkeit könnte man Alfieri dahin zählen. Warum versteht man denn aber, bei uns, den viel schwierigeren Dante; und haben die Deutschen nicht überall Fleiß und Beweglichkeit gezeigt, sich in das Allerfremdartigste — bis zum Indianischen und Chinesischen — hineinzufinden? Könnte man unsere Bildung in dieser Beziehung zu universell und verbreitet nennen; so zeigt sich bei den Italienern das Gegentheil. So oft sich auch die deutschen Jünglinge, nach vollendeten Schuljahren, vom Griechischen wegwenden; es bleibt doch ein Gefühl für Maaß und Schönheit zurück, und die Kenntniß neuerer Sprachen tritt als Füllstück hinzu. Die meisten jungen Italiener lernen

aber weder Griechisch, noch Deutsch, noch Englisch, und Übersetzungen fehlen ganz, oder geben durchaus ungenügende Vorstellungen von den Dichterwerken des Auslandes. Daß sich Italien in falscher Selbstgenügsamkeit so vereinzelt, hat schon großen Schaden gethan, und wird täglich nachtheiliger einwirken wenn man nicht ernster und ausdauernder an die, zeither verschmähte, europäische Arbeit des Geistes geht.

Künste.

Wie viel Künste giebt es? Auf diese, äußerst schwierige Frage sind sehr viele, unter einander abweichende, niemals völlig genügende Antworten ertheilt worden. Beschränkt man jene Frage und sagt: wie viel freie, oder schöne Künste giebt es? so stimmen die Gelehrten (von den Verehrern des trivium und quadrivium abwärts) eben so wenig überein. Sucht man den eigenen Boden dadurch genauer kennen zu lernen, daß man ihn bestimmter abgränzt und Wissenschaft von Kunst unterscheidet; so bricht die Verwirrung wieder herein, weil jede Kunst einer Theorie, und jede Wissenschaft einer künstlerischen Behandlung bedarf. Bezieht man die Kunst allein auf Schönheit und leitet (mit eiliger Bequemlichkeit) die Schönheit nur von Scheinen ab; so fallen die Künste lediglich den Sinnen, oder streng genommen dem Auge zu. Die Musik lassen diese Theoretiker zur Seite, und die

Dichtkunst verwandelt sich meist in eine Beschreibung des Sinnlichen.

Ganz entgegengesetzte Schulen wissen umgekehrt nur von Geist und Bedeutung, wobei die Schönheit ihr Licht puritanisch unter den Scheffel stellen muß. Andere Zweifel entstehen darüber: ob die Künste eine erbliche, geschlossene Oligarchie bilden, oder ob man (ausgezeichneter Verdienste halber) Standeserhöhungen vornehmen und z. B. eine Reitkunst, Kochkunst, Gartenkunst u. dgl. ernennen dürfe? Ferner: ob und welche Gleichheit, oder welcher Unterschied des Ranges, unter dem alten und dem neuen Adel sey?

Das Wort Kunst weiset belehrend auf ein Können hin; aber diese Leuchte scheint auszugehen, wenn wir bedenken, daß so vieles Können außerhalb aller Kunst liegt, und so viele die sich Künstler nennen, eben nichts können. Gewiß ist das Wollen vom Können verschieden und ohne das letzte nicht hinreichend; gewiß steht das Erkennen des Wissenschaftlichen auf anderem Boden, als das Erschaffen des Künstlers. Doch gehören beide zu einander und ergänzen sich unter einander. Jeder Künstler soll und muß denken; in der Regel aber nennt man diejenigen denkende Künstler, welche nichts können, und mit den Zahlpfennigen angeblicher Gedanken ihre Schulden bezahlen wollen.

In den meisten Fällen führt das Lernen zum Können; aber alles Lernen und Können setzt eine ursprüng-

liche Gabe voraus, ist nur ein Finden aus verborgenen Schätzen. Mag man den Boden noch so viel düngen und begießen; ohne Samen wächst keine Pflanze empor. Was man Wahl der Lebensart nennt, ist meist nur eine generatio aequivoca. Allen höheren Naturen ist ihr Beruf anerschaffen; aber die ihr Pfund vergraben, die Faulen, verdorren und verschwinden ehe die Zeit der Ärndte kömmt. Jede Geburt des Geistes, wie des Leibes, hat ihre Wehen und ihre Freuden; wer jene scheut, wird diese nie genießen. Was der Tag erzeugt, verzehrt der Tag; für alles Ewige, ist der Tag nur ein Vorübergehendes. Je tiefer der Baum wurzelt, desto sicherer und höher treibt die Krone. Die Journalistik trachtet danach die Ewigkeit in einen Tag zu verwandeln; und doch ist dieser Nichts, ohne ein Vor und Nach. Künstler, welche sich von Tageswünschen und Zwecken beherrschen lassen, opfern ihre Ewigkeit ihrer Zeitlichkeit.

Der Tag erhält erst höhere Bedeutung, wenn ich ihn als wesentlichen Theil der Ewigkeit betrachte; und die Ewigkeit erhält erst lebendigen Inhalt, wenn ich sie als Zeitlichkeit individualisire. Der bloß Genießende verflüchtigt das Beharrliche; der erzeugende Künstler, der Wissenschaftliche, der Staatsmann, bildet aus dem unsichtbaren Äther der Ewigkeit, neue eigenthümliche Welten und ruft sie ins Daseyn. Völker, die sich nur dem Materialen (seys in Krieg, oder Frieden) zu-

wenden, kommen über das Handhaben des Gegebenen, nicht zum Erschaffen; oder glauben, ein Erzeugen für den täglichen Genuß, könne jemals das Erschaffen für die Ewigkeit ersetzen. Wir erfassen die Ewigkeit nicht durch Aneinanderreihen des Zeitlichen (auch ist die Ewigkeit eines menschlichen Werkes immer nur eine Zeitlichkeit): vielmehr liegt der Inhalt der Ewigkeit darin, daß wir ihren Gedanken, in seiner unbegränzten Totalität ergreifen. Dies ist nur möglich, weil der Mensch ein Geschöpf des Ewigen ist; der Gedanke ward anerschaffen und angeboren. Läßt man hievon ab, so kommt man aus den Antinomien nie heraus.

Die Schöpfungsgeschichte legt die Ewigkeit dar, als Erfüllung, oder Ausfüllung der Zeitlichkeit; so zerlegen wir die göttliche Flamme der Kunst, in prismatische Farben der Künste. Macht der eine Strahl die vielen, oder die vielen den einen? — mir gleich. Gewiß ist die Einheit nichts ohne die Vielheit, und die Vielheit nichts ohne die Einheit. Das Hörbare wird in den chladnischen Figuren, den Verhältnissen der Baukunst u. s. w. sichtbar; das Sichtbare in der Bewegung hörbar, und die Harmonie der Sphären ist weit mehr als ein bloßer Einfall. In der mediceischen Venus höre ich den schönsten, harmonischen Accord, im Laokoon eine unaufgelösete Dissonanz. — Sucht nun für diese durchgehenden Töne meiner Grillen (wo möglich) einen verständigen Grund- und Schlußaccord.

Vierundsechzigster Brief.

Florenz, den 12ten Junius.

— — Trotz dieser glücklichen Sehnsucht nach der Heimath (denn ein Reisender ohne Heimath, bleibt eine Art ewiger Jude) bestätigt sich meine Behauptung von dem Reichthume und der Mannichfaltigkeit Italiens, und auch Ihr müßt es aus meinen Briefen entnehmen; obgleich dieselben nur eine einzelne Seite hervorheben und sehr viel Anderes ganz unberührt lassen. Wenn Florenz für jene Seite weniger merkwürdig ist, als Norditalien; so bietet Natur und Kunst doppelten Genuß dar, und läßt mich vergessen daß man mir den Voranschlag der Stadt noch nicht gezeigt hat. Schlimmer wäre es, wenn die mediceische Venus in ähnlicher Weise geheim thäte, wie die Geheimräthe.

An jedem Tage sehe ich etwas von Kunst und Natur. Am 9ten ging ich z. B. mit Becchi Vormittags nach Boboli, welcher Garten eben Natur und Kunst glücklich zu verbinden strebt. Von da ein zweites Mal zum Bildhauer Bartolini, um mich an einer Reihe ausgezeichneter Werke zu erfreuen: der Juno, dem Denkmale Demidofs und Albertis, Hektor und Andromache, und andere schöne weibliche Gestalten. Ein großer Napoleon, wartet unausgeführt auf Liebhaber.

Den 10ten Abends sah ich im Theater Cucumero, Scribes Mariage de raison von einer französischen Gesellschaft gut genug aufführen. Das Publikum zeigte seinen Geschmack schon dadurch, — daß es französisch verstand und das Französische beklatschte. Gestern stand die Wahl zwischen dem Theater und einer soirée bei —. Um keinem Volke Unrecht zu thun, und keinem Genusse den Vorzug zu geben, entsagte ich beiden und ging, nach heißem Tage, am schönen Abend längs des Arno spazieren.

Kein Tag vergeht wo ich nicht einen, oder den anderen Italiener spräche, und von ihm lernte, so Capponi, Fossombroni, Niccolini, Ricci u. A. Mit größter Dienstfertigkeit und Aufopferung seiner Zeit, nimmt sich insbesondere Hr. Becchi (Bibliothekar der Riccardiana und Sekretair der Accademia della crusca) meiner an. Er führte mich ein beim Präsidenten Puccini, begleitete mich nach Bello guardo und Belvedere, und geht heute Abend mit mir nach Fiesole. — —

Fünfundsechzigster Brief.

Florenz, den 13ten Junius.

Gestern führte mich der Caval. Medici zu Antinori dem Direktor des physikalischen Kabinets, welches gerade nicht das Neueste und Vollkommenste jeder Art besitzt; aber für die Geschichte der Wissenschaft und Instrumentenfabrikation wichtig ist. So bleiben die Werkzeuge deren sich Galilei, Torricelli, Fontana, Volta bedienten, würdige und beglaubigte Reliquien. Thiere, Vögel, Fische, Mineralien, von Allem ein Anfang, eine Grundlage. Blumen von Wachs, trefflich gemacht, obwohl vergänglich. Das anatomische Kabinet ebenfalls von Wachs, ein Gegenstand der Bewunderung aller Kenner.

Hr. Professor Amici zeigte uns die außerordentliche Kraft seiner Mikroskope, und eines von ihm gefertigten Fernrohrs. Er läugnete den Umlauf der Pflanzensäfte wie ihn unser S—, besonders am Chelidonium, will nachgewiesen haben. Die Bewegung finde nicht durch innere Kraft statt, sondern sey Folge der, von außen hinzutretenden Wärme. Eben so erklärte er sich gegen den Versuch einiger deutschen Botaniker, welche (wie Philadelphia durch die bloße Geschwindig=

keit) alle Pflanzenmänner in Weiber verwandeln, oder jenen (durch eine umgekehrte Emancipation) die Geschäfte der letzten zuweisen. Die genaueste Erklärung, welche er hierüber an eine junge Marchese richtete, hätte (ins Animalische übersetzt) einen vollständigen Hebammenkatechismus gegeben. Zelters: Ihr glaubt nicht, was ich aushalten kann; fiel mir hiebei unwillkürlich ein. Ländlich, sittlich.

— — Abends fuhr ich mit dem Abbate Becchi (diesem unbeschreiblich dienstfertigen Freunde) nach Fiesole. Wo die unseligen Mauern nicht hindern, eine ganze Reihe der anmuthigsten Aussichten, mit all den schon so oft erwähnten Ebenen, Hügeln und Bergen. Das in allen Abstufungen grünende Landmeer, durchzogen von dem Silberstreifen des Arno. Neben Florenz und seiner Riesenkuppel (diesem Mittelpunkte der Landschaft) eine überall hin vertheilte unzählbare Menge von weißen, fernhin glänzenden Häusern, Casinen und Villen. Der klarste, wolkenlose Himmel, bei sinkender Sonne in allen Farben prangend; und über Berg und Thal ergoß sich zugleich jener zauberische Duft, der von dunkelblau bis rosenroth alles dichterisch zugleich umhüllt und verklärt. Neben dem Wege, anmuthig hinauf- und hinabsteigend, freundlich grüßend, die Mädchen aus Fiesole, denen ich ein Zeugniß der Schönheit nicht so, wie manchen Italienerinnen, verweigern darf.

Sechsundsechzigster Brief.

Florenz, den 8ten Junius.

Das Haus Österreich wird in der Regel so dargestellt, als hege es eine übermäßige Neigung zum Erhalten des Bestehenden, ja zum unthätigen Stillstehen, oder gar zu unverständigem Rückwärtsgehen. Und doch ließe sich wohl umgekehrt beweisen: die großen Veränderungen, welche die Welt mit so lautem Beifall begrüßte, als sie bei unseren westlichen Nachbaren zum Vorschein kamen, waren schon viel früher in allen Haupttheilen von österreichischen Herrschern in Anregung gebracht, und nur das ganz Gewaltsame und Übertriebene verschmäht worden. Josephs II nicht zu erwähnen (an dem Viele das tadeln, was sie anderwärts bewundern) habe ich schon dargelegt, was Maria Theresia Großes und Lobenswerthes für die Lombardei that, und ganz in derselben Weise wirkte Peter Leopold, ihr Sohn, von 1765 bis 1790 für Toskana.

Mehr als zwanzig Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution, schaffte er die alten Vorschriften über Schätze und Bergwerke ab, beschränkte das Jagdrecht, hob die Zünfte, sowie die meisten Steuerfreiheiten und Lehnsmißbräuche auf, erlaubte den

freien Anbau des Tabaks und machte dem Zwangsgemahle für Getraide und Oliven ein Ende. Unnütze Befehle von oben herab (z. B. wann die Weinlese beginnen, wie man den Acker bebauen solle u. dgl.) hörten auf. Von Feststellung der Getraide- und Brotpreise war nicht mehr die Rede, und freier Getraidehandel im Innern und (ohne Schutzzölle) nach außen, trat (sofern sich nicht Hungersnoth zeigte) an die Stelle vielfacher, wechselnder Bestimmungen: — und dies System hat sich bis auf den heutigen Tag bewährt. Eben so führte der Verdruß ob übertriebener Beschränkung der Waldbenutzung, zu einer völligen Freiheit derselben; was neben manchem Vortheil auch Mißbräuche erzeugte und die Berge entblößte, weil der Eigennutz der Menschen zwar nicht die künftigen Getraideärndten im Voraus wegnehmen, wohl aber Forsten für Jahrhunderte zerstören kann. Ein milderes Kriminalrecht trat an die Stelle harter Gesetze, eine neue Städteordnung an die Stelle ungenügender Bestimmungen. Man sorgte für Schulen, Universitäten und Archive, und legte (lange vor Necker) vom Staatshaushalte öffentlich Rechnung ab. Die Kirche ward genöthigt sich innerhalb ihres eigenen Bodens zu bewegen, die Erwerbung zur todten Hand beschränkt, und über die Benutzung des Grundvermögens eine Reihe sehr wichtiger Gesetze erlassen. Sie bezweckten hauptsächlich den unsichern Zeitbesitz zu vermindern,

oder doch dem Zeitbesitzer einen Antheil an den Verbesserungen des Bodens zu verschaffen. Zunächst sollten alle Güter der Krone und der Korporationen sich so weit als möglich in Eigenthum der Bebauenden verwandeln, und der Zinsbesitz (livello, Emphyteusis) einen festen Charakter annehmen. Alles jedoch ohne Verletzung von Rechten und Einnahmen der ersten Eigenthümer; wie dies ja auch im Preußischen bezweckt und zuletzt erreicht ward. Ablösung fester Abgaben erlaubte man, ohne sie zwangsmäßig vorzuschreiben.

Genug, Toskana hatte (ohne einzelne Mißgriffe und Unvollkommenheiten läugnen zu wollen) seine Revolution in friedlich milder Weise beendet, ehe die französische begann, und fand wenig Gefallen an den Neuerungen, welche die Siegesboten der angeblichen Freiheit mit Gewalt aufdrangen. Deshalb erklärten französische Commissarien den Einwohnern: „Ihr, die ihr Freiheitsbäume niederwerft, erklärt damit, ihr wollt für immer Sklaven bleiben! Für euch ist die Vernunft nicht vorhanden, und ihr seyd unwürdig des Genusses der Menschenrechte."

Nach dem Falle Napoleons wurde das französische Recht und manche (besonders für die Obereigenthümer drückende) Einrichtung abgeschafft; Anderes jedoch als nützlich und verständig beibehalten, so z. B. Bestimmungen über Fideicommisse, über städtische Gesetze die

nicht mehr zeitgemäß erschienen, das Handelsrecht u. s. w.

Hinsichtlich der Zinsgüter (livelli) kam man größtentheils wieder auf die Bestimmungen Leopolds zurück, so z. B. hinsichtlich der Laudemien, der Rechte des Obereigenthums u. s. w. Nur sollte der Canon nicht mehr in Naturalien, sondern in Gelde, nach Durchschnittspreisen des Monats August, gezahlt werden.

So viel die Gesetzgebung Leopolds auch in Bezug auf Domainen, Lehn- und Kirchengüter änderte, und größere Freiheit der Benutzung des Grundvermögens herbeiführte, wirkte sie doch auf das Verhältniß der Halbler, der mezzajuoli, fast gar nicht. Vorzugsweise die florentinischen Zustände im Auge behaltend, sprechen nun die Lobredner: unter allen Verhältnissen in welchen der Landmann leben kann, bildet dies am Besten Kopf und Herz, lehrt Mäßigkeit und giebt ein Besitzthum, das man nicht mißbrauchen kann. Der Halbler kennt keine Steuern und keine Sorgen. Er hat keine Noth mit Kaufen und Verkaufen, Knechten und Mägden; macht keine Auslagen, braucht keine Kapitalien, findet überall angemessenen Genuß für seine Arbeit, ist Miteigenthümer ohne Unbequemlichkeit, und zufrieden ohne Leidenschaft und Überreizung. Zwischen ihm und dem Herrn besteht ein väterliches, menschliches Verhältniß; ein Verhältniß ächter Gemein-

schaft, wie es das Lehnswesen vielleicht bezweckte, aber nie erreichte.

Betrachtet und vergleicht man den toskanischen und mailändischen Halbler, ihre Kleidung, Wohnung, Nahrung, ihr Benehmen und ihr Äußeres; so hat es keinen Zweifel daß jene Lichtseiten dort mehr, als hier heraustreten. Doch fehlt es auch hier nicht an allem Schatten. Zunächst behaupten manche Herrn: daß sie in Toskana zu schlecht, die Landleute aber zu günstig gestellt wären; daß sie behufs kostspieliger Verbesserungen überfreigebig die Hand geboten hätten, deren Ertrag hauptsächlich diesen zu Theil werde; daß deren Schulden ihnen gemeiniglich zur Last fielen, und die Landbauer sich oft länger in ungestörtem Besitze erhielten, als die verarmenden Herrn; daß jene endlich durch keine Vorstellungen von mangelhafter Wirthschaftsweise abzubringen wären, und mit negativer Widersetzlichkeit auch den Geduldigsten ermüdeten u. s. w.

Wiederum bemerken Andere: die Neigung unwissender Herren sich in die Wirthschaftsweise zu mischen, wirkt nur nachtheilig und ihr Zurückkommen entsteht aus ganz anderen Gründen, als aus einer zu günstigen Stellung des Halblers. Große Unsicherheit des Ertrages (besonders beim Wein- und Ölbau) kann der Herr immer noch leichter überstehen, als der Landmann, und fast nie hat dieser Gelegenheit etwas zu erübrigen. Ja ein solcher Erwerb von Kapitalien

würde ihn in schädlicher Weise aus seinem Stande heraustreiben, da sich für ihn kein Mittel darbietet innerhalb seiner natürlichen Kreise zu wachsen. So lebt er denn (der Zukunft nicht gedenkend) von Jahr zu Jahr, und wenn der Gebrauch ihn auch meist im Besitze läßt, so fehlt es doch auch nicht an Beispielen daß man seine Lasten steigert, oder das Recht geltend macht ihn ohne Angabe eines Grundes fortzuschicken. Wenn übrigens Schulden der Halbler bisweilen dem Herrn zur Last fallen, so spricht auch dies gegen das ganze Verhältniß; indem entweder die Noth zum Schuldenmachen zwang, oder der Herr nicht im Stande ist über die Lässigen und Unordentlichen gehörige Aufsicht zu führen.

Um manche dieser Übelstände zu beseitigen, hat man vorgeschlagen an die Stelle des, fast überall nur mündlichen Übereinkommens auf ein Jahr, schriftliche Verträge treten zu lassen *). Hiegegen ist eingewandt worden: das Herkommen ist klar, gewiß und bekannt. Bei der unzähligen Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, würde ein bestimmtes Formular des Vertrages, entweder zu genau und dann unpassend seyn; oder es hielte sich ganz am Allgemeinen und wäre hiedurch unbedeutend. Die ächte Grundlage dieses Vertrages,

*) Capei della scritte coloniche. Giorn. agrario No. 47.

das wechselseitige Zutrauen, müßte durch Einführung schriftlicher Verträge leiden, Mißtrauen an die Stelle treten und der, des Schreibens unkundige Halbler, zuletzt immer den Kürzeren ziehen und lästigeren Bedingungen unterworfen werden. Sind Mängel vorhanden, so liegen sie nicht in den Formen, sondern in den Personen und in anderen Gründen.

Überlege ich nach allen Seiten, was ich in Lob und Tadel über das System der Mezzadria, des Halblerthums gehört und gelesen habe, so scheint sich Folgendes zu ergeben:

Erstens: es ist ein, in gewissen geselligen Verhältnissen natürlicher Zustand; giebt aber keine allgemeine Regel für alle Länder und Zeiten.

Zweitens: das Wohlseyn oder Übelbefinden der Herrn und Halbler, hängt weniger ab von der hindurchlaufenden Bedingung einer Theilung der Früchte, als von anderen Nebenbedingungen, Verhältnissen und Gebräuchen.

Drittens: die Mezzadria schützt, durch die Naturaltheilung, stets gegen äußerstes Elend; aber sie hemmt andererseits die Fortschritte und erhält in einer gleichartigen Mittelmäßigkeit. Daher sagen die Landleute: chi e nato povero, sarà sempre povero; wer arm geboren ist, bleibt immer arm. — So lange ein anderes Sprichwort (seiner inneren Wahrheit halber) allgemein anerkannt wird: tante mute, tante

cadute; jede Verwechselung der Landbauer, ist ein Verlust; — wird die übelste Ausartung vermieden. Ergreift aber (bei steigender Bevölkerung und steigenden Anerbieten der Halbler) die Herrn jene unselige Neigung deren Lasten zu erhöhen; so tritt an die Stelle des Menschlichen, Gemeinsamen, Väterlichen, eine furchtbare Tyrannei, ein verdammliches Monopol des Privateigenthums, die Verarmung und Ausartung ganzer Völker. Von diesem Zustande Irlands, ist Toskana gottlob weit entfernt; und wer jene irländischen Zeitpachter für Geld kennt, der muß einräumen: die Abschaffung der Mezzadria und die Annahme jenes Geldpachtsystems würde für Toskana ein Rückschritt, die Annahme des Halblersystemes für Irland ein großer Fortschritt seyn. Weil indeß viele italienische Schriftsteller nichts von Deutschland wissen, behandeln sie diese Dinge, als gebe es außer jenen beiden Systemen, kein anderes und besseres. Davon nachher.

Woher kommt es denn, daß Einzelne einräumen *): nicht bloß die Herrn wünschten, statt der Naturaltheilung eine feste Rente, sondern auch die Halbler wünschten Pächter (fittuarii) zu werden? so daß weniger andere Gründe, als vielmehr Armuth, Bequemlichkeit und Unwissenheit von einer Umgestaltung des Systemes abhielten. Hieher gehören noch folgende

*) Gasparin giornale agrario VII, 253.

Stellen aus dem reichhaltigen Giornale agrario. Verminderung des Aufwandes (so ermahnt Herr Landucci *) die Vornehmen) und Thätigkeit der Einzelnen, gewähren die einzigen Mittel zerrüttete Vermögensumstände herzustellen. Dann wird nicht mehr verwaltet und besessen werden, von entfernten und verschuldeten Eigenthümern, die an nichts denken als sich die höchste augenblickliche Einnahme zu verschaffen, unbekümmert ob dadurch in Zukunft Schade und geringerer Ertrag entsteht.

Die genaue Sorgfalt kleiner Eigenthümer (heißt es an einer anderen Stelle **) bringt jedem Lande eine große Zahl nützlicher und einträglicher Bewirthschaftungen, und zieht den besseren Anbau großer Landstrecken nach sich. — Zum Besten des Landbaues (sagt Herr Bonarotti V, 108 und ähnlich Herr Landucci VII, 379) und zum Vortheil verständiger Eigenthümer möchte ich mich denen zugesellen, welche unserem landschaftlichen Systeme, die langen Pachtungen vorziehen, und noch mehr möchte ich den festen Zins (livelli) empfehlen u. s. w.

Ohne nun die Lichtseiten der toskanischen Mezzadria zu verkennen, oder eine plötzliche Veränderung zu wünschen, ohne eine gewaltsame jemals zu empfehlen;

---

*) Vol. X, p. 163.

**) Vol. VII, 256.

deutet doch all das Mitgetheilte auf eine Möglichkeit, und auch auf eine Neigung zu Veränderungen hin. Sollen aber diese nicht größeren Verlust, denn Gewinn herbeiführen; so darf man (wie Hr. Ricci mit Recht behauptet) die Mezzadria keineswegs mit einem irländischen, ja nicht einmal mit einem englischen Zeitpachtsysteme vertauschen *). Es zeigen sich auf dieser Bahn unausweichbare Stufen, und auf jeder beharren die Landleute gern, so lange sich die möglichen Übel und Mißbräuche, nicht in wirkliche verwandeln. Dann aber sucht der jährlich angenommene Halbler, Hülfe in der Zeitpacht; der Zeitpächter in der Erbpacht oder dem Erbzins (livello); der Erbpächter endlich in völlig freiem Eigenthume.

Mit steigendem Bewußtseyn und Selbstgefühl, drängt Alles nach dieser letzten, höchsten Stufe hin; welche mehr als irgend eine andere zu leiblicher und geistiger Entwickelung des Menschen führt, Seyn und Haben mit einander aussöhnt, und zum reichsten Quell der edelsten Vaterlandsliebe wird.

Mit der Eigenthumserwerbung oder Verleihung ist aber noch nicht Alles zum Ziele und gleichartig fortdauerndem glücklichen Bestehen gebracht; vielmehr hat der neue Zustand, auch seine neuen eigenthümlichen Gefahren. Um dieser willen zur Besitzlosigkeit

*) Giorn. VII, 302.

zurückkehren wollen, hieße die Sklaverei der Freiheit vorziehen, weil auch diese Mißbräuche erzeugt. Für das Familien- und Erbrecht der Eigenthümer, die Rechte der Erstgeborenen und Nachgeborenen, für das Vereinigen und Theilen der Güter lassen sich, nach Ort und Zeit verschiedene Regeln entwerfen, ohne das Bewegliche versteinern und sich überall einmischen zu wollen. Zwei Gefahren insbesondere dürfen nicht übersehen werden: erstens, eine übermäßige Zertheilung des Grundeigenthums in bevölkerten Gegenden, und zweitens: ein Auskauf der kleinen Grundeigenthümer; wodurch man wieder zum Anfange zurückgeworfen wird, und latifundia mit Knechten erwachsen.

Genug für heute, obgleich der Gegenstand nichts weniger als erschöpft ist. So ließe sich z. B. noch prüfen: ob das deutsche enge Dorfleben, oder die Zerstreutheit der Halbler den Vorzug verdient? Ob der unsichere Wein- und Ölbau, nicht am meisten lange Pachtperioden erfordert? Ob der englische Fabrikarbeiter nicht sehr gewinnen würde, wenn man ihn in einen Halbler verwandeln, oder dies System auf ihn anwenden könnte u. s. w. u. s. w.

Siebenundsechzigster Brief.

Florenz, den 9ten Junius.

Dem, was ich Euch im vorigen Briefe mittheilte, schließen sich am Besten folgende Nachrichten über das florentinische Kataster an. Die Mängel des früheren, führten am 8ten Januar 1818 den Befehl zur Anfertigung eines neuen herbei, und nachdem die Beauftragten sich über das, in anderen Ländern beobachtete Verfahren genau unterrichtet und allgemeine Grundsätze festgestellt hatten, begannen sie ihre Arbeiten. Im Jahre 1826 waren die Vermessungen beendigt, 1829 die Karten, 1830 die Abschätzung, 1834 die neue, billigere Vertheilung der alten Steuer. Es fand sich eine Oberfläche von 6,389,000 Quadraten,

jedes zu 10,000 toskanischen Klaftern gerechnet (etwa ein französischer Arpent). Davon war nicht steuerbar (Straßen, Flüsse u. dgl.)	209,000
Blieben steuerpflichtig	6,180,000
welche besondere Stücke (appezzamenti) bildeten . . .	2,276,000.

Bei Ermittelung des Ertrages legte man das Jahr 1818 und die geringsten Durchschnittspreise mehrer Jahre zum Grunde, und hörte etwanige Einreden der Steuerpflichtigen. Nur vom reinen Einkommen sollte die Abgabe erhoben werden. Mit Recht brachte man die Ausgaben der Grundbesitzer für Flüsse, Dämme u. dgl. in Abzug, denn sie belaufen sich jährlich auf 4 ½ Million Lire; und ebenso nahm man Rücksichten auf die großen Lasten mit denen das Grundvermögen seitens der Gemeinen belastet ist. Weil nämlich die Grundsteuer den meisten Gemeinen bei weitem die größte Einnahme gewährt und den ansehnlichsten Theil der Ausgaben decken muß, so steigt dieselbe (auf 100 Lire Einkommen) von 1 $^{82}/_{100}$ Lire, bis 20 $^{22}/_{100}$ Lire: im Durchschnitt auf 9 $^{11}/_{100}$, oder mehr als die Regierung für ihre Bedürfnisse erhebt.

Die steuerbare Rente (welche indeß durch die Art der Abschätzung weit unter dem wirklichen Ertrage bleibt) beträgt 44,339,000 Lire, wovon 13,232,000 auf Häuser und Fabriken (parte fabbricata) fallen. Ein Quadrat bringt etwa 7 $^{18}/_{100}$ Lire Ertrag, und der Grundbesitz einer Person (ein Patrimonium) etwa 299 Lire.

Über die Vertheilung des Grundvermögens und Ertrags giebt folgende Tafel Auskunft.

Reine Einnahme.		Zahl der Eigenthümer.		Summe der Einnahme.
Zwischen 1 und	100 Lire	87,917	und	2,622,000 L.
bis	500	31,467	"	7,115,000
"	1,000	7,025	"	4,945,000
"	2,000	3,834	"	5,381,000
"	3,000	1,331	"	2,228,000
"	4,000	663	"	2,256,000
"	5,000	392	"	1,819,000
"	10,000	754	"	5,238,000
"	15,000	222	"	2,735,000
"	20,000	85	"	1,472,000
"	30,000	84	"	2,063,000
"	40,000	29	"	988,000
"	50,000	22	"	972,000
"	100,000	21	"	1,411,000
über	100,000	10	"	2,283,000.

Unter den größeren Grundeigenthümern steht der Staat, oder die regierende Familie, weit obenan; doch finde ich auch das Findlingshaus mit einer jährlichen reinen Grundeinnahme von 191,000 Lire aufgeführt.

Über den Antheil der verschiedenen Zweige der Geistlichkeit ist mir Folgendes zugekommen.

Einfache Pfründen (benefizi semplici) haben vom Grundvermögen, reines Einkommen	429,000 Lire
Canonicate und zur Residenz verpflichtende Pfründen	327,000
Brüderschaften	14,000
Mönchsklöster	542,000
Nonnenklöster	594,000
Bischöfe	301,000
Kirchen	46,000
Pfarreien	1,144,000
Wohlthätige Anstalten	391,000
Summa (mit Hinzufügung der Hunderte)	3,790,000.

Rechnet man die Domainen hinzu, so ist ungefähr der achte Theil des Grundvermögens unbeweglich in denselben Händen.

Die Arten des Anbaues, die dazu gehörige Fläche, der Ertrag und die reine Rente, ergeben sich aus nachstehender Tafel.

	Quadrate.	Ertrag.	Reine Rente vom Quadrate.
Wein . . .	644,000	12,239 M. Lire	19 — Lire
Wein und Öl	462,000	7,195	15,57
Bloßer Acker	997,000	4,622	4,63
Wald aller Art	1,661,000	2,971	1,79
Kastanien . .	361,000	1,144	3,17
Natürliche und künstliche Wiesen	79,000	865	10,83

	Quadrate.	Ertrag.	Reine Rente vom Quadrate.
Weideland .	1,870,000	1,462 M. Lire	0,78 Lire
Verschiedene Erzeugnisse . .	73,000	604	—
Gebäude (fabbricati) . .	28,000	13,232	—
Runde Summa	6,180,000	44,339,000, oder an 10 Millionen Thaler.	

Diese Tafel zeigt auf lehrreiche Weise nicht allein die Menge, sondern auch die Einträglichkeit jedes Anbauzweiges; sie erklärt die Neigung den einen zu erweitern, den anderen zu beschränken und z. B. den Wald- und Weideboden für andere Zwecke zu verwenden.

Um eintretende Veränderungen auf leichte und kurze Weise im Kataster einzutragen, ist für jeden Grundeigenthümer eine Art von Buchhaltung mit Sollen oder Geben, und Haben (dare e avere) eingeführt.

Es betrugen für das Kataster:

die allgemeinen Kosten . .	750,000 Lire
die Vermessungen . . .	2,804,000
die Abschätzungen . . .	1,573,000
die Ausführung (attivazione)	1,433,000
In runder Summe	6,562,000

Bei Anfertigung der neuen Kataster kostete das Quadrat im Kirchenstaate 1 17/100 Lire, in Frankreich 1 12/100, in Toskana 1,03.

Der Staat wird jährlich (wie zuvor) etwa 3,150,000 Lire, oder 7 Lire von 100 Lire reinen Einkommens erheben. — In diesem Falle betragen die jährlichen Zinsen der, für Anfertigung des toskanischen Katasters verwendeten Summen (zu 4 Procent) etwa 260,000 Lire; oder etwa 8 Procent der erhobenen Grundsteuer, die laufenden Hebungskosten ungerechnet. Doch sind die letzten äußerst gering für den Staat, da dies Geschäft fast ganz den Gemeinen zugewiesen, oder überlassen ist.

In Ländern welche (wie Toskana) vorzugsweise Landbau aller Art treiben, wird ein Grundbuch und eine Grundsteuer immer große Bedeutung behalten; auch tritt die sehr gefährliche Folge: daß neue Grundsteuern nicht bloß eine laufende Rente nehmen, sondern plötzlich den Kapitalwerth vermindern; fast gar nicht ein, wo nur von einer hin und wieder neuen Umlegung, aber von keiner großen Erhöhung der Abgabe die Rede ist. Der Gedanke mit einem neuen Grundbuche, eine, für alle Zeiten gleichartige, angemessene Besteuerung gefunden zu haben, wäre indeß nichts als ein wohlwollender Traum. Die Verzehrungssteuern schließen sich, in ihrer steten Beweglichkeit, den wirklichen Verhältnissen weit näher an, als

die unbeweglicheren Grundsteuern; doch bleiben Unbilligkeiten überall nicht aus, man mag die Einnahmen oder die Ausgaben der Menschen besteuern.

Ich komme auf einen anderen Gegenstand. — Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Städte und Gemeinen, welche einst in Italien so allgewaltig waren, allmählig fast alle Rechte verloren, und einer fast unbedingten Oberleitung unterworfen wurden. Diesen Mangel anerkennend, sagt der Großherzog Leopold in seiner neuen Städteordnung vom 26sten Mai 1774: er hoffe die genauere Kenntniß ihrer Bedürfnisse, sowie das Recht die Einnahmen und Ausgaben der Gemeinen zu prüfen, die Abgaben zu vertheilen und überall ihr Gutachten abzugeben, werde den Eifer der Bürger für das allgemeine Wohl erwecken und verstärken. — Vermöge dieses, im Jahre 1816 berichtigten Gesetzes, wird in die zu fertigende Bürgerrolle jeder aufgenommen, der Grundvermögen besitzt und jährlich einen gewissen Steuerbetrag entrichtet. Auch Geistliche, Stiftungen, der Fiskus u. s. w. sind hiezu berechtigt und ernennen nöthigen Falls einen Stellvertreter zur Wahrnehmung ihrer Rechte. In jeder Stadt giebt es einen Gonfaloniere oder Bürgermeister, einige Prioren oder Stadträthe, und einen größeren Rath. Die Zahl der Mitglieder des letzten sowie der Prioren, ist verschieden und wohl nicht nach ganz gleichartigen Grundsätzen abgestuft. So finden wir in

Florenz . .	11 Prioren	und 20	Räthe
Prato . .	8 "	" 16	"
Pistoja . .	7 "	" 12	"
Arezzo . .	7 "	" 16	"
Fiesole . .	2 "	" 5	"
S. Casciano	5 "	" 20	" u. s. w.

Den Gonfaloniere ernennt der Großherzog auf drei Jahre aus den Bürgern und auf den Vorschlag der vorgesetzten Behörde. Die Prioren wechseln jährlich zur Hälfte, die Räthe alljährlich. Ihre Wahl erfolgt in der Art, daß man die auf Zettel geschriebenen Namen aller Bürger in eine Börse thut, und aus derselben für jedes zu besetzende Amt zwei Zettel herauszieht. Wer geringe Gewerbe treibt, kann vom Magistrate zurückgewiesen werden; zuletzt ernennt die vorgesetzte Behörde (proveditore delle camere) aus zweien jedesmal wen sie will. Gonfaloniere, Prioren und Räthe erhalten (den Ersatz gewisser Ausgaben abgerechnet) keine Besoldung. Wer das Amt nicht annimmt, zahlt 50 bis 100 Lire Strafe. Geistliche und Beamte sind befreit; Klöster und Juden ernennen Stellvertreter. Die eigentliche Verwaltung steht dem Gonfaloniere und den Prioren zu; doch müssen sie über sehr viele Dinge (so z. B. über Voranschläge, Veräußerungen, Auflagen u. dgl.) die Genehmigung der Regierung einholen. Nach zurückgelegter Amtszeit muß ein Jahr vergehen ehe man wieder Gon=

faloniere, oder Priore, drei Jahre ehe man wieder Mitglied des Raths werden kann. Jeder Stadtbeamte soll wenigstens 30 Jahre alt, es sollen zu jeder Berathung wenigstens zwei Drittheile versammelt seyn. Der große Rath hat keine fortlaufenden Geschäfte, auch keine dauernde Aufsicht über Einnahmen und Ausgaben; sondern wird nur bei gewissen Neuerungen, Verkäufen, Besteuerungen u. dgl. gehört. Die geringeren Einwohner zahlen eine feststehende, sehr mäßige Summe zu den Stadtabgaben; wogegen die Hauptlast um so mehr auf den Grundeigenthümern ruht, da nur sehr wenige toskanische Städte einen Theil ihrer Bedürfnisse durch Verzehrungssteuern decken.

So die Grundzüge einer wohlgemeinten, aber im Ganzen noch unausgebildeten und wenig Rechte verleihenden Städteordnung. Als Fortschritt wäre es zunächst wohl zu betrachten, wenn das Erloosen aus der Gesammtheit der Bürger aufhörte, dem Rathe ein bedeutenderer Wirkungskreis zugewiesen, die Amtszeit der Prioren verlängert und den Städten der Vorschlag ihrer Bürgermeister überlassen würde.

Achtundsechzigster Brief.

Florenz, den 10ten Junius.

Ich habe von Natur eine große Abneigung vor dem Übermaaße statistischer Ziffern, und eine noch größere vor den, so oft übereilt daran geknüpften Schlüssen; so daß ich mich wundere, wie ich schon so viel in dieser Farbe niedergeschrieben und Euch damit gewiß noch mehr gelangweilt habe, als mich. Auch scheinen jene Ziffern in dem kleinen, durch Abgeschlossenheit und goldene Mittelmäßigkeit glücklichen Toskana weniger Bedeutung zu haben; als wo der bloße Materialismus seine Riesenarme über große Völker und ganze Welttheile ausstreckt. Deshalb werde ich so wenig Ziffern als möglich mittheilen, die Ihr in anderen Werken (z. B. Bowrings Bericht) in größter Zahl findet; aber desto mehr verlangen, daß Ihr in und zwischen den Zeilen leset.

Zur Abwechselung greife ich heute Livorno heraus.

Die Zeiten, wo ein Staat, oder eine Stadt, über ihre natürlichen Verhältnisse hinaus herrschen und sich insbesondere des Handels bemächtigen konnte, sind nicht mehr, und werden hoffentlich durch zerstörende Übermacht nicht wiederkehren. Die allgemein ver=

breitete Thätigkeit hat eben jeder einzelnen Thätigkeit ihr Maaß und ihre Gränze vorgeschrieben, über welche sie in der Regel nicht hinausschreiten kann So findet Livorno seine Gränze durch Marseille, Genua, Ankona, Venedig, Triest u. s. w., und kann höchstens auf einen Absatz an etwa 3 bis 4 Millionen Menschen rechnen. Weil jeder jetzt dahin strebt unmittelbar, ohne Zwischenperson zu kaufen und zu verkaufen, muß der Commissionshandel; weil Frankreich Algier besitzt, der afrikanische Handel abnehmen. Dennoch vergrößert sich Livorno noch immer und zeigt Thätigkeit, obwohl nur einseitiger Art. Den bloßen Reisenden wird Genua, Venedig und selbst Pisa mehr anziehen, als Livorno.

Im Jahre 1791 hatte die Stadt 50,000	Einwohner.
„ „ 1807 „ „ 64,000	
„ „ 1836 „ „ 76,000	

Im Jahre 1757 schätzte man den Werth des Handelsumsatzes auf 5 Millionen Lire, im Jahre 1835 die Ausfuhr auf 52 bis 63 Millionen und die Einfuhr auf 66 bis 85 Millionen Lire. Mögen die Berechnungen und Abschätzungen auch willkürlich und übertrieben seyn; gewiß ist der sehr große Fortschritt (bis zur natürlichen Gränze des Handels) nicht zu bezweifeln. Eben so wenig aber die Größe gewisser Schwankungen desselben.

Es liefen ein im Jahre 1825, Schiffe 905
1826 „ 721
1827 „ 1017
1828 „ 867
1829 „ 726
1832 „ 1266
1833 „ 1150
1836 „ 831
1837 „ 1075;

oder mit Einschluß der Dampfböte und Küstenfahrer,
1836 5503
1837 5897.

Im Durchschnitt hat die Zahl der Schiffe seit 1826 nicht zugenommen. Es liefen ein Schiffe:

	1825.	1836.	1837.	Im Durchschnitt v. 1815 bis 1834.
Englische . .	170	156	185	234
Toskanische .	161	114	140	178
Sardinische .	152	191	184	154
Österreichische .	111	55	139	89
Neapolitanische	71	98	80	79
Französische .	62	15	40	83
Spanische . .	38	12	13	25
Schwedische u. Norwegische .	36	14	23	48
Römische . .	35	—	—	17
Amerikanische .	29	32	18	32

	1825.	1836.	1837.	Im Durchschnitt v. 1815 bis 1834.
Russische . .	18	46	96	54
Dänische . .	12	11	4	21
Holländische (u. Hannoversche)	9	—	—	7
Algierische . .	1	—	—	—
Griechische . .	—	55	104	12
Jonische . .	—	11	22	5
Belgische, holländische, preußische, hannoversche, türkische, römische .		23	27	19 türkische 1 Barbarske 1 hamburger ꝛc.

Aus dieser Liste ergiebt sich: daß einige Staaten, in Bezug auf diese Richtung der Handelsthätigkeit (so Spanien) wesentlich zurückgingen, andere aufblühten, und noch andere in einzelnen Jahren durch besondere Umstände und Nachfrage in Bewegung geriethen.

Die Hauptgegenstände der Einfuhr sind Getraide, Kolonialwaaren (besonders Zucker, Kaffe und Pfeffer), Manufakturwaaren, Metalle u. s. w. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr: Leder, Öl, Seife, Borar, Strohhüte, Mützen, Liqueure, Stärke, Korallen u. s. w.

Livorno ist bekanntlich ein Freihafen und manche, besonders für den Handel drückende Steuern wurden, im Jahre 1834 (vielleicht zu spät) abgeschafft und dagegen dem Handelsstande eine, von ihm zu vertheilende und nach vier Klassen zu erhebende,

Steuer aufgelegt. Ferner erhebt man in Livorno verschiedene Verzehrungssteuern.

Es zahlt	Lire.	Soldi.	Den.
Waizenmehl, 100 Pfund .	1	5	—
„ wenn es übers Meer kommt	4	—	—
Brot, 100 Pfund . . .	1	3	4
„ übers Meer . . .	3	0	8
Wein (das Barile, 133⅓ Pfd.)	—	13	4
„ fremder	1	6	8
Olivenöl, 100 Pfund . .	—	13	4
Ochsen, das Stück . . .	60	—	—
Kühe	35	—	—
Kälber (über 180 Pfund) .	33	6	8
Schaafe	1	—	—
Hammel	3	10	—
Schweine	10	—	—
Frisches Fleisch, 100 Pfd. .	8	6	8
Wurst, Schinken, Gesalzenes, 100 Pfd.	7	10	—
Holz, 1000 Pfd. . . .	—	8	4
Kohlen desgl.	1	1	8
Stroh	—	10	—
Heu	—	11	8
Mauersteine, das Tausend .	—	1	8
Hühner, das Paar . .	—	2	8
Gänse, desgl. . . .	—	8	—

Die festen Einnahmen der Stadt (von Zins u. dgl.) betrugen 1838 etwa 20,000 Lire, die unbestimmten von Steuern aller Art 861,000. Für 1839 ist die Einnahme und Ausgabe auf 852,000 Lire angeschlagen. So bin ich nolens, volens, doch wieder in die Zahlen hineingerathen und will nur, um den Kelch auf einmal zu leeren, auf verwandte Gegenstände übergehen, die sich ohne Zahlen nicht ganz begreifen lassen. Die erste Zollrolle, welche Erwähnung verdient und große Mißbräuche abschaffte, ist vom Jahre 1781; die zweite, weiter fortschreitende, vom Jahre 1791. Alle Zolllinien im Inneren wurden aufgehoben, die Hebungssätze für alle Eingangsstellen gleich gemacht, die Zollstraßen bestimmt, und über die eigentliche Verwaltung umständliche Vorschriften gegeben. Dem damals herrschenden Merkantilsystem huldigten jene Zollgesetze in so fern, als sie (zur Beförderung inländischer Manufakturen) die Ausfuhr mancher rohen Gegenstände erschwerten, oder verboten; so z. B. von Wolle, Seide, Lumpen, Häute u. dgl. Merkwürdig und folgenreich hingegen erscheint es, daß man die Einfuhr und Ausfuhr von Vieh und Getraide ganz unbesteuert ließ. Im Jahre 1816 erhöhte man die Zollsätze, von allem nicht im Lande Erzeugten und Fabricirten um ein Viertel; im Jahre 1833 traten hingegen manche Ermäßigungen der Abgabe ein. Ich theile einige Zollsätze mit. Es zahlen

	Lire.	Soldi.	Den.
Südfrüchte (agrumi), 100 Pfund	3	—	—
Käse, 100 Pfd. bei der Einfuhr	2	10	—
„ „ „ Ausfuhr	—	6	8
Kaffe „ „ Einfuhr	10	—	—
„ „ „ Ausfuhr	—	10	—
Zimmt „ „ Einfuhr	7	—	—
Pfeffer	6	—	—
Thee	30	—	—
Zucker von 4 L. 10 S. bis .	10	—	—
Bücher . . . . . 3 bis	7	—	—
Wein von 13 S. 4 D. das Barile bis	6	13	4
Baumwolle rohe (sodo), 100 Pfd.	—	10	—
„ gesponnene (filato)	1	—	rc.

Für diejenigen Städte, wo eine indirekte Besteuerung für den Staat stattfindet (Florenz, Pisa, Siena, Pistoja) treten einige Veränderungen der Zollsätze ein, auf welche ich hier nicht eingehen kann. Die Bruttoeinnahme von den Zöllen beträgt an 9 Millionen Lire (oder weit über das Doppelte der Grundsteuer), und deren Hebungskosten etwa 1,250,000. Auf den Hauptzollbezirk von Florenz fielen im Jahre 1832 Einnahmen 3,605,000, und Ausgaben 515,000 Lire.

An den Thoren von Florenz (und der Staat bezieht die ganze Einnahme) wurden im Jahre 1832 eingenommen:

Von Vieh und geschlachtetem Fleische	575,000 Lire
Mehl, Brot (pastumi)	417,000
Wein	663,000
Öl	94,000
Von anderen Gegenständen . . .	334,000
Vom Fuhrwerk und der Thorsperre	30,000
Aufschlag von 4 Procent auf manche Gegenstände der Einfuhr . . .	5,000
Summa rund	2,120,000 Lire.

Florenz verbrauchte jährlich Barili

Wein	497,000
Öl	47,000.

Wäre jener Wein allein in Florenz und von Florentinern getrunken worden, und rechnen wir in runder Summe 500,000 Barili und 100,000 Florentiner, so kämen jährlich auf den Kopf 5 Barili, oder etwa 340 Bouteillen; welcher Verbrauch sich indessen erhöht, wenn man bedenkt daß die Weiber weniger und die Kinder gar nicht Wein trinken.

Neunundsechzigster Brief.

Florenz, den 11ten Junius.

Die Bevölkerung von Toskana betrug im Jahre
1815 1,169,000 Einwohner
1825 1,256,000 „
1838 in runder Summe etwa 1 ½ Millionen.
Auf diese Bevölkerung erscheint ein (zum Theil beurlaubtes) Heer von 7 bis 8000 Mann, im Vergleiche mit vielen anderen Staaten, mäßig genug.

Behufs einer verständigen Leitung der Aushebungen, wird jährlich in jeder Gemeine aus obrigkeitlichen Personen und anderen achtbaren Männern eine Commission gebildet. Ihr bleibt überlassen zu bestimmen und zu entscheiden, in welcher Weise die nach dem Maaßstabe der Bevölkerung, auf die Gemeine fallende Rekrutenzahl herbeizuschaffen sey; und zwar mit der geringsten Beschwerde für die Einwohner, und ohne Schaden für den Staat. Man fängt gewöhnlich damit an, sich nach Freiwilligen umzusehen, und einzelne müssige, unnütze Leute kurzweg einzustellen, sofern sie zu den Kriegspflichtigen gehören. Diese Kriegspflicht beginnt mit dem 21sten, und der Kriegsdienst dauert 6 Jahre. Frei von der Einstellung sind

Geistliche, Seminaristen, im laufenden Jahre Verheirathete, einzige Söhne einer Wittwe, oder eines 70jährigen Vaters, Familienväter die von ihrer Hände Arbeit leben u. s. w.

Jene Aushebungscommission entscheidet (nach Annahme der Freiwilligen und anrüchigen Personen), ob die fehlenden Rekruten sollen durch Werbung, oder Verloosung herbeigeschafft werden. In jenem Falle hat sie das Recht eine Rekrutensteuer nach Klassen von allen Kriegspflichtigen einzuziehen, wobei jeder für kriegs- und steuerpflichtig gilt der nicht Soldat ist, also auch Beamte, Familienväter, Juden, einzige Söhne, u. s. w. Diese Methode wird bisweilen vorgezogen, weil sie die Last auf Viele vertheilt, und dem Geworbenen bis 50 Scudi Werbegeld zusichert. An anderen Orten sucht man hingegen der Geldzahlung zu entgehen, und meint das nunmehr eintretende Loos zeige, bei der geringen Zahl der Auszuhebenden, keine große Gefahr. Der Gezogene darf, der Jude und Nichtkatholik (eterodosse) muß einen Stellvertreter herbeischaffen. — In jeder Stadt besteht eine aus achtbaren Leuten gebildete Stadtwache. Die Waffen werden an einem öffentlichen Orte niedergelegt, und monatlich eine Schau gehalten.

Es hat etwas Erfreuliches, zu sehen daß in Toskana nicht alle friedlichen Zwecke, den kriegerischen untergeordnet sind, nicht der, bei weitem größte Theil

der Staatseinnahmen, darauf verwendet wird, und den Einwohnern eine willkommene Freiheit gelassen ist, die Last der Einstellung zu vertheilen und zu erleichtern. Andererseits aber klagt man, daß die Einstellung unnützer Personen und die Annahme schlechter Stellvertreter, der Gesinnung im Heere schade und die Achtung für dasselbe vermindere. Gewiß steht in Toskana unter den Kardinaltugenden die Mäßigung, der Tapferkeit voran, und es läßt sich zweifeln ob heitere Ruhe, selbstgewählte Thätigkeit, und ästhetisches Empfinden genügende Mittel sind ein Volk dergestalt zu stählen, daß es in Zeiten einbrechender Gefahr Alles der Begeisterung fürs Vaterland unterordne und, wo nicht glorreich siege, doch im Untergange noch Vorbild für Glücklichere werde.

Wenn Toskana ein minder zahlreiches Heer von Soldaten hat, dann (wie ganz Italien) ein desto stärkeres von Findelkindern und von Geistlichen und Mönchen. Balbi giebt für jenes Land folgende Zahlen *).

Die Weltgeistlichkeit bestand im Jahre

1830 aus Priestern .	7,000
Anderen Geistlichen (chierici) .	3,000
Summa	10,000.

*) Annal. di Statistica 1830, Vol. 23, p. 313.

Es giebt mit Besitzthum versehene		
Mönche	1150	
Nonnen	4200	
Bettelmönche	1400	
		8,150
Summa Summarum Personen		18,150.

Es giebt Mönchsklöster mit Besitzthum	45
„ Nonnenklöster „ „	67
„ Bettelklöster „ „	50
Summa	162.

Für das Jahr 1835 finde ich die Zahl der Weltgeistlichen auf 8901 angegeben, die Zahl der Mönche auf 2461, der Nonnen auf 3939, der Mönchsklöster auf 133 (darunter 52 Bettelklöster), der Nonnenklöster auf 69. Welche Zahlen ganz richtig, oder wie die eingetretenen Veränderungen zu erklären sind, habe ich nicht mit Sicherheit erfahren.

Der Werth der Erziehung und des Unterrichts ist in einem so hoch gebildeten Lande wie Toskana, zwar keineswegs der Aufmerksamkeit der Regierung und der Einzelnen entgangen; dennoch bleibt in jeder Richtung und Abstufung noch viel zu thun übrig, und Schulen und Universitäten erscheinen sehr dürftig, im Vergleiche mit Zahl und Einnahmen der Geistlichen und insbesondere der Mönche.

Als einen Beweis statt vieler, theile ich Euch das Lektionsverzeichniß der Universität Pisa für 1839 mit.

I. Theologische Fakultät.

Samuelli, biblische Kritik, Archäologie und Exegese der biblischen Hauptwerke, alles in einem Kollegium, wöchentlich drei Stunden. (Alle Vorlesungen sind dreistündig.)

Rosellini, Hebräisch und Erklärung des alten Testaments.

Fantoni, orientalische Sprachen.

Bardini, christliche Sittenlehre.

Sbragia, de locis theologicis.

Boninsegni, Kirchengeschichte von 1517, bis zum 17ten Jahrhunderte.

Dal Padule, vom Kultus und den letzten Dingen (de novissimis).

II. Juristische Fakultät.

del Rosso, vom Ursprunge des Rechtes, dem Personen- und Sachenrechte.

Grassini, Kirchenrecht (institutiones canonicas).

Bonaini, Kirchenrecht (Ecclesiastici juris elementa).

Giuliani, Institutionen des römischen Rechtes.

del Borgo, desgleichen.

Cantini, Erklärung der Dekretalen und Canons.

Carmignani, Criminalrecht.

Sacchelli, Logik und Metaphysik (an dieser Stelle aufgeführt).

Bagnoli, Horazens Epistel an die Pisonen, Ilias und Demosthenes über die Krone. (Eine Vorlesung.)

Fantoni, griechische Grammatik.

Rosini, Tassos Gedichte.

III. Medizinische Fakultät.

A. Medizinisch-chirurgische Abtheilung.

Barzellotti, von Natur, Ursach, Sitz und Heilung der Krankheiten.

Civinini, Anatomie.

Arcangioli, Physiologie.

Puccinotti, Pathologie und gerichtliche Arzneikunde.

Menici, Chirurgie und Geburtshülfe.

Morelli, Klinik.

Regnoli, chirurgische Klinik.

Bianchi, kleinere Chirurgie.

B. Physisch-mathematische Abtheilung.

Corridi, Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Algebra, eine Vorlesung.

Pieraccioli, Analysis des Unendlichen.

Foggi, Algebra.

Pacinotti, Experimentalphysik.

Gerbi, theoretische Physik.

Branchi, Chemie.

Gerbi, Astronomie.

Savi, Botanik. Derselbe Geognosie und von den Säugethieren (Mammalogia).

Amici, Hydraulik.

Die Vorlesungen, welche sonst bei der philosophischen Fakultät gehalten werden (die hier fehlt) sind theils der juristischen, theils der medizinischen beigeordnet; hauptsächlich (wie man mir sagt) mit Rücksicht auf die Vertheilung der Promotionen und der davon zu erhebenden Gebühren.

Wären auch alle Professoren Pisas die ersten Männer und ihre Vorlesungen die besten der Welt; so ist doch der gesammte Lehrgang äußerst unvollständig und dürftig, so z. B. über Exegese, Dogmatik, Kirchengeschichte. Es fehlen Vorlesungen über Rechtsgeschichte, Pandekten, Naturrecht, Staatsrecht, Lehnrecht, Völkerrecht, Handelsrecht, Prozeß; es fehlt (mit Ausnahme eines Kollegiums über Logik und Metaphysik) alle Philosophie, und eben so zusammengeschrumpft ist die Philologie; es fehlt alle Geschichte, Geographie und Statistik, es fehlen alle Staats- und Kameralwissenschaften u. s. w. — Wahrlich die Italiener bilden sich nicht durch ihre Universitäten, sondern trotz dieser Universitäten; und wie können die Regierungen sich wundern wenn viele Alte und Junge über der Welt Lauf, die geselligen Verhältnisse, Staaten, Verfassungen und Verwaltungen gar keine, oder verkehrte Ansichten haben und geltend zu machen suchen; da ihnen

jeder ächte Zugang zu Wissenschaft und Erfahrung, eben durch verkehrte Einseitigkeit und thörichte Furchtsamkeit der Regierungen abgeschnitten ist.

Siena (sagt man mir) sey noch dürftiger besetzt, als Pisa; erhalte ich das Lektionsverzeichniß, so lege ich es bei. Wäre es nun nicht besser, in Toskana eine vollkommene, treffliche Universität zu haben, als zwei, welche dem Begriffe und dem Zwecke gleich wenig entsprechen, wie dies die dabei angestellten Männer am tiefsten fühlen und am bittersten beklagen. — Im Durchschnitte der letzten Jahre hatte Pisa 5 bis 600, Siena 2 bis 300 Studenten, die größte Zahl Juristen, die kleinste Theologen.

Siebzigster Brief.

Florenz, den 12ten Junius.

Wie in jedem Staate sind auch in Toskana Behörden für die verschiedenen Zweige der Verwaltung; nur können (bei der Kleinheit des Landes) deren mehre einer Person anvertraut, oder die Zwischenbehörden erspart werden, welche in einem großen Reiche unent-

behrlich sind. Anstatt Euch deshalb mit Einzelheiten zu ermüden, die sich gewissermaßen von selbst verstehen, will ich einige Punkte aus der neuen Gerichtsverfassung erwähnen, die im vergangenen Jahre neu gestaltet ward.

In erster Stelle richten in den einzelnen Orten, oder in kleineren Bezirken, die Vicarien und Podesta bis zu 400 Liren an Werth, und über manche andere Gegenstände ohne Bezugnahme auf deren Werth, z. B. über Tagelohn, Leistungen der Halbler, Gränzverrückungen, Besitz u. s. w. In Bezug auf freiwillige Gerichtsbarkeit ist ihnen insbesondere Vieles zugewiesen, was den Familienrath und dessen Wirksamkeit betrifft. Vierzehn sogenannte Tribunale entscheiden in erster Instanz alle Sachen deren Werth über 400 Lire beträgt, und es kann von dem Spruche der Vicarien u. s. w. an sie berufen werden, sobald der Werth 70 Lire übersteigt. Von ihrem zweiten Urtheile findet keine weitere Berufung statt; wohl aber kann von dem ersten Urtheile dieser Tribunale an den höheren Gerichtshof (corte regia) appellirt werden, sobald der Werth 800 Lire übersteigt. Im Tribunale erster Instanz sollen wenigstens drei, im höheren Gerichtshofe fünf Richter abstimmen. Der letzte ist besetzt mit einem Präsidenten, vier Vicepräsidenten und sechzehn Räthen. Ähnliche Abstufungen und Abtheilungen wie für die bürgerlichen Prozesse, finden sich für Kriminal-

sachen. Den Prokuratoren und Generaladvokaten ist der bekannte Geschäftskreis zugewiesen, und auch ein Cassationshof gegründet worden.

Geschworne sind nirgends eingeführt; das Verfahren hingegen ist überall öffentlich, und bei kleineren Sachen unter 70 Lire Werth meist mündlich, jedoch werden kurze Vermerke in einem Protokolle niedergeschrieben. Eine Art von Anklagekammer entscheidet, ob ein peinliches Verfahren zu eröffnen sey. Die Strafen sind mild, aber es findet (schon des öffentlichen Verfahrens halber) von einem peinlichen Urtheile keine Berufung statt. Der gesammte Prozeßgang ist dem französischen überall nachgebildet, und wird deshalb von Einigen in dem Maaße gelobt, wie von Anderen getadelt. Gewiß muß nach diesem Anfange auch ein neues bürgerliches Gesetzbuch entworfen werden, und man hat den Anfang nur da gemacht, wo er am leichtesten erschien.

Die Juden stehen unter den gewöhnlichen Richtern und Gesetzen, doch ist aus ihrer Mitte eine Behörde gebildet für ihren Gottesdienst, Schulen, Arme u. s. w. — Die Verhältnisse von Staat und Kirche sollen nach den Gesetzen Leopolds beurtheilt werden; indessen ward der letzten in neuerer Zeit Manches eingeräumt, was man früher bestritt. Vor dem 24sten Jahre darf kein Mönch, vor dem 30sten keine Nonne das Gelübde ablegen; ungeachtet dieser Be=

schränkung hat sich deren Zahl seit 1815 erneut und vermehrt.

Im Jahre 1828 betrugen nach einer mir zugekommenen Angabe die gesammten Einnahmen des Staates . . . . . . 25,186,000 Lire.
Hierunter befanden sich Einnahmen von den Zöllen und Handelssteuern . . . 8,401,000 Lire.

Die Grundsteuer etwa . . .	3,032,000
Salz	3,725,000
Lotto	2,309,000
Tabak	1,577,000 u. s. w.

Oder nach anderen Abtheilungen

Auflagen aller Art	14,550,000 Lire.
Regalien	8,464,000
Patrimonialeinnahmen . . .	2,172,000
Summa	25,186,000 Lire.

Für 1836 finde ich die Einnahmen angegeben auf 25,104,000 Lire, die Ausgaben auf 23,078,000 Lire; was einen großen, mir zweifelhaften Überschuß zeigen würde.

Die Hebungskosten betragen im Allgemeinen an 20 Procent der Einnahme. Das Kriegswesen kostet selbst in Toskana noch 4,287,000 Lire, während der öffentliche Unterricht und die schönen Künste nur mit 856,000 Lire angesetzt sind. Die Ausgaben für den Hof sind folgendergestalt angegeben:

	Lire.
Gesammtverwaltung und baare Zahlungen	2,604,000
Verschönerung der Paläste, Gebäude u. s. w.	231,000
Erhaltung derselben	115,000
Gärten	21,000
Blumen	11,000
Jagden	34,000
Summa	3,016,000

Noch verdienen folgende Posten Erwähnung:

	Lire.
Für die Universität Pisa . . :	151,000
Ankauf von Kunstwerken, Ausgrabungen .	23,000
Ägyptische Reise	22,000
Karte von Toskana	7,000
Denkmal Dantes	7,000
Dem Theater Pergola	13,000
Dem Papste Citronen (cedrati) und den Kirchen Blumen	1,601

Obgleich allerhand öffentliche Schulden vorhanden sind, kommen sie doch weder in den bekannt gewordenen Rechnungen, noch auf dem Markte und an der Börse zum Vorschein; ein Beweis daß ihr Betrag gering, ihre (zum Theil hypothekarische) Sicherheit genügend ist, und sie meist in denselben Händen bleiben, oder leicht zu decken und zu übertragen sind.

Manche außerordentliche Ausgabe haben die großen Verbesserungen herbeigeführt, welche der Großherzog in

den Maremmen mit Verstand und Nachdruck betreibt. Sie werden dereinst hoffentlich jede Auslage reichlich ersetzen; gewiß dienen sie schon jetzt zum Heile der, zeither an Krankheiten leidenden, ja dahin sterbenden Bevölkerung. Manche Unternehmung würde wohl erleichtert, wenn über Ablösungen und Gründung vollen Eigenthums, Gesetze nach Weise der preußischen gegeben würden und zur Anwendung kämen.

Einundsiebzigster Brief.

Florenz, den 13ten Junius.

So eben erhalte ich den Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben für die Stadt Florenz vom Jahre 1834. Ich theile Euch einige Hauptpunkte mit, da die Aufführung aller einzelnen kleinen Sätze zu weitläufig und wenig lehrreich ist. Die gesammten Einnahmen belaufen sich auf 818,000 Lire, und eben so hoch sind (mit Ausnahme einer Deckungssumme) die Ausgaben angesetzt. Unter den Einnahmen befinden sich an Pacht, Grundzinsen und festen Hebungen etwa . . . . 115,000 Lire

Außerordentliche Einnahmen	2,000 Lire.
Darunter 1,900 Lire für Eröffnung von Theatern.	
Entschädigung vom Staate für die Verzehrungssteuern	70,000
Strafen für Nichtbesuch der Magistratsversammlungen	100
Familiensteuer	50,000
Grund- und Haussteuer	616,000.

Die beiden letzten Einnahmen sind (da für die Stadt keine Verzehrungssteuern erhoben werden) die wichtigsten; doch werden 46,000 Lire von der Familiensteuer und 280,000 von der Grundsteuer an den Staat abgeführt. Diese Summen erscheinen also im Voranschlage der Stadt nur als durchlaufend, und vermindern die Stadteinnahmen und Ausgaben in Wahrheit auf etwa 492,000 Lire.

Unter den Ausgaben finden sich:

Zur Schuldentilgung (alles in runden Summen)	13,000 Lire.
Desgleichen Kriegslasten von 18¹⁵/16	16,000
Verwaltungskosten etwa . . .	25,000
Anfertigung des Katasters . . .	13,000
Straßen, Brücken, neue Baue . .	130,000
Reinigung der Stadt	25,000
Irrenhäuser	35,000
Findelhaus	7,000
Feueranstalten	21,000

Schulen . . . . 5,000 Lire.
Arbeitshaus 60,000
Öffentliche Feste . . . . . . 24,000 u. s. w.

Einige Ausgaben, die sonst wohl einer Stadt zufallen, hat der Staat um so mehr übernommen, da ihm ja die Verzehrungssteuer (mit Ausnahme einer geringen Entschädigungssumme) zu Gute kömmt. Das Findelhaus kostet (trotz der Fundationen) der Stadt mehr, als die Schulen; die öffentlichen Feste so viel als die ganze Verwaltung, und das Narrenhaus 10,000 Lire mehr als die letzte. Die Ausgabe für die Straßen ist immer (schon des künstlichen und doch vergänglichen Pflasters halber) sehr hoch; indeß befinden sich unter der oben angegebenen Summe einige ganz außerordentliche Gegenstände. Für die Erleuchtung der Stadt, wird mit 43,600 Lire aus anderen Kassen gesorgt.

Meinen früheren Mittheilungen über die Städteordnung setze ich Einiges hinzu, was ich erst jetzt erfahren habe. — Die Summe, welche gefordert wird um in die Bürgerrolle einzurücken, ist keineswegs überall gleich und, sonderbar, nach eigener Festsetzung der Städte in mancher kleineren Stadt höher als in den größeren. Viel natürlicher erscheint die, meist in sechs (zu Florenz in zehn) Klassen getheilte, von 2 bis 90 Lire steigende Personensteuer; welche indeß bei der Aufnahme in die Bürgerrolle nicht berücksichtigt wird.

— Es findet ferner ein Unterschied statt, ob jemand soll zum Priore, oder zum Mitgliede des großen Rathes erlooset werden. Jene Stelle kann nur in die Hände solcher kommen, welche zu Florenz (laut des neuen Katasters) eine reine Einnahme aus Grundvermögen von 420 Lire haben. In die große Borsa, aus welcher man den großen Rath erlooset (zu Florenz etwa 5,000 Personen), wird hingegen jeder aufgenommen, der auch nur das allerkleinste Grundvermögen besitzt. Nun hat zwar der große Rath mit den eigentlichen, den fortlaufenden Geschäften Nichts zu thun; aber er soll doch über neue Ämter, Anlagen u. dgl. gehört werden. Trifft nun das Loos unbrauchbare Leute, so muß man sie fortdauernd zurückweisen; oder sich darauf verlassen, daß sie gutwillig Ja sagen. Jeden Falls ist das Erloosen aus der Gesammtzahl von mehren tausend Bürgern, der schlechteste Ausweg (obgleich sich auch die Athener dessen zu ihrem Schaden bedienten); und es bestätigt sich in Toskana (wie anderwärts): daß scheinbar außerordentlich liberale Formen, weil deren genaue Anwendung unmöglich ist, oder zu Verwirrungen führt, in Wahrheit und nothwendig alle Macht in die Hände weniger leitenden Personen und der Regierung bringen.

Als ein anderer Zusatz zu früheren Mittheilungen mag hier eine Übersicht aller im Jahre 1830 in Tos-

kana erhobenen Steuern, in runden Summen hier Platz finden.

	Lire.
Grundsteuer für den Staat . . .	3,067,000
„ für die Städte	2,838,000
Personensteuer für den Staat . . .	786,000
„ für die Städte	79,000
Für das Kataster	220,000
Für Erlaubniß zum Tragen der Waffen und zum Jagen . . .	78,000
„ „ zum Billardspiel . . .	6,000
Für milde Stiftungen, Zuschlag zu Zöllen, Salz und Lotto	448,000
Für das Arbeitshaus (durch Grundsteuer)	48,000
Hafengeld u. dgl. in Pisa . . .	23,000
Desgl. in Elba	18,000
Gold und Metallstempel	25,000
Zölle	8,262,000
Eintragungsgebühren und Stempel . .	1,495,000
Salzsteuer	2,576,000
Post	348,000
Lotto (netto!)	2,686,000
Tabakspacht	1,564,000
Gerichts=, Archivsgebühren und Anderes	523,000
In runder Hauptsumme (mit Hinzufügung der Hunderte u. s. w.)	25,104,000,

oder etwa 18 Lire auf den Kopf.

Ich darf nicht bange seyn daß Ihr zu denen gehört, welche aus solchen Ziffern übereilte Folgerungen ziehen, z. B. in Hinsicht auf Wohlstand, Druck oder Leichtigkeit der Steuern, Güte der Regierung u. dgl. Ein geringer Steuersatz kann z. B. an einer Stelle schon drücken, welcher an einer zweiten noch leicht erscheint. Es ist ferner ein gewaltiger Unterschied ob Millionen Einnahmen verzehrt werden von Landleuten, oder Hofleuten, von Soldaten und Mönchen, oder von Kaufleuten, Geistlichen und Gelehrten. Dieselbe Summe als Grundsteuer von den eigenen Unterthanen erhoben, wirkt anders wie ein Zoll zu dem auch Fremde beitragen u. s. w. u. s. w. Genug, die statistische Mathematik muß, weil sie mit dem Lebendigen zu thun hat, mit viel größerer Vorsicht und Bescheidenheit zu Werke gehen, als es in den neuesten Zeiten leider fast allgemein Gebrauch geworden ist.

Zweiundsiebzigster Brief.

Rom, den 18ten Junius.

Da Ihr aus der Überschrift erseht daß ich glücklich in Rom angekommen bin, will ich in meinen Tagesberichten der Zeitordnung folgen. Den 14ten Junius sah ich in Florenz drei Akte von der cameraderie. Daß Selbsterkenntniß noch nicht zur Besserung führt, beweisen die Franzosen. Wie sind die Wahlumtriebe und dies leichtsinnige, eigennützige, niederträchtige Lobhudeln und Verläumden lächerlich und verächtlich dargestellt; — und doch werden diese Mittel in der politischen Apotheke täglich ausgeboten und angewandt!

Sonnabend den 15ten ward gepackt, bezahlt, noch einmal der Dom und ein Theil der Cascinen besucht und um 11 Uhr abgefahren. Bis Siena wohlangebaute Hügel und Thäler, von der hochbelegenen Stadt, weite, schöne Aussichten. Bald darauf aber die kahlen, häßlichen Thonhügel, bis das einbrechende Dunkel Schönheit, wie Häßlichkeit verdeckte. Im Durchschnitt hielt sich das Thermometer auf 24°, stieg aber zwischen 12 und 2 Uhr bis 28°; ja unmittelbar unter der von der Sonne beschienenen Wagendecke bis 39°. Da dasselbe nur bis 40° eingetheilt ist, so nahm ich

es weg, aus Furcht es möchte platzen. Abend und Nacht, Mond-, Planeten- und Sternenschein wunderschön, und zur Seite viele tausende (und das ist noch zu wenig gesagt) von leuchtenden Johanniswürmchen, oder, wie ich fast glaube, von Elfen, die ihre Tänze aufführten. — Der Wagen lang, bequem, und erquickender Schlaf. Mit Anbruch des Tages (Sonntag der 16te), bei dem wilden Felsenneste Radicofani, 13° und allmählig steigend bis 26°; also zwei Grad weniger als Tags zuvor, aber weit mehr Staub, als auf den florentiner Chausseen. Bei Ponte a Centino, Eintritt in das päpstliche Gebiet, des Kouriers halber ohne Durchsuchung (auch hatte ich ja nicht das geringste Accisbare bei mir). Aquapendente schön gelegen, aber diesmal ohne aqua. Der See von Bolsena erfreute, schon der Abwechselung halber; mit den schönen Seen des nördlichen Italiens ist er indeß so wenig zu vergleichen, als ein kleinerer in der Gegend von Ronciglione. Ja beide stehen den churmärkischen Seen viel näher, als den schweizerischen. In Montefiascone zum Mittage, kaum genießbare Wassersuppe, ein Stück Rindfleisch ohne Sauce, Mostrich oder Zuthat, und so trocken daß man es in weißen Atlas einwickeln konnte, ohne zu besorgen es werde einen Fleck abgeben. Der Wein schlecht, und nach muffigem Fasse schmeckend; besser der Orvieto, den wir in Baccano geben ließen. Von Mon-

tagna aus, der erste Blick auf Rom. Erinnerungen an Terni, Civita castellana, und den einzeln stehenden Sorakte. — Durch Viterbo rasch hindurch. Vorherrschend rothe Esparsette und hoher gelb blühender Ginster; die Bäume zur Seite weggehauen um den Räubern das Verstecken unmöglich zu machen. Eine italienische Forstwissenschaft, von welcher Pfeil und Hartig nichts wissen. — Bettelei übergenug; aber man verhärtet und giebt Keinem etwas, weil man nicht Hunderten geben kann und jede Gabe das Ungezіefer herbeizieht. Die Grundsätze, welche sonst nur die römische Regierung über Bettelei aufstellte, haben sich jetzt auch über Florenz und Turin verbreitet. Es ist ein erlaubtes, und selbst privilegirtes Gewerbe und Erwerbsmittel; und nur Österreich hält an verständigeren Grundsätzen fest, als die einheimischen Regierungen. Wiederum der schönste Abend, so daß man die Wüste der Campagna di Roma minder bemerkte. Die Lager der Hirten, ihre Nachtfeuer u. s. w. deuteten indeß auf eine Benutzung des Bodens hin, wie man sie fast nirgends mehr in Europa findet. Davon ein andermal.

Ponte Molle und die Tiber weckten mich aus mancherlei Träumen; Rom muß aus der oft trivialen Gegenwart, in eine andere Welt versetzen, obwohl das tragische Element in derselben vorherrscht, um durch Furcht und Mitleid das Gemüth zu reinigen.

Um 10 Uhr erreichten wir die Stadt, um halb 11 Uhr war ich im Hotel Cesari, ganz nahe beim Corso und der Dogana; also im Mittelpunkte der Stadt belegen.

—— Sowie die Kälte im Anfange der Reise eine Rolle spielte, so muß man jetzt die Hitze in Betracht ziehen. Sie stieg, wie man mir sagt, gestern bis 28° (ich hatte das Thermometer nicht ausgehangen) und heute früh um halb 6 fand ich, obgleich die Fenster in meiner Stube (neben der Schlafkammer) die ganze Nacht offen gestanden, doch schon 18°. In diesem Augenblicke (halb 7) muß ich Alles verschließen, weil die Wärme schon stark im Steigen ist.

Wer nur auf ein Paar Monate nach Italien kömmt, thut am Besten den Herbst zu wählen, wogegen ich den hiesigen Winter, noch immer nicht dem Sommer vorziehen kann. Denn

1) sind die Tage im Sommer länger und erlauben in kürzerer Zeit mehr zu sehen;

2) sind die Naturschönheiten im Winter auch in Italien viel geringer, und die meisten Bäume, sowie der Wein, blattlos;

3) dauert die Hitze nur gewisse Tagesstunden, wogegen die Abende und Nächte von größter Schönheit sind;

4) drückt dieselbe Zahl von Wärmegraden bei uns

mehr, und nur der Scirocco wirkt wie die Schwüle des nördlichen Klimas;

5) ist das winterliche Frieren in Italien (beim Mangel fast aller Heizanstalten) unbequemer wie die Hitze. — — —

Dreiundsiebzigster Brief.

Rom, den 19ten Junius.

— — In gutem Eise kühlte ich den Rest der Hitze und ging dann (der gütigen Einladung des — folgend) in das Theater Argentina, wo die Montecchi u. s. w. diesmal ganz außerordentlich sollten gegeben werden, insbesondere durch Hrn. Donzelli, die Schwester der londoner Grisi und die Marini. Nach jeder Arie wurden diese dreimal herausgerufen, und mit Klatschen, Lobestrommeln und Beifallsgeschrei Minuten lang in dankender Stellung festgehalten; bis meist der vermittelnde Arzt, dieser Hans in beiden Familien, das Stück oder die Stücke zusammenflickend und beruhigend dazwischen trat. Ich war mit mir sehr unzufrieden, da ich gar nicht in diesen Bewunderungstaumel ge=

rathen konnte, vielmehr das nordische Philisterthum sich hervorwandte. Dazu wirkten freilich auch äußere Gründe: Hitze nämlich und schlechte Luft schläferten ein, und dons gratuits (in noch stärkerer Dosis dargereicht wie in der Judengasse) weckten wieder auf, und sprangen auf und ab, wie die Musik. Doch ist diese, im Vergleiche mit dem Allerneuesten was ich in Italien hörte, ein Wunderwerk. Einem Baier, der Mad. Devrient weit über die hiesige Grisi setzte, sagte die —, dies folge aus seiner Unkenntniß der Sprache. Auf mich fand dies nun keine Anwendung. Die Devrient, die Hähnel und die Malibran ziehe ich ohne Zweifel dieser zweiten Grisi vor; in weitere Kritik mag ich mich nicht einlassen, es ist schon wieder zu warm dazu. — —

Vierundsiebzigster Brief.

Rom, den 20sten Junius.

Der unverständigen Kunstbetrachtungen dritte Fortsetzung.

Scheinen. Schönheit.

So bin ich, fast mit Gewalt, wieder zu dieser furchtbaren Betrachtung hingedrängt! Ist denn die Schönheit wirklich nur ein Schein? Besteht ihr Wesen nur in der äußerlichsten Oberflächlichkeit, hinter welcher eine unabweisbare, allmächtige, entsetzliche Wahrheit sich versteckt? Ist sie nur eine Art von Coulisse, von Dekorationsmalerei, welche der Unkundige, der Leichtsinnige, der Oberflächliche anstaunt und bewundert; weil er nicht tiefer eindringen kann, oder, die Augen verschließend, nicht eindringen will? Mit der Weisung: alle diese Grübelei sey überflüssig, ja eine thörichte Selbstpeinigung, wird man sie nicht los. Wenn schon Viele nicht sehen, obwohl sie die Augen weit offen halten; so kommt ihnen die wahre Erleuchtung gewiß nicht, weil sie ruhig dahinschlafen.

Als ich in Florenz die mediceische Venus in ihrer ewigen, unwandelbaren Jugendschönheit wieder fand,

alle Lebendigen hingegen veraltet und dahingewelkt; fühlte ich mich fast gezwungen das Kunstwerk hinaufzustellen über alle Werke der Natur, und in ihm eine engere Verwandtschaft mit dem Göttlichen, eine unmittelbare Schöpferkraft, eine Offenbarung höherer Welten und Urbilder zu erkennen. Alles was die lebendigen Menschen ängstet: tägliches Bedürfniß, Krankheit, Wechsel, Verlust — und Tod, sind ihm fremd. Die tausend mühseligen Bedingnisse durch welche sich das Lebendige in bloßer Zeitlichkeit dahinschleppt — einathmen und ausathmen, essen und trinken, schnauben, nießen, verdauen u. s. w. u. s. w. — diese Gemeinheiten des Daseyns, liegen dem ächten Kunstwerke fern. Scheinbar das Körperlichste (Stein und Erz), ist es in Wahrheit doch das Geistigste; scheinbar das Unlebendigste, trägt es allein doch den Tod nicht in sich!

Wenn ein Vater sagt: dies hübsche Mädchen ist meine Tochter; und Phidias sagen konnte: diese Minerva ist meinem Haupte entsprossen; — wie verhalten sich die Väter gegeneinander und die Kinder?

Hätte denn aber Phidias einen Zeus, eine Athene bilden können, wenn ihm die Schönheit nie in der Natur entgegengetreten wäre? Wie verhält sich das geistige a priori, zu dem materiellen a posteriori? Kann ich das Schöne beurtheilen, wenn ich nicht täglich und vielseitig den Sinn dafür bilde? Kann ich

wissen wie ein schöner Mensch aussieht und aussehen soll, wenn ich nie einen nackt sah? Und wiederum laufen die Wilden Jahr aus, Jahr ein nackt umher, und wissen dennoch gar Nichts von der Schönheit. Doch, ich kehre zum Anfange meiner Betrachtung zurück.

Aus der Tribune der Kunst, ging ich in Florenz zu den anatomischen Präparaten und Nachbildungen von Wachs. Ich sah den Menschen, wie er von der Größe einer Bohne allmählig anwächst, immerdar gebückt, zusammengedreht, häßlich, bedrängt und die Mutter bedrängend; das punctum saliens des Körpers deutlich genug, das des Geistes ein Geheimniß.

Nun die Mütter. Schöne Weiber mit dem schmerzlichen Ausdrucke des Dahinsterbens, der Leib aufgeschnitten, und der Tod des Schönen gegeben, damit das Unvollkommene in die Welt trete. Köpfe mit abgenommener Hirnschale, gespaltene Brüste, geschundene Beine, und die ganze Welt der Nerven, Muskeln, Adern u. s. w. dem Auge dargelegt. Ist denn dies nun das Wesentliche, Wahre, Lebendige, Leben Erzeugende; von dem man nicht das Geringste wegnehmen kann, ohne die Auflösung des Ganzen unausweichbar herbeizuführen? Und wenn dem so ist, wer kann die Haut, die Oberfläche für etwas Anderes halten, als für die bloße Hülle, das Couvert des Ganzen, bestimmt im Winter zu frieren, im Sommer zu

schwitzen und das Auseinanderfallen der unzähligen Theile zu verhindern.

Giebt es dann aber noch eine Schönheit? Wird sie nicht zum äußerlichsten Scheine der Oberfläche? Oder spricht der Anatom nicht mit größerem Rechte von Schönheit der Milz, der Leber, der Eingeweide, als ein Verliebter, oder Künstler von schönen Händen und Augen? In dieser Richtung fortschreitend kann man behaupten: das was die Welt Schönheit nennt, bestimmt weder das Leben, noch den Werth des Lebenden; es ist ein hors d'oeuvre, was in Bezug auf alle höheren Funktionen nach Belieben vorhanden seyn, oder ganz fehlen kann. Ja die Schönheit ist nicht bloß etwas Unwesentliches, sondern auch ein Verdammliches: weil sie schwächlich reizbare Gemüther, zu einem abgeschmackten, götzendienerischen Fanatismus fortreißt; und denjenigen kann man glücklich preisen, welcher gegen diese Gefahren ein dreifaches Erz um seine Brust trägt. Es ist ein wesentlicher Fortschritt des Menschen, eine wahrhafte Befreiung, wenn er die Gleichgültigkeit jenes äußerlichen Scheines begreift, und sich durch geistige Erhebung in ein ganz gleiches, billiges, sittliches, neutrales Verhältniß zum sogenannten Schönen und Häßlichen stellt. Die Art und Weise, wie so viele angeblich fein fühlende Menschen das verspotten und mißhandeln, was sie aus bloßer Willkür häßlich nennen, ist zu gleicher Zeit einfältig und schändlich. Ein-

fältig, weil diese Leute wo möglich noch weniger wissen, warum sie etwas häßlich, als weshalb sie es schön nennen; schändlich, weil sie den, nach ihrer eigenen Meinung schon Verkürzten, nicht trösten, sondern verfolgen und Gottes Ebenbild nicht in der Offenbarung des Geistes, der Freiheit, der Sittlichkeit erkennen, sondern im bloß Sinnlichen, und obenein in einer, aus der unermeßlichen Totalität des Sinnlichen, willkürlich herausgegriffenen kleinen Portion. Diejenigen, welche in den Mißgestalteten, oder den Fexen, nicht Gegenstände des Spottes, sondern verdoppelter Liebe und Sorgfalt sehen; welche den Funken des Göttlichen durch alle Hüllen hindurch erkennen und ehren; diese stehen höher als alle Sinneslustigen und Kunstschwätzer, welche schönen Weibern und Bildsäulen nachlaufen.

Durch die Befreiung von den Fesseln der einseitigen Schönheitslehre, verwandelt sich *Alles* in Schönes, und die untergeordneten, beschränkenden Gegensätze fallen zu Boden. Wollte man auch zugeben, in Theorie und Praxis wisse man was *schön* sey und weshalb, wollte man eine philosophische oder künstlerische Schule als die allein richtige und begabte anerkennen, und alle abweichenden zur Seite werfen; so kehrt die Noth und Unwissenheit bei der Lehre vom *Häßlichen* in fast noch größerem Maaße zurück. Deshalb haben fast alle Theoretiker diesen Stein des

Anstoßes umgangen, als werde er dadurch aus der Welt geschafft. Ist das Schöne nur ein Schein, so ist das Häßliche auch nur ein Schein; wurzelt das Schöne in Gott, und tritt es hervor als das Wesentliche durch die Gnade seiner Offenbarung; warum ist dessen so wenig, und das Reich des Häßlichen hingegen so groß? Das Schöne ist (wie das Gute) leicht begriffen und erklärt; das Häßliche (wie das Böse) hingegen ein, noch immer durch Demonstration nicht zu lösendes, Geheimniß.

Fast immer wird das Schöne nur aufgefaßt und erklärt in Bezug auf Bildhauerei und Malerei; fände aber jene Auffassung und Erklärung nicht auch bei den übrigen Künsten ihren rechten Boden, so müßte eine andere, gleichartiger hindurchgehende und belebende Idee, aufgesucht und entwickelt werden. So hätte sich das Ungenügende des gewöhnlichen Gegensatzes von Schön und Häßlich, wohl schon klarer ergeben, wenn man mehr in das Gebiet der Musik hinüberschaute. Die Lehre von bloßer Nachahmung und Wiederholung des Natürlichen findet hier keine Anwendung, und während also Vorbild, und damit auch Bestimmtheit der Richtung zu fehlen scheint, zeigt sich wiederum in der mathematischen Grundlage etwas viel Festeres und Unwandelbares. Wollte man (was so einfach und angemessen erscheint) das Schöne der Musik in den Consonanzen, und das Häßliche in den

Dissonanzen finden, so geräth man in neue Zweifel und Besorgnisse. Weise ich nämlich um deswillen die Dissonanzen aus der Musik hinweg, so zerstöre ich in der That die Kunst und gerathe in kahle und ermüdende Fortschreitungen. Nimmt man hingegen das Häßliche, nach Weise der Dissonanzen, in die Malerei auf (als Krüppel, Bettler, Martern u. dgl.), so erstirbt nicht selten das Schöne unter all dem Unkraute. Ferner ergeben die mathematischen Verhältnisse, daß die Dissonanz im Reiche der Töne unausweichbar hervortritt, und zwar der Auflösung bedarf, aber keineswegs vernichtet werden kann und soll. Hiemit wird nicht geläugnet daß auch in der Musik ein übermäßiger Gebrauch von den Dissonanzen gemacht worden sey: wir finden Componisten die nach Maaß und Zahl ihrer Consonanzen und Dissonanzen eine Reihe bilden wie die Maler, von Fiesole, bis Michel Angelo.

Auch die Dichtkunst bedarf der Dissonanzen. Das consonirend idyllische Jodeln à la Gessner, und die Fanfarendreiklänge klopstockscher Hymnen, soll niemand über König Ödipus und König Lear hinaufsetzen. Aber eben so wenig die schreienden, unaufgelöseten Dissonanzen gewisser Dichterlinge, über den ruhig fließenden Lichtstrom homerischer Gesänge.

Fünfundsiebzigster Brief.

Rom, den 21sten Junius.

Ich habe gestern, bei steigender Hitze, meiner Feder freien, aber auch unsicheren Lauf gelassen und wiederhole deshalb: die Betrachtung, welche den Weg abstrakt negativer Demonstration betritt, oder sich dieser als des höchsten Mittels fortschreitender Gedankenentwickelung bedient, ist eine furchtbare! Denn die Schönheit entweicht, sie verschwindet unter den Händen; wie bei gleichem Verfahren auch die Güte, die Wahrheit, die Freiheit. Deßungeachtet kann ich Weg und Verfahren nicht kurzweg verdammen; jener bleibt ein natürlicher, gegebener und muß bis zu Ende verfolgt werden, weil erst dann das Umkehren als nothwendig erscheint. Ist jemand durch die Auffassung einzelner Erfahrungen, oder durch Reflexion in dies Gebiet gerathen, er muß es ganz kennen lernen; hat er diesen Kelch einmal an seine Lippen gesetzt, er muß ihn austrinken. Wehe denen die auf halbem Wege still stehen: ihnen bleibt die Schönheit nur Schein, die Güte nur Thorheit, und die Freiheit ein Unmögliches. Sind diese Gespenster unter den Händen bis zu unbezwinglicher Riesengröße hinangewachsen,

dann wird der falsche Zauber durch den rechten leicht zerstört, sofern man nur Muth und Hoffnung nicht vorzeitig verliert. Ein unbefangener Blick auf die göttliche Offenbarung der Schönheit, eine begeisterte Anerkenntniß fremder Güte, ein edler Entschluß von innen heraus, stellt Schönheit, Güte und Freiheit wieder her; und auch wissenschaftlich lernt man begreifen daß und warum jene schwarze Kunst des Zerstörens und Vernichtens, eben selbst nur eine nichtige sey.

Es giebt Naturen, und es sind wohl die am höchsten begabten, welche dies Purgatorium gar nicht kennen lernen, weil sie den Himmel als ihre Heimath in sich tragen; es giebt Naturen, und es sind trotz ungemäßigter Ansprüche die geringsten, welche (Glaube, Liebe und Hoffnung aufgebend) den Weg aus dem Purgatorium zur Hölle, als den einzigen bezeichnen welcher der nichtsnutzigen Menschheit offen bleibe, um aus kindischen Vorurtheilen zum wahren Siege und zur rechten Erkenntniß zu gelangen.

Sechsundsiebzigster Brief.

Rom, den 22sten Junius.

Rom soll von Rechtswegen die Stimmung erhöhen, aus dem Kammerton in den Orgelton hinaufhelfen; allein diesem Montiren gegenüber, demontirt die Hitze, und die mir anderwärts unbekannte Leidenschaft der Jagd, kostet mir so gut Zeit, als anderen Freunden oder Feinden Italiens. Den 31sten Mai, an Tiecks Geburtstag, ward die Jagd eröffnet, aber vor Rom kam es zu nichts Erheblichem. Zuerst stellte ich mich hier bloß auf den Anstand, verlor aber dabei zu viel Zeit um geringer Beute willen. Darauf zog ich vor, Morgens bei Tages-, und Abends bei Kerzenlicht, ein Treibjagen im Bette und einigen größeren Revieren zu halten. Während ich aber die Parforcejagd auf ein hochgehörntes, oder gebeintes Thier richtete, gingen mir zehn andere durch die Lappen, oder schreckbar auf mich los. Dies erhöht indeß die Leidenschaft, und man wird ein wilder Jäger, der zwischen eigenem und fremdem Gebiete keinen Unterschied mehr macht. Auch verderben böse Beispiele gute Sitten. Deutlicher zu sprechen. Mir gegenüber (und die Straße ist eng) lesen ein paar große Weiber, jeden Abend bei voller

Erleuchtung alle ihre Jagdreviere ab. Anfangs glaubte ich Kurzsichtiger, es seyen Fantasmata des erhitzten Blutes. Die Brille auf die Nase setzend, sah ich jedoch Alles, nur das gefangene Thier nicht. Indeß gab mir das Symbol der Nagelprobe, den Beweis für glücklichen Fang.

Aus einer bloßen Nachahmung, erhob ich mich bald zur Originalität, und überbot meine Vorbilder. Erst wurden nur die Strümpfe ausgezogen und zum Fenster hinaus umgekehrt und ausgeschüttelt. Mit steigendem Muthe kam die Reihe auch an andere Kleidungsstücke, wobei mir des Professor B— Beispiel warnend vorschwebt und ich mich gar sehr hüte das ganze Jagdrevier bei der kühnen Umkehrung auf die Straße fallen zu lassen. Man sollte glauben: Verschwendung solcher Art müsse den ganzen Jagdbestand bald erschöpfen; nach kurzer Frist strömen, oder springen indeß die Verjagten zurück, und Alles setzt sich wieder, wie Luft und Wasser, in ein allgemeines Gleichgewicht. — Ihr seht, die ewige Roma schützt nicht gegen so geringe Beschäftigungen und Beschreibungen. —

— Mit zunehmenden Jahren ist bei mir Lust und Geschicklichkeit gewachsen, mit dem Lebendigen, statt mit dem Todten zu verkehren, und ich mag mich nicht um einiger Handschriften willen, ganz von der Gegenwart abwenden. Hier gewönne ich (meine

Kräfte einsetzend) vielleicht zehn, und dort nur eins. Der Glaube aber (den viele deutsche Gelehrte hegen) eines sey mehr als zehn, ist mir längst abhanden gekommen, wenn ich ihn je gehabt habe. Finde ich wenig des für mich unmittelbar literarisch Brauchbaren, so führe ich nur ein much ado about nothing auf, und werde verspottet; finde ich viel so wird die Sache fast noch schlimmer; wenigstens entdecke ich, bei immer schärferer Selbstprüfung, hier die Wurzel der ganzen Stimmung, oder Mißstimmung. Die Hohenstaufen sind meine erste Liebe, denen ich so viele Jahre (ja immerdar) treu blieb. Ich habe sie in Kopf und Herzen, mehr als die horazische Zeit lang, umhergetragen, gehegt, gepflegt und endlich dargestellt. Nun soll ich meine Liebe und meinen Glauben, in die kritische Retorte stecken, und mich zuletzt gar freuen, wenn ich beides verdistillire!? Ich kann nicht anmaßend von meinen Hohenstaufen sagen: sie sind ewig, weil sie sind; wenn aber die Lebenskraft auch nur eines Tages in ihnen ist, so ward sie eingehaucht durch Liebe und Begeisterung, und nicht durch ein Papierfeuer, was ich jetzt anzünden soll um mich und sie daran zu erwärmen. Mag ein Anderer sie malen und zeichnen mit Daguerres Genauigkeit, daß man mit dem Vergrößerungsglase noch jedes Härchen und Federchen erkenne, und nach Belieben ablesen kann; — auf diesem Wege werde ich mich in mei-

nen alten Tagen nicht mehr zum Geschichtschreiber hinaufkünsteln. Anfangs suchte ich den Grund meines beschriebenen Zustandes, lediglich in der Faulheit. Ihr werdet mir aber für meine Reisezeit das Zeugniß des Fleißes nicht versagen; und so bin ich allmählig immer weiter getrieben und genöthigt worden ein umständliches Bekenntniß abzulegen, aus dem, ich weiß nicht — ob meine Schuld oder Unschuld hervorgeht. Zunächst freue ich mich auf Neapel, schon deshalb, weil ich daselbst gar Nichts mit Bibliotheken zu thun bekomme. — Dieser Anhang zur Hauptconfession scheint hinreichend, einen auf literarischen Reisen begriffenen Professor zu verdammen. Steckt denn aber die Literatur und Wissenschaft allein in dem, was Andere schon geschrieben, gelesen und gedruckt haben?

— — — Nach diesen Bruchstücken der bloß persönlichen Tagesgeschichte, muß ich mich aber endlich zum äußeren Lebenslauf wenden. Mittwoch den 19ten Junius, aß ich beim K. von B. Das Tischgespräch war lebhaft über Deutschland, England, Zollverein, Schulen; nach Tische blieb ich lange mit dem K. allein und wir redeten über die kirchlichen Verhältnisse, den Geist und das Wesen unserer Zeit, die Pflichten eines Königs u. s. w. Es ist unmöglich größeren Ernst, edleren Sinn, und löblichere Wahrheitsliebe zu besitzen, als der K. Aus allen Kräften sucht er sich für

den großen Beruf vorzubereiten, den Gott ihm auferlegt; solch Streben trägt Werth und Lohn schon in sich, und so werden auch die äußeren Früchte nicht ausbleiben.

— — — Donnerstag den 20sten besuchte mich der große Orientalist Peyron, welcher jetzt in der Propaganda seine Forschungen über das Koptische fortsetzt. Er nannte Champollions Behauptungen und Beweise regelmäßiger und sicherer als die Seyferts, aber auch jener sey zu weit gegangen, und von 10 Schritten vorwärts, werde man wohl 5 zurückthun müssen. Manches könne er nicht als koptisch anerkennen, was Champollion dafür ausgebe. Die mathematische Regelmäßigkeit (und Steifheit) der Sprache, mache es ihm unglaublich, daß je in Ägypten eine dichterische und geschichtliche Literatur, im höheren Sinne, existirt habe. Für die Anordnung und Würdigung der biblischen, besonders der alexandrinischen Handschriften, dürfte eine neue Ausgabe der koptischen Übersetzung sehr nützlich seyn, wozu alle Hülfsmittel zur Hand wären. — — —

Siebenundsiebzigster Brief.

Rom, den 25sten Junius.

— — — Auf dem Platze Colonna stehen Buden, mit Orangen und Citronen reich und geschmackvoll besetzt, mit vielen Lämpchen und Laternchen hell erleuchtet, mit Fähnchen geschmückt, und frisches Wasser strömt aus dem reichen Springbrunnen ununterbrochen herzu um kühle Getränke aller Art zu bereiten. Für ein Paar Bajocchi erquickte ich mich, und hoffte nach diesem reichen römischen Tage ruhig zu schlafen. Aber um Mitternacht (die Repetiruhr ergab die Zeit), weckte mich ein gewaltiger Gesang zweier Männer, die dem nasalen Ätacismus ergeben waren; um ein Uhr geriethen zwei Esel unter meinem Fenster in ähnlichen musikalischen Wettstreit und erwiesen, daß sie sich in italienischer Schule gebildet hatten. Um zwei Uhr begannen zwei Katzen ein Duett, in welches zwei zahlreiche Halbchöre beifällig, oder mißfällig einfielen. Ich war geduldiger und aufmerksamer als die Hunde, welche in der Nachbarschaft mit gemeinem Bellen jene Kunstübung tadelten. Die Katzen fuhren auch im edlen Selbstgefühle fort so zu moduliren (wie R — diese Natur- und Kunstlaute aufgefaßt hat), bis aus

mehren Fenstern menschlicher Neid zischend heraustönte und gewisse Feuchtigkeiten den Sängern auf den Kopf gegossen wurden, was die letzte Anstrengung derselben bis zum höchsten sforzato hinauftrieb und den glänzendsten Abgang herbeiführte. So die Reihe der Kunstgenüsse des Tages und der Nacht. Einige Mordents, welche kritische Flöhe den Katzenmelodien hinzufügten, hielt ich für schlechte Überladung, mußte sie aber als italische Zugabe mit in den Kauf nehmen.

Am 24sten, dem Johannistage, eine andere Welt. Unter dem Schutze meines Sonnenschirmes ging ich der Sonne, dem Staube, dem Scirocco und den Jungen, welche riefen piove — muthig entgegen, bis zum entfernten Lateran. Nach so vielen militairischen Revüen, wollte ich auch einmal wieder eine geistliche sehen. Doch fehlte jene Seite nicht ganz, denn Dragoner eröffneten und schlossen den Zug des Papstes und der Kardinäle. Alle Wagen gleichartig, alle Pferde schwarz, alles Zeug roth. Des Papstes Kutscher u. s. w. in großen Stiefeln und roth seidenen Kleidern. Er selbst in aller Pracht, Segen spendend; das Volk Theil nehmend, aber mehr wie nach herkömmlich Eingelerntem, als daß sich Begeisterung gezeigt hätte. In der Kirche geordneter Zug der Geistlichen, Bischöfe, Kardinäle in mannichfaltigen Uniformen. Die Kardinäle meist so alt und hinfällig, daß der Streit zwischen Staat und Kirche für sie verloren wäre, wenn

Schwerter und Fäuste auf diesem Boden entschieden. Der Papst einhergetragen, über Alle erhaben, beschattet von den Pfauenfedern. — Sobald er vorüber war, in der Kirche, Drängen, Stoßen, Reden, Kommen, Davonlaufen, wie auf einem Jahrmarkte, ohne Stille, Haltung, Andacht. Die stets ganz gleichartige Form, mag die beste seyn, giebt aber eben nichts Neues, die Aufmerksamkeit Erweckendes. Der Papst hat ein gutmüthiges, wohlwollendes Ansehn, und scheint sich einer noch festen Gesundheit zu erfreuen. Wenigstens fiel mir nichts in die Augen, was andere Vermuthungen erwecken könnte.

Achtundsiebzigster Brief.

Rom, den 27sten Junius.

Im Vergleich mit den großen Quantitäten Politik, welche man in England und Frankreich verzehren kann, oder muß, ist man in Italien auf eine homöopathisch kleine Portion angewiesen, und die Zeitungen spielen eine bloße Nebenrolle. Doch habe ich aus denselben mit großer Betrübniß gesehen, daß —

Desto erfreulicher war mir die friedliche Wendung der hannoverschen Angelegenheiten. Im Vergleich mit den grandes journées des grandes nations, ist diese deutsche Entwickelung für den Liebhaber spanischen Pfeffers und französischen Knoblauchs freilich sehr geschmack- und effektlos; in Wahrheit aber muß sich jeder Deutsche freuen über die Mäßigung, welche sich der Festigkeit zugesellte, über die Pietät, welche man (schon aus Achtung für sich selbst) nie ganz zur Seite warf, über das Vermeiden aller das Ziel überschreitenden Mittel, und darüber daß man die christlichen Tugenden von Glaube, Liebe und Hoffnung, mit den anderen Kardinaltugenden in Übereinstimmung brachte. Auch der verblendetste Parteimensch muß dies Alles lobend anerkennen, und so hoffe ich auf den besten *) Ausgang. Der Historiker darf behaupten, daß ohne die — — des — dieses schöne Kapitel in der deutschen Geschichte fehlen würde. Doch ists genug an einer solchen Generalprobe; beim da capo könnten die zu gespannten Saiten springen.

Meine Lebensweise geht ihren gleichartigen, ruhigen Gang. Sehr heiße Tage, sehr schöne Abende. Täglich etwas gesehen, gehört, gelernt. — —

— Gestern sah ich mit A — das vom jetzigen

---

*) Der damalige Anschein friedlicher und freundlicher Beendigung ist leider wieder verschwunden.

Papste angelegte, etruscische Museum auf dem Vatikan. Es ist überraschend reich, wohl geordnet und giebt einen lehrreichen Überblick über die künstlerischen Bestrebungen, und auch über die Lebensweise dieses Volkes. Möchte es nur (was bis jetzt nicht erlaubt ist) amtliche, oder freiwillige Beschreiber und Erklärer finden! —

Neunundsiebzigster Brief.

Rom, den 26sten Junius.

Der unverständigen Kunstbetrachtungen vierte Fortsetzung.

Tanzkunst. Reitkunst.

Die Entscheidung: ob diese beiden Künste mit Recht auf so vornehme Bezeichnung Anspruch machen dürfen, wird gutentheils davon abhängen: ob das Kunstwerk ein unabhängiges Daseyn, eine selbständige Dauer haben müsse, — oder nicht! In jenem Falle scheinen alle die vorübergehenden, wechselnden Bewegungen der Tänzer und Kunstreiter, keineswegs den

Namen von Kunstwerken zu verdienen. Eben so wenig sollte man hier von zwei verschiedenen Künsten reden, da alle diese Leistungen unter einen allgemeineren Begriff zusammenfallen: den der künstlerischen Bewegung.

Wiederum bringt uns dieser Begriff der Bewegung nicht ins Klare, sondern in neue Zweifel. Wenn jemand Hunde und Affen tanzen lehrt, so wird man weder den Lehrer, noch die Schüler, Künstler nennen wollen. Beschränken wir deshalb die künstlerische Bewegung auf den Menschen für sich, oder in seiner Verbindung mit dem edlen Rosse; so fragt sich: ob nicht eine Reihe unbewegter und unbeweglicher Darstellungen des menschlichen Leibes, ebenfalls auf Kunstwerth Anspruch machen könne? Wollen wir die lebenden Bilder (sofern sie bloße Nachahmungen sind) als untergeordnet zur Seite lassen; so sind doch in dieser Weise auch Bilder erfunden worden, von größerem Kunstwerthe, als gar viele Tanzgruppen; und die Schütz war als Sphinx, oder Niobe, bewundernswerther wie manche Tänzerinn als Windmühle. Gewiß liegt das Entscheidende nicht in dem Bewegen, oder Nichtbewegen; auch finden sich diese Begriffe, oder Erscheinungen ebenfalls in den anderen Künsten, nur in mehr idealistischer Weise und in gar verschiedenen Abstufungen: von den Darstellungen des Unbeweglichen (z. B. des todten Christus), bis zum

Sabinerraube Johanns von Bologna und der Schlacht Constantins von Raphael. In die Dichtkunst dringt die Bewegung, als Metrum ein, und die Musik ist fast in jeder Beziehung, eine Kunst des Bewegens und der Bewegung.

Hinter jeder Bewegung liegt aber als regelndes Geheimniß, ein Beharrliches verborgen, wovon jene ausgeht, und womit sie in Harmonie stehen muß. Fehlt die Möglichkeit einer solchen Verbindung und Zurückführung, einer solchen Probe in den bildenden Künsten; so spricht man mit Recht von Verzeichnung. In der Musik zeigt sich das Geheimniß des Beharrlichen in den chladnischen Figuren, und der Grundbaß regelt das Bewegliche und verständigt es mit dem beharrenden Maaße. Die Prosodie endlich strebt danach, auch den Gedanken in eine feste Form einzufassen.

Irthum ist also überall: wo der Augenblick (herausgegriffen und als ein Beharrliches betrachtet und gewürdigt) für und in Bezug auf das rechte Maaß incommensurabel erscheint, und das nennt man (wie gesagt) bei den bildenden Künsten, Verzeichnung. In der Musik, wo die Continuität der Bewegung nicht so unterbrochen und fixirt wird, muß die Prüfung, die Generalprobe auch ergeben: ob der gegenwärtige Augenblick angemessen mit dem folgenden verbunden ist, und in ihn hinüberführt; und dies giebt die Lehre von den Fortschreitungen und Ausweichungen.

Will sich die Tanzkunst ähnlichen Regeln entziehen, so geräth sie in leere Willkür und Unnatur; auch wäre es nicht schwer zu erweisen: das auf diesem Boden jetzt am meisten Bewunderte, beruhe auf lauter Verzeichnungen und falschen Fortschreitungen, und bedürfe einer gründlichen Umgestaltung und Wiedergeburt. Allerdings können Menschen (Männer und Frauen) genügen, das Schöne beharrend oder bewegt darzustellen; wie aber die Dinge jetzt liegen, hat sich die Reitkunst mehr vor Ausartung bewahrt, als die Tanzkunst. Fast sollte man glauben, die Verbindung mit der gleichartigen Bewegung des Pferdes, habe ein gewisses Maaß, eine gewisse Haltung aufgezwungen, und doch wieder zu größerer Mannichfaltigkeit Gelegenheit geboten. Gewiß zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied. Wendet sich nämlich die Tanzkunst ab von Schönheit und Anmuth, so finden wir gar nichts, als langweilige, widerwärtige Fratzen; bei den Kunstreitern hingegen bleibt die außerordentliche Kühnheit immer anziehend, die Herrschaft über das Thier bewundernswerth, und die Sicherheit mit welcher jede Gefahr besiegt wird, erfreulich.

Verwandtschaft der Künste.

So oft man auch schon auf die Ähnlichkeit und auf die Eigenthümlichkeit der einzelnen Künste aufmerksam gemacht hat, zeigt doch die Kunstgeschichte in dieser

Beziehung der Irthümer nur zu viele. Entweder nämlich, wird jene Ähnlichkeit zu weit getrieben, und manche Aufgabe aus einem fremden Kunstgebiete herübergenommen, deren Lösung auf dem neuen Boden nicht gelingen kann; oder umgekehrt wird auch da eine völlige Unabhängigkeit behauptet, wo das Ziel nur durch Wechselwirkung zu erreichen ist. Ich gebe Beispiele. In manchen Gemälden herrscht das Princip der Bildhauerei so vor, daß sie fast gar keine Bewegung zeigen, oder die Gruppen (ohne Perspektive) wie ein Basrelief auf einer und derselben Linie, aneinander gereiht sind. Umgekehrt finden sich Basreliefs, wo Menschen und Thiere in übertriebener Bewegung dergestalt übereinander gehäuft sind, daß sich viele Hintergründe malerisch damit anfüllen ließen. Bernini und seine ganze Schule verkannten die Gränzen der Malerei und Bildhauerei, und schadeten dieser Kunst, indem sie ihr die Lösung bloß malerischer Aufgaben zumutheten. In neuerer Zeit treten manche Irthümer über das Verhältniß der Dichtkunst und Malerei hervor. Jene hat sich nicht selten in Beschreibungen des Sichtbaren gefallen (z. B. von Bildern, Gegenden, Stuben, Kleidungsstücken u. dgl.), welche trotz der größten Umständlichkeit doch keinen dichterischen, sondern in der Regel nur einen langweiligen Eindruck machen. Umgekehrt täuschen sich manche Maler, als sey jedes lyrische Gedicht, jede Ballade

u. s. w., ein angemessener Gegenstand auch für ihre Kunst. Ja viele Mißgeburten sind auf dem Gebiete der Dichtkunst selbst, dadurch hervorgewachsen daß man wähnte jeder Roman, jede Novelle, jedes Epos lasse sich in ein Drama verwandeln.

Gedichte lesen und Schauspiele aufführen, ist schon sehr verschieden; wie noch mehr Gedichte lesen, und Bilder, oder Bildwerke anschauen! Dem Geiste kann man oft zumuthen, durch gegebene Worte ein Bild in sich zu erschaffen, was äußerlich fürs Auge hingestellt, anders wirkt und gerechtem Tadel unterliegt. So ist Manzonis Beschreibung der Pest von großer dichterischer Kraft und trotz der Furchtbarkeit zu rechtfertigen, oder doch zu erlauben; eine Reihe von Gemälden, danach entworfen, wäre hingegen unerträglich und ein so arger Mißgriff wie etwa die Pestkranken in Luxenburg und ähnliche, häßliche Gräuel. Deshalb erscheint mir (ich wage die Ketzerei auszusprechen), trotz der technischen Vollendung, auch der Laokoon ein verfehltes Werk. Diese versteinerte Bewegung hält eine grelle Dissonanz unaufgelöset für die Ewigkeit fest, und die Behauptung: dem Schmerze, sey ein wohlüberlegter Dämpfer aufgesetzt, enthält eher eine erläuternde Anklage, als eine Entschuldigung. Ich will nicht entscheiden, ob das Werk des Bildhauers, oder des Dichters das ältere sey; gewiß steht dieser an

eigenem Boden, jener hingegen wagte sich in ein fremdes Gebiet.

Beispiele übertriebener Vereinzelung der Künste zeigt die Geschichte der neuesten Musik. Anstatt daß Worte und Töne sich in der Oper durchdringen, verstärken, verklären sollten, gehen sie jetzt „wie Schafe", oder vielmehr schafsmäßig zerstreut einher, und das Höchste der dramatisch-charakteristischen Vollendung ist herabgesunken zu einem instrumentalen Solfeggiren, nach anspruchsvollen, in Wahrheit aber meist abgeschmackten Worten. Das Ineinandergreifen der Dichtkunst und Musik, ihr Parallelismus ist so offenbar und so wirksam, daß nur die höchste Oberflächlichkeit bloßer Stümperei und Liebhaberei, das Zusammengehörige auseinanderreißen, und die monströsen Bruchstücke mehr bewundern kann, als die dramatischen Kunstwerke Glucks, Mozarts und Spontinis.

Lassen sich doch selbst Bezeichnungen aus der Dichtkunst, analog auf Werke der Bildhauerei übertragen. So ist mir Niobe eine große Tragödie, die mediceische Venus eine lyrische Offenbarung schönen Seyns, der Nil mit seinen 16 Knaben im Vatikan, eine der heitersten und edelsten Idyllen, die je gedichtet worden sind, und das bekannte Weib Gulielmos della Porta in der Peterskirche, eine Liebesdithyrambe, wogegen die meisten kalt sind und kalt lassen.

Gefahr der Schönheit.

Die — —, eine der schönsten Frauen Roms, nannte die Schönheit die gefährlichste Gabe des Himmels. Sind denn aber nicht alle Gaben des Himmels gefährlich, Reichthum z. B., Klugheit, Macht, vornehme Geburt u. s. w.? Und doch wünscht sie sich jeder, oder nur äußerst Wenige würden die Dargebotenen zurückweisen. Keineswegs geschieht dies aus bloßer, verdammlicher Eitelkeit; sondern auch weil jenen Himmelsgaben ein wahrer und großer Werth beiwohnt, und ein richtiges Gefühl den Menschen sagt: es sey wenigstens möglich, ihren Mißbrauch zu vermeiden! Aber freilich, wer über viel gesetzt ist, der hat viel zu verantworten, und wer sich leichtsinnig in Gefahr begiebt, kommt darin um. Laut eines alten Märchens gab es einst einen Muff wunderbarer Art. Wer in das eine Ende desselben hineinblies, ward schön; wer in das andere, der ward tugendhaft, und diese letzte Methode erhob der Erzähler über Maßen. Schon als Kind hielt ich es aber für abgeschmackt, die Tugend in dieser Weise erblasen, oder erpusten zu wollen, und hatte darüber viel Streit mit dem Kantor in Wörlitz. Das zweite Schönheitsende des Muffs ist leider auch verloren gegangen; doch blieb lange die beglückende Überzeugung: selbst dem mit Schönheit nicht Begabten, erwachse aus dem Guten heraus die

Kraft und Möglichkeit schön zu leben. Erst seitdem diese Kunde verloren ging, ward die Schönheit zu einem Monopole Weniger, und trotz seines hohen Preises zu einem unsicheren, vergänglichen, gefährlichen und doch beneideten Monopole.

Die — — sagte ferner: ich will lieber der häßlichste Mann, als das schönste Weib in Rom seyn; ein Ausspruch über den sich tiefsinnige Abhandlungen schreiben ließen. Nach herkömmlichem Schlendrian widersprachen mehre Herren; ich aber gab ihr Recht, weil es mir würde unerträglich gewesen seyn, die Huldigungen unzähliger Gecken und Laffen anzuhören, oder gar anzunehmen. Der lebhafte, tiefe Seufzer, mit dem die — beistimmte, bewies mir daß meine Ansicht keine leere Hypothese sey, sondern durch viele langweilige und bittere Erfahrungen bestätigt werde.

Achtzigster Brief.

Rom, den 27sten Junius.

Der unverständigen Kunstbetrachtungen fünfte Fortsetzung.

Schwere und leichte, ernste und heitere Künste; Kunst zu sterben.

Man hat untersucht, welche Kunst die schwerere, welche die leichtere sey; zum Theil um nach dem Ergebnisse, die Rangordnung derselben abzumessen. Zuletzt führt dies Bemühen jedoch zu Wenig, oder Nichts; weil das Können jede Kunst leicht, das Nichtkönnen schwer erscheinen läßt, und natürliche Gaben jenes herbeiführen, während beim Mangel derselben keine Mühe zum Ziele bringt. Gewisse Anfänge, welche indeß noch diesseit aller wahren Kunst liegen (etwas zeichnen, Klavier spielen, tanzen u. dgl.) gelingen gar Vielen; die Zahl der Meister in den verschiedenen Künsten ist dagegen überall so klein, daß sich aus derselben eher die gleiche, als eine abgestufte Verschiedenheit der Künste nachweisen ließe. Wenigstens haben die Statistiker (welche jetzt auch das Geistigste zählen, messen und materialisiren wollen) noch keine

quantitative Stufenleiter entwerfen können. Oder diese würde immer nur auf Nachfrage und Absatz von Bildnissen, Opern, Tänzen, Tänzerinnen u. s. w. gehen; nicht aber Aufschluß geben, über die schaffende, göttliche Wurzel der Kunst selbst. Homer und Phidias, Apelles und Praxiteles, Dante und Michel Angelo, Göthe und Mozart stehen al pari; ohne daß man dem Einen oder dem Anderen (weil er diese oder jene Kunst übte) einen Vorzug einräumen, einen höheren oder niederen Orden (mit oder ohne Lorber und Eichenlaub) umhängen dürfte.

Eine andere Eintheilung der Künste in ernste und heitere, leidet auch an Unklarheit. Wenn ein Dichter sagt: „ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst"; so wird z. B. jene Eigenschaft als unpassend für die Kunst ganz zur Seite gewiesen. Zuletzt hat aber dieser Gegensatz, diese Opposition keinen genügenden Grund; sondern spielt nur auf einem Boden, wo die Umkehrung in das Gegentheil möglich, und eben so witzig ist. Jede wahre Kunst, jedes gehaltreiche Leben hat seinen ernsten, wie seinen heiteren Inhalt, und die Herabsetzung auf die Hälfte wäre etwas Thörichtes, ja Unmögliches. Ferner zeigt die Geschichte der Künste, daß einseitige Vorliebe für die eine dieser Richtungen, jedesmal ein Sinken und Ausarten derselben hervorgebracht hat; so z. B. die carikaturartige Erhabenheit der Nachfolger Michel Angelos, die

Weichlichkeit Berninis, das Zurücktreten der Kirchenmusik u. s. w.

Giebt es aber (wende ich mir selbst ein) nicht eine Kunst, welche lediglich dem Ernste zugewandt ist, nämlich die Kunst zu sterben? Wäre dem so, dann würde sich die Untersuchung: ob der Name, ob die Bezeichnung einer Kunst hier anwendbar sey, gar nicht zurückweisen lassen. Oder könnte man nicht von vorn herein den ganzen Gesichtspunkt umdrehen und sagen: die Kunst zu sterben, solle eben den schlechten Ernst austreiben, und Heiterkeit selbst über den Tod verbreiten? — Gewiß bedürfen wir auch an dieser Stelle, der heiteren Seite nicht minder, als der ernsten.

Wäre der Tod ein bloßes Leiden, ohne eigenes Thun; so würde von einem Können, einer Kunst gar nicht die Rede seyn dürfen. Wenn dagegen hier auch eine Naturgabe sich geltend macht, oder bis auf einen gewissen Punkt das Lernen möglich ist; so führt uns dies in weitere Untersuchungen.

Die passive Seite, das Sterben, ist für alle Menschen gleich nothwendig; es ergiebt sich unausbleiblich von selbst; wohin kann sich nun das aktive, thätige Streben richten? Eines erhabenen Todes zu sterben, sagen Einige; wer aber kann verständiger Weise glauben, ihm sey der erhabene Tod eines Epaminondas, Gustav Adolf, Nelson beschieden, oder

durch mühevolles Bestreben herbeizuführen? — Eines schönen, ruhigen Todes sterben, sagen Andere. Wie aber wenn Bewußtlosigkeit den Menschen überfällt, oder er in Krämpfen und Schmerzen wehklagend dahinfährt? In wessen Gewalt steht es, dies abzuwehren, oder durch Vorübung desselben Herr zu werden? Deshalb ist nichts verkehrter, als die ungewisse Weise des Todes, über den Inhalt des ganzen Lebens hinaufzusetzen, oder dies danach abzuschätzen.

Der Tod ist, ungeachtet seiner Gewißheit, doch auch das Unbekannte, Überraschende, Augenblickliche, worauf im gewöhnlichen Sinne keine Einübung, oder Generalprobe möglich erscheint. Suchen wir also eine andere Deutung und Bedeutung.

Nach der einen Ansicht, ist der Tod wo nicht das Ende alles materiellen Seyns, doch das Ende alles persönlichen Bewußtseyns; nach der anderen aber nur ein Scheide- und Wendepunkt, in dem Continuum von Zeit und Ewigkeit. Jene Ansicht wird als die irreligiöse, diese als die religiöse bezeichnet und ihr der unbedingte Vorzug zugesprochen. Und doch ließe sich, wo nicht genau beweisen, doch behaupten: so wie der Religiöse mit Gott keineswegs hadert, daß er ihn nicht früher, oder später, oder anders in diese Zeitlichkeit eintreten ließ; so hadert er auch nicht, wenn er ihn aus der Zeitlichkeit verschwinden ließe und seine Persönlichkeit auflösete. Der Wunsch, die Hoffnung, der Glaube,

geben hier wenigstens kein jus quaesitum, auf welches man eine Klage anstellen könnte. Eben so irrig ist die Deutung: wenn das irdische Leben keine Fortsetzung finde, habe es an sich keinen Werth, oder der Inhalt sey gleichgültig; weil alsdann Lohn und Strafe in jener Welt nicht mehr die Hauptrolle spiele. Man könnte eben so einseitig die Demonstration umkehren, und behaupten: der Werth und die Nothwendigkeit eines vollkommenen Lebens steigere sich, wenn man auf keine zweite, zu verbessernde Ausgabe rechne und rechnen dürfe.

Bleiben wir indeß bei jenem wichtigen Gegensatze in seiner gewöhnlichen Auffassung stehen, so führt überwiegender Nachdruck auf das irdische zeitliche Leben gelegt, meist in die Lehre vom Genießen, ohne höhere Thätigkeit und edlen Zweck, und gewiß fehlt dann auch die rechte Kunst des Sterbens. Eben so irrig ist aber die entgegengesetzte Betrachtungsweise, welche die Zeitlichkeit als das bloß Negative, Unwerthe behandelt, und meint: gegen falschen Epikurismus gebe es kein anderes Mittel als Mönchsthum und Ascetik. — Man soll die Zeitlichkeit aufnehmen in die ununterbrochene Reihe der Ewigkeit, und die Ewigkeit eindringen lassen in die Erscheinungen des Zeitlichen; oder (was dasselbe ist): es giebt keine Kunst zu sterben, ohne die Kunst zu leben. Der absondernde, scheidende Taktstrich in der Musik, giebt noch keine

Musik; aber taktlose Musik wird nur zu leicht ein haltungsloses Continuum.

Leben und Tod, Melodie und Begränzung derselben, gehören zu einander; ähnlicher erscheint die Begränzung, der Tod; mannichfaltiger die Melodie, das Leben. Trotz der hindurchgreifenden Regeln und Gesetze, ist die Kunst zu leben für jede ächte Persönlichkeit eine eigenthümliche. Die Kunst zu sterben, besteht also nicht darin zu sagen, oder zu schreiben: fine, und volti subito, oder coda; sie besteht vielmehr darin, für jeden Augenblick der reichen Lebensmelodie, das rechte Maaß, den rechten Taktstrich zu finden und zu setzen. Sie ist nicht ein Geschäft, ein coup d'éclat am Schlusse; sondern der rechte Metronom von Anfang bis zu Ende.

Der Vatikan. Fackelbeleuchtung.

In der ganzen Welt giebt es keinen Raum der so unendlich viele und mannichfaltige Schätze für Künste und Wissenschaften in sich schlösse, wie der Vatikan; er ist mit Recht das ersehnte, gelobte Land für Künstler und Forscher. Sowie es aber, seit Christi Geburt, kein ausschließend erwähltes Land für die Religion, kein allein heiliges Land mehr giebt; so auch nicht für Kunst und Wissenschaft. Sammlungen und Akademien haben zwar oft gefördert; sie haben aber auch

gehemmt und dem lebendigsten Leben, das Lebenslicht ausgeblasen. In der Sammlung offenbart sich die Geschichte, und die Geschichte recht verstanden erzeugt zugleich Weisheit und Begeisterung; wer sich aber mit dem Rückwärtsblicken begnügt, kommt nicht vorwärts, und welch Volk auf Lorberen ruht, treibt keine Zweige zu neuen Kränzen.

Den Massen nach wird Florenz weit vom Vatikan überboten; doch zeigt dieser kein vollkommen schönes Weib, noch weniger eine Göttinn wie die Venus Medici, oder von Melos, oder die Diana in Paris. Reicher ist der Vatikan an männlichen Gestalten, doch sind die meisten derselben aus einer Zeit, wo die Kunst bereits herabgekommen und wo nicht der Technik, doch der Auffassung nach flacher geworden war. Im Vergleiche mit den Werken des Phidias erscheinen Meleager, Antinous u. dgl. nur gering; ja selbst am belvederischen Apoll kann man sich nicht mehr so begeistern, wie zur Zeit Winkelmanns. Wahrlich, ein Gott der die florentinische Niobe und ihre Kinder künstlerisch überböte und besiegte, müßte ein ganz anderer, und altioris indaginis seyn. Laokoon und seine Söhne zeigen das Höchste, was die Technik vermag; aber das Princip der ihn bildenden Männer, steht dem des Bernini, und der Künstler welche Martern malen, ganz nahe. —

Das wären viel Ketzereien in wenig Zeilen; aber sie mögen stehen bleiben, um die Rechtgläubigen nicht des Vergnügens zu berauben, mich zu verdammen.

Das Betrachten der schönsten Bildsäulen im Vatikan bei Fackelbeleuchtung, hat ein eigenthümliches Interesse, und eigenthümliche Vortheile. Die Nacht, die Umgebung, die halberleuchteten fernen Gestalten, die im vollen Lichte heraustretenden, von verschiedenen Seiten erleuchteten Werke, bieten dem Auge ungekannte Erscheinungen und regen das Gemüth auf zu neuen Gefühlen. Einiges gewinnt, Anderes verliert bei dieser Lichtprobe. Trotz der Freude ihr (durch die Güte des —) beiwohnen zu dürfen, konnte ich mich doch der Betrachtung nicht erwehren: sie verhalte sich zum vollen Tageslichte, wie unsere Lampen-, Coulissen- und Theaterwirthschaft, zum vollkommenen, oder das Vollkommene darstellenden Tagesschauspiele der Griechen. Niobe und ihre Kinder konnten auf dunkelerm Hintergrunde das volle Tageslicht aushalten; sie bedurften keiner ästhetischen Sonnen- oder Lichtschirme. Nicht bloß die reine Liebe der Kunst, auch ein gewisses, pikantes Raffinement, treibt zu dieser Fackelbeleuchtung.

Ich spiele nicht den puritanischen Sittenrichter, doch konnte ich eine Betrachtung anderer Art nicht loswerden. Unsere Sitten und Gebräuche, vielleicht auch ein ursprüngliches, unaustilgbares Gefühl der Scham, gebieten die Ver-

hüllung des Nackten. Mit Recht hat sich die Kunst, dieser Sitte nicht unbedingt unterwerfen und Scham und Keuschheit wesentlich in den Gewändern finden wollen. Gewiß aber ist es nicht folgerecht oder aus einem Stück, wenn Damen die Füße an sich ziehen, damit man nicht Spann und Knöchel erblicke, wenn sie es für unanständig halten Waden und Lenden in ihrer Gegenwart auch nur zu nennen; — und dann gehen sie hin und lassen sich ein ganzes Heer nackter Männer, oben und unten und in der Mitte, und vorn und hinten beleuchten, und von den jungen Herrn alles mit ästhetischen Redensarten und Exclamationen erläutern. — Ich sah einst daß der Führer hiebei zuletzt den Ringer Canovas umdrehte und dessen ungeheuren Hintern in die Schuß- und Gesichtslinie der Damen brachte; es war ein großartiger Abschied aus dem freien Lande, oder der Freibeuterei der Kunst; um nächstdem die Röcke und die Moralität wieder nach den Gesetzen der Schwere vorherrschen zu lassen.

Einundachtzigster Brief.

Rom, den 30sten Junius.

Man sagt so oft (mit oder ohne Grund): das habe ich mir noch größer und schöner vorgestellt! Die Beleuchtung der Peterskirche (am 28sten) und das Feuerwerk auf der Engelsburg (am 29sten), übertrifft aber weit alle Erwartungen, ist einzig in seiner Art und allein eine Reise nach Rom werth. Über dies Zeugniß hinaus, kann man von diesen sichtlichen Wundern keine Beschreibung machen; sie bleibt nämlich hinter dem Gesehenen unendlich weit zurück und giebt keinen angemessenen Begriff. Was ich in kurzen, trockenen Worten noch hinzusetze, bezweckt also keineswegs das Unmögliche.

Erleuchtet wurden 1) in Doppelreihen von Lampen, der obere Rand des großen Säulenganges zu beiden Seiten der Peterskirche; 2) die Kapitäler aller Säulen an der Façade der Peterskirche, das Architrav, alle Fenster, und das was über das Architrav emporsteigt; 3) die kleinen Kuppeln; 4) die große Kuppel bis zum Kreuze. Die Erleuchtung selbst zerfällt in zwei Theile; zuerst nämlich besteht sie aus einer Unzahl von Lampen die hinter leichten Papierschirmen

stehen, wodurch das abgedämpfte Licht, etwas ungemein Zauberisches und Wunderbares erhält. Drauf erscheinen, mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit, überall die leuchtenden Fackeln; — ein Aufschwung vom leisen, sinnigen Piano, zum Glanze des siegreichsten Fortissimo. Alle Mängel der Façade verschwinden bei dieser Doppelbeleuchtung und die Kuppel zeigt ihre Majestät und Größe in bewundernswerther Weise. Ich sah sie vom Petersplatze, von der Brücke S. Angelo, und vom Monte Pincio; und in allen diesen Entfernungen war der Eindruck groß, herrlich, unvergleichlich.

Daß, hiemit verglichen, das Feuerwerk auf der Engelsburg nur unbedeutend seyn müsse, hatte ich mir nicht ungründlich zusammengerechnet; — und doch ist es eben so erstaunenswürdig und einzig in seiner Art. Ich erhielt einen trefflichen Platz gerade gegenüber, dicht am Flusse. So war Vor- und Hintergrund schon bedeutend. Auf ein gegebenes Zeichen begannen nun in rascher Folge, eine Reihe der mannichfachsten, glänzendsten Erscheinungen; so daß alle Feuerwerke die ich je in meinem Leben gesehen habe, dagegen nur Lappalien sind. Riesengarben von Raketen, Schwärmern, Feuerkugeln, Feuerschlangen nach allen Richtungen, Räder, Sterne, Gestalten und Bewegungen der verschiedensten Art, Wasserfälle von Feuerwogen u. s. w. Jetzt aus diesem Allen sich entwickelnd, ein großer gothischer Dom (an Orvieto erinnernd), aus

Feuer aller Farben glänzend hingezaubert; nun völlige Nacht und Stille; neue Zeichen, neue Wunder! Genug, mit diesen beiden römischen Festtagen sind keine anderen zu vergleichen. — Was in S. Peter selbst geschah, war dem ähnlich was ich im Lateran sah: Geistliche und Soldaten, kirchliche und kriegerische Musik, Papst, Kardinäle, Bischöfe u. s. w. Ein Dragoner verwickelte sich mit seinen Sporen so in das Gewand eines Bischofs, daß sie sich kaum loswickeln konnten; ein Symbol der Wirren zwischen Kirche und Staat. Mein Überrock, sagte mir ein Soldat, hindere mich an einer Stelle weiter vorzugehen; in demselben Augenblicke fuhren aber ein Paar Hunde zwischen uns hindurch in das Allerheiligste. Sie hatten allerdings nur Leibröcke an. In der merkwürdigen, mit geschichtlichen und künstlerischen Denkmalen reich versehenen Unterkirche, hielt ich mich diesmal nur kurze Zeit auf, die Kühlung und schlechte Luft vor der Abreise doppelt fürchtend.

Zweiundachtzigster Brief.

Rom, den 20sten Junius.

Ihr wißt, daß es nie meine Absicht gewesen ist, über die Zustände des heutigen Italiens etwas Vollständiges zu sammeln und ein regelrechtes Buch zu schreiben; sondern nur da Nachträge zu liefern, wo mir Lücken zu seyn schienen, oder durch günstige Verhältnisse glaubhafte Nachrichten in meine Hände kamen. Am wenigsten bedarf es meiner Bemühungen, wo Andere bereits einen Gegenstand erschöpft haben, über den ich nur Ungenügendes sagen könnte. So wird z. B. hinsichtlich des Kirchenstaates unter anderen ein jetzt zu druckendes Werk, das unter d. T. „Römische Briefe" erscheinen soll, alle Wünsche erfüllen; weshalb ich nur Einzelnes herausgreife, mehr um es mir, als um es Anderen klar zu machen.

Zuvörderst höre ich über die hiesige Regierung selten ungemessenes Lob, und häufig ungemessenen Tadel aussprechen, und zwar sowohl in geistlicher, als in weltlicher Hinsicht. Als Heilmittel, wird dann wohl die gänzliche Trennung des Einen vom Anderen vorgeschlagen. Gewiß haben diese beiden Seiten so wesentlichen Einfluß aufeinander, daß durch Annahme

jenes Vorschlages etwas ganz Neues — Besseres oder Schlechteres, entstehen müßte.

Angenommen, eine solche vollständige Trennung käme zu Stande und der Kirchenstaat würde ein weltliches Herzogthum; so dürfte damit, von anderen Seiten her, der größte Verlust einbrechen und Rom sich zunächst aus der Hauptstadt der katholischen Welt, in die Hauptstadt eines bloßen Herzogthums verwandeln. — Noch üblere Folgen müßte die angepriesene Veränderung in kirchlicher Hinsicht haben: der jetzt unabhängige Papst geriethe gewiß in drückende Abhängigkeit von irgend einer katholischen Macht, und Zeiten der avignonschen und napoleonischen Gefangenschaft kehrten wieder. Die protestantische Ansicht, welche überhaupt keinen Papst will, stelle ich hier ganz bei Seite, und behalte mir vor über das Verhältniß von Staat und Kirche vielleicht später meine unmaßgebliche Meinung zu sagen.

Eine andere, jedoch hieher gehörige und oft ausgesprochene Behauptung, ist die: Volk und Regierung ständen im Kirchenstaate im schroffsten Gegensatze: jenes sey über Maßen vortrefflich, diese über Maßen schlecht. — In einzelnen Augenblicken kann durch höchst ausgezeichnete, oder höchst verdammliche Personen ein solcher Gegensatz heraustreten; es kann auch auf längere Zeiträume das Übergewicht des Besseren, oder Schlechteren nach der einen oder der anderen

Seite hinfallen. Im Ganzen und Großen steht aber Regierung und Volk in stetem wechselseitigen Zusammenhange, und sowie der vergleichende Anatom aus einzelnen Theilen, den Bau des ganzen Thieres ableitet und ihn erkennt; so kann der Staatsmann aus der Regierung und den Gesetzen auf das Volk, und aus Sitten und Gewohnheiten des Volkes auf die Regierung schließen. Mir scheint das Löbliche und Tadelnswerthe im Kirchenstaate eher aus diesem Zusammenhange und dieser Wechselwirkung erklärlich, als wenn man dieselben einseitig läugnet. Die Voraussetzung: nur das Mangelhafte, Unverständige, Eigennützige u. s. w. treibe aus den Massen nach oben und gelange zur Regierung, während das reine Gold unten am Boden liegen bleibe; diese Voraussetzung mancher Pseudoliberalen erscheint mir so einseitig und irrig, wie die entgegengesetzte mancher Hyperaristokraten: das wahre Natur- und Staatsrecht erlaube ihnen, auf den Köpfen der untenstehenden, verderbten Massen nach Willkür umherzuspazieren.

Ich verlasse jedoch diesen Boden allgemeiner Betrachtungen, um Euch heute Auszüge aus der Gesetzgebung Leos XII über Schulen und Universitäten mitzutheilen. In der Einleitung zur Hauptbulle vom August 1824 macht der Kardinal Bertazzoli auf gewisse irrige Richtungen der bloß materiellen Wissenschaft aufmerksam und erinnert an die Nothwendigkeit,

sittliche Erziehung Hand in Hand mit geistiger Bildung gehen zu lassen. Ganz richtig. Rom beherrschte im Mittelalter die christliche Welt, so lange es an der Spitze der sittlichen und geistigen Bildung stand. Die letzte konnte im 16ten Jahrhunderte das Auseinanderfallen der Christenheit nicht verhindern, weil man in Rom zwar Kunst und Wissenschaft, aber keine Frömmigkeit und Tugend mehr sah. Nur da wo eine erneute, verklärte Einigung dieser Richtungen eintritt, ist der rechte Boden auf welchem sich anzusiedeln, künftige Geschlechter für eine Pflicht und ein Glück halten werden.

Die Hauptbestimmungen jenes Gesetzes sind folgende: Es wird eine Congregation zur Leitung aller Schulangelegenheiten gegründet. Im Kirchenstaate sollen zwei Hauptuniversitäten (Rom und Bologna) jede mit wenigstens 38 Lehrstellen seyn, und sechs Universitäten zweiten Ranges zu Ferrara, Perugia, Camerino, Macerata, Fermo und Urbino, jede mit wenigstens 17 Lehrstellen. An der Spitze jener beiden steht ein Erzkanzler, an der Spitze der letzten ein Kanzler. In Rom ist es der Kardinal-Kämmerling, in Bologna der Erzbischof, in den übrigen Städten der Erzbischof, oder Bischof. Sie sorgen für Erfüllung aller Gesetze, üben die Rechtspflege, verhängen (mit Rath des Rektors, oder anderer Personen) Strafen bis zu einjähriger Haft, haben den Vorsitz bei

der Wahl der Professoren und bei Vertheilung der akademischen Würden u. s. w.

Jede Universität hat einen Rektor, welcher nicht bloß die Aufsicht über den Wandel der Studenten, sondern auch der Professoren führt, und Acht giebt ob diese ihren Pflichten nachkommen. Jede der vier Fakultäten einer Hauptuniversität soll bis 12, einer Nebenuniversität 6 bis 8 Lehrer zählen. Kein Lehrer darf ohne die wichtigsten Ursachen (gravissima causa) und nur zufolge des Spruches der hienach urtelnden Congregation entfernt werden. Die Fakultäten haben das Recht ihren Dekan zu wählen, Prüfungen anzustellen, akademische Würden zu vertheilen, Vorschläge wegen Besetzung der Lehrstellen zu machen, Gutachten zu geben uud Alles das in Antrag zu bringen, was ihnen für das Wohl der Anstalt und der Studenten, der Künste und der Wissenschaften nöthig erscheint.

Für Besetzung der Lehrstellen findet eine Bewerbung (concorso), sowie eine schriftliche und mündliche Prüfung statt. Bei der Abstimmung durch Ballot, haben auch die Kanzler und einige zur Stadtobrigkeit gehörige Personen ein Votum. Hinsichtlich theologischer Stellen, welche von gewissen Orden besetzt werden, findet eine Prüfung anderer Art statt. Männer welche bereits eines anerkannten literarischen Rufes genießen, sind der Bewerbung und Prüfung nicht unter=

worfen. Kein erwählter Professor kann (ohne Urtheil und Recht) seiner Stelle beraubt werden.

Jeder Professor legt seinen Vorlesungen einen, von der Congregation gebilligten, gedruckten Entwurf zum Grunde. Es steht ihm frei seine weiteren Erläuterungen zu diktiren. Die meisten Vorlesungen müssen in lateinischer Sprache gehalten werden. In jeder Fakultät soll ein überzähliger Professor seyn, welcher die Vorlesungen eines etwa erkrankten, oder verhinderten Lehrers übernimmt.

Niemals werden Bücher aus den Bibliotheken ins Haus verliehen; niemals verbotene Bücher, ohne höhere Erlaubniß ausgehändigt.

Die Bischöfe und Magisträte machen (nach vorheriger Berathung) der Congregation ihre Vorschläge über Zahl und Art der Stadtschulen. Die Stellen werden zur Bewerbung ausgeboten, die Prüfung erfolgt in Gegenwart des Stadtrathes, und der, welcher die meisten Stimmen erhält, wird dem Bischofe zur Bestätigung vorgestellt.

Behufs der Aufnahme in die Universitätsmatrikel muß der Student gewisse Kenntnisse nachweisen. Kein Relegirter wird in einer anderen päpstlichen Universität aufgenommen. Wer nicht regelmäßig der Messe beiwohnt und andere religiöse Pflichten erfüllt, bekommt weder Zeugnisse, noch die akademischen Grade des Baccalaureus, Licentiaten, oder Doktors. Die Rechte

der verschiedenen Universitäten in Hinsicht auf die Verleihung derselben, sind nicht ganz gleich. Jeder Professor, Schullehrer, Doktor, muß das Glaubensbekenntniß Pius IV ablegen. In der Regel soll ein Doktorandus vier Jahre studirt haben. Auf jeder Universität ernennt man jährlich aus den Studenten einige Ehrendoktoren. Sie sind den vorgeschriebenen Prüfungen, aber nicht den gewöhnlichen Zahlungen unterworfen. Diese betragen für das Baccalaureat und Licentiat 10, für das Doktorat 40 Scudi.

Jährlich werden alle Studenten in der Art geprüft, daß jeder Professor den Hauptinhalt seiner Vorträge in nicht weniger als 15 Aufgaben zusammendrängt, deren eine durchs Loos gezogen, und binnen vier Stunden bearbeitet und gelöset wird. Auf den beiden Hauptuniversitäten dauern die Ferien vom 27sten Junius, bis 5ten November, auf denen zweiten Ranges vom 20sten Julius bis 5ten November; die Zeiten der Feste und manche Heiligentage ungerechnet. Der Donnerstag (heißt es) ist nur frei um die fünfte aufeinanderfolgende Lehrstunde zu verhindern.

Die Gymnasien der Bischöfe und Orden, sind den allgemeinen Vorschriften nicht unterworfen. Alle Schulen wechselseitigen Unterrichts werden aufgehoben. Ohne eine, meist von den Bischöfen zu ertheilende Erlaubniß, darf niemand eine Schule eröffnen. Diese Erlaubniß soll sich hauptsächlich auf den Ausfall einer

vorhergegangenen Prüfung gründen. Alle Schüler, ohne Ausnahme, nehmen an dem vorgeschriebenen Religionsunterrichte Theil. Die Behörde bestimmt den höchsten und niedrigsten Satz des zu fordernden Schulgeldes. Aller Unterricht beginnt und schließt mit Gebet und geistlichen Übungen. Jeder Lehrer soll Mäßigung und Milde zeigen und nur im äußersten Falle darf er mit einem Stricklein ohne Knoten, das Innere der flachen Hand schlagen.

Die Vorlesungen, welche ein Student behufs des Doktorats hören soll, sind zum Theil so im Allgemeinen bezeichnet (z. B. S. Theologia, S. Scriptura) daß man Umfang und Inhalt daraus nicht genau entnehmen kann; doch theile ich die etwas bestimmteren Forderungen hinsichtlich der Philologie mit. Der Doktorandus soll gehört haben: im ersten Jahre, Rhetorik und Poetik, alte Geschichte, römische Alterthümer; im zweiten Jahre, römische Klassiker, griechische und römische Geschichte, griechische Alterthümer; im dritten Jahre, italienische Klassiker, neuere Geschichte, ägyptische und andere Alterthümer.

Die Art und Weise wie diese Gesetze aufgefaßt und weiter zur Anwendung gebracht werden, ergiebt sich zum Theil aus den Lektionsverzeichnissen, und so mag hier zuerst das neueste des römischen Collegiums der Jesuiten, und zwar (damit nicht Übersetzungsfehler einschleichen) in der Ursprache hier folgen.

I. *Quibus de argumentis inter annum lectiones in scholis superioribus habentur.* In schola:

Literarum sacrarum: Institutiones biblicae. — Commentationes in selecta loca veteris testamenti.

Theologiae dogmaticae: De incarnatione. De deo creatore.

Institutionum canonicarum: Prolegomena in sacram jurisprudentiam. — De personis et judiciis ecclesiasticis.

Linguae hebraicae: Grammatica Eduardi Slaughter. — Liber Deuteronomii.

Theologiae brevioris: De fide divina ejusque regulis. — De deo uno. — De sanctissima trinitate.

Theologiae moralis: De actibus humanis. — De conscientia. — De legibus. — De peccatis. — De virtutibus. De praeceptis decalogi.

Historiae ecclesiasticae: Dissertationes ex primis quinque saeculis.

Sacrorum rituum: De antiquis ecclesiae ritibus in Sacramentorum administratione.

Eloquentiae sacrae: Praecepta traduntur. — Exempla S. S. Ecclesiae patrum exhibentur. — Stilus et declamatio exercitatione efformantur.

Philosophiae religionis: Principia religionis naturalis et revelatae adjecto examine Kantiani criticismi.

Ethicae: Philosophia morum. — Jus naturae. — Principia juris publici.

Logicae et Metaphysicae: Dialectica. — Veritatis fontes. — Notiones ontologicae. — Cosmologia. — Psychologia. — Theologia naturalis.

Matheseos sublimioris: Introductio ad calculum superiorem. — Calculus differentialis atque integralis.

Astronomiae: Notiones praeviae in Trigonometriam sphaericam. — Theoria motus corporum caelestium. — Mundani systematis expositio.

Physico-Matheseos: Statica. — Dynamica. — Hydrostatica. — Acustica. — Optica.

Physico-Chimicae: Physicae experimentalis elementa. — Principia Chemiae.

Elementorum Matheseos: Arithmetica. — Algebra. — Geometria. — Trigonometria rectilinea. Notiones sectionum conicarum.

Linguae graecae: Dialecti docentur et cum lingua communi conciliantur. — Enarratur Pindarus.

II. *Index rerum quae traduntur, et librorum quorum usus in scholis inferioribus.*

Rhetoricae: Demosthenis orationes. Thucydidis Historiae. Homeri Ilias. Pindari Odae. Ciceronis orationes et partitiones oratoriae. Livii Historiae. Virgilii Aeneis. Horatii carmina. — Eloquentia italica. Historia rei literariae.

Humanitatis: Ars rhetorica Dominici de Colonia. Ars poetica Josephi Juvencii. Isocratis oratio paraenetica. Xenophontis Cyropaedia. Luciani dialogi selecti. Anacreontis Odae selectae. Ciceronis orationes selectae et de officiis. Excerpta ex Livii et Sallustii historiis. Virgilii Aeneis. Horatii Odae selectae. Catulli, Tibulli et Propertii carmina castigata. — Praecepta italicae elocutionis, ac stili virtutes. Excerpta ab Hist. univ. Geographia vetus et sphaera armillaris.

Grammaticae supremae: Alvari Grammatica et ars metrica. Graeca Grammatica patavina.

Grammaticae mediae: Alvari Grammatica. Graeca Grammatica patavina. Cebetis tabula. Aesopi fabulae. Ciceronis epistolae ad familiares. Cornelius Nepos. Phaedrus. Ovidii fastorum et tristium libri. — Praecepta linguae italicae: Excerpta ab Hist. univ. Geographia.

Grammaticae infimae I ordinis: Alvari Grammatica. Gretseri Rudimenta linguae graecae. Ciceronis epistolae selectae. Phaedrus. Praecepta linguae italicae. Excerpta ab Hist. univ. Geographia.

Grammaticae infimae II ordinis: Alvarus. Facillima et selecta ex epistolis Ciceronis. — Excerpta ab Hist. univ. Rudimenta linguae italicae. Prima Geographiae elementa.

Betrachtungen und Randglossen zu dem Vorstehenden füge ich um so weniger bei, da ich bei ähnlichen Gelegenheiten meine Ansichten schon des Breiteren dargelegt habe. Nur die Frage will ich aufwerfen: ob es im Jahre 1831 bei Gelegenheit der bologneser Unruhen nicht viel gescheuter gewesen wäre, sogleich ernstlich für gründlichen historisch-politischen Unterricht zu sorgen, als die Universitäten auf zwei Jahre zu schließen und die Aufgeregten und Unruhigen sich selbst zu überlassen?

Dreiundachtzigster Brief.

Rom, den 22sten Junius.

Wenn es unmöglich ist, Venedig durch künstliche Mittel zu seiner ehemaligen Größe zu erheben, so geht dies noch weit mehr bei Rom über menschliche Kräfte hinaus, und darf nicht kurzweg der Regierung zur Last gelegt werden. Vielmehr hat fast jeder Papst seine Pflicht und seine Ehre darin gesetzt, für Herstellung und Verschönerung Roms etwas Erhebliches zu thun. Noch unbezwinglicher als die Stadt, zeigt

sich die Umgebung, die Campagna; und während Einzelne über die Schönheiten und die Poesie dieser Wüste jubeln, sehe ich fast nur die unerbittliche Nemesis und das Weltgericht, welches die Eroberer, die Herrn der Sklaven und Latifundia, die Genußsüchtigen strafte, weiter als bis ins vierte Glied, in perpetuam rei memoriam!

Abwesenheit der Eigenthümer, Eigennutz der Pächter und Aufseher, Armuth und Krankheit der Bearbeiter; kein geselliges, sittliches Band, keine Gemeinschaft, keine Ansiedelung, keine Anhänglichkeit an den Boden, keine Theilnahme am Glück, keine Hülfe im Unglück: — wie Unzähliges müßte ganz anders werden, bevor eine Auferstehung dieses Grabes möglich erscheint. Die Campagna ist aber, gottlob, nicht der ganze Kirchenstaat, sondern nur ein kleiner Theil desselben.

Wenn derselbe im Jahre 1800, 2,400,000 Einwohner zählte, 1829, 2,679,000, und 1833, 2,728,000, so zeigt sich auch hier wenigstens ein äußerlicher Fortschritt. Die Bevölkerung Roms welche 1795 an 164,000 Menschen zählte, und 1813 auf 117,000 Menschen hinabgesunken war, ist jetzt auf 153,000 gestiegen. Darunter befinden sich 5,273 Geistliche, Mönche, Nonnen und Seminaristen; oder es kommen auf etwa 29 Personen ein Geistlicher, oder im gewöhnlichen Sinne nicht producirender Mensch.

Man behauptet: es bestånden im Kirchenstaate 1824 Mönchs- und 612 Nonnenklöster. Binnen fünf Jahren, von 1829 bis 1833 wurden 3,840 Kinder in Rom ausgesetzt, von denen (so höre ich) 2,941, oder 72 Procent starben! Sie sollen eine jährliche Ausgabe von 50,000 Scudi, oder etwa 75,000 Thaler verursachen. Für die Schulen giebt (zu den eigenen Einnahmen von 3,800 Scudi) die Regierung 4,400 Scudi.

An milden Stiftungen ist Rom überreich: für Alte, Kranke, Wittwen, Waisen, Bettler, Gefangene, Hausarme u. s. w. Der Papst giebt jährlich an 22,000 Scudi Almosen; allein am Krönungstage desselben werden 2,400 Scudi vertheilt. Von 1,400 Mädchen die jährlich in Rom heirathen, werden an 1,100 ausgestattet, was früher 60,000, jetzt 32,000 Scudi kostet. Hiezu giebt das Lotto 5,300 Scudi!

Alle diese Anstalten haben Armuth und Bettelei eher vermehrt, als vertilgt, und Morichini hat die Gründe dieser Erscheinungen einleuchtend auseinandergesetzt. Mit Recht erklärt er sich wider Bettelei und Faulenzerei, und bezeichnet das Beschäftigen der Armen, als die löblichste Unterstützung.

Vierundachtzigster Brief.

Rom, den 23sten Junius.

Das Studium der öffentlichen Einrichtungen Venedigs und des neuen Roms, hat außerordentliche Schwierigkeiten, weil den Abtheilungen der Behörden, Gerichte u. s. w., so wenig wie einst in Athen scharfe wissenschaftliche Prinzipien zum Grunde liegen, die große Mannichfaltigkeit vielmehr durch einzelne Ereignisse und Bedürfnisse hervorgetrieben ward, und manches absterbende Ältere, neben dem lebendigen Neueren scheinbar fortbestand. Gleich anderen Regierungen hat indeß auch die päpstliche sich in der neueren Zeit bemüht mehr Einheit, Ordnung und Einfachheit in den Geschäftsgang zu bringen. Zum Beweise theile ich hier einen Auszug aus dem wichtigen Gesetze Pius VII vom 6ten Julius 1816 mit.

Es ist nöthig (heißt es daselbst in der Einleitung) sich einem Systeme der Einheit zu nähern, weil die Verschiedenheit der Gesetze und des Herkommens zu groß und schädlich war. Die Aufgabe ist mithin doppelter Art: erstens zu ändern, und zweitens die weisen Einrichtungen alter Zeiten zu erhalten.

Der Kirchenstaat ist in 17 Delegationen verschie-

dener Wichtigkeit, und jede wiederum in mehre Unterabtheilungen oder Kreise (governi) zerfällt. An der Spitze der gesammten Regierung der Delegation (mit Ausnahme der Rechtspflege) steht ein Kardinal, und ihm zur Seite zwei Assessoren. Außerdem erwählt die Regierung zwei bis vier würdige Personen, welche in fünf Jahren zur Hälfte wechseln, und in allen wichtigen Dingen um Rath gefragt werden sollen.

Die Gerichtsbarkeit der Barone, wird in einigen Landschaften unter gewissen Bedingungen vorläufig beibehalten, zugleich aber die Methode angegeben, wie sie aufgehoben werden könne. Alle Gerichtsbeamte des Adels bedürfen einer päpstlichen Bestätigung und sind den allgemeinen Gesetzen unterworfen.

In jedem Hauptorte einer Delegation befindet sich ein Tribunal erster Instanz, welches auch in appellatorio über gewisse Sachen spricht, die in erster Stelle den Kreisbeamten zugewiesen sind. Rechtssachen über 10 Scudi an Werth, bei welchen die Barone betheiligt sind, werden nicht von ihnen, sondern von einem benachbarten päpstlichen Gerichte entschieden. Das Verfahren bei den Gerichten erster Instanz ist öffentlich, aber ohne Geschworne. Es giebt vier Appellationshöfe, und mit zwei gleichlautenden Urtheilen ist jede Sache zu Ende gebracht. Die Tribunale der Rota und Segnatur sind beibehalten, ihr eigenthüm-

licher Geschäftskreis aber ohne Weitläufigkeit nicht nachzuweisen. Für Kameralsachen, oder das was die Franzosen droit administratif nennen, sind zwei besondere Instanzen gebildet.

Der Papst ernennt alle Richter. Um Richter erster Instanz zu werden, verlangt man: ehrbaren Wandel, ein Alter von 25 Jahren, die Doktorwürde (laureato) und dreijährige Gerichtspraxis. Der Richter zweiter Instanz, soll wenigstens 30 Jahre alt seyn und fünfjährige Praxis nachweisen. — Neue Gesetzbücher werden versprochen.

Die peinlichen Gerichte sind in ähnlicher Weise abgestuft, die Asyle und kirchlichen Freiheiten, die Inquisition und die bischöflichen Gerichte, unter gewissen näheren Bestimmungen beibehalten; die Tortur hingegen abgeschafft.

In jeder Stadt befindet sich ein Magistrat, und (nach Maaßgabe der Bevölkerung) eine Behörde von 18 bis 48 Räthen, oder Stadtverordneten. Das erste Mal werden diese vom Delegaten ernannt, später von den Räthen selbst nach Mehrheit der Stimmen erwählt. Der Delegat darf die Bestätigung nur aus erheblichen Gründen, und wegen gesetzlicher Unfähigkeit verweigern. Zwei Drittheile der Räthe bestehen aus Grundeigenthümern, ein Drittel aus Gelehrten, Kaufleuten und Gewerbtreibenden. Tagelöhner und die ein niedriges Gewerbe treiben, sind unwählbar, nicht

aber unabhängige Ackerbauer. Aus alten Genossenschaften (ceti) dürfen nicht über die Hälfte der Räthe in die neue Behörde einrücken; Geistliche, welche eigene Güter haben, sind zulässig, und sitzen dann über den Laien. Wo Adliche ansässig sind, nimmt man gewöhnlich ein Drittel der Räthe aus denselben. Sonst werden Geistliche und fromme Stiftungen, durch zwei vom Bischofe ernannte Abgeordnete vertreten.

Der Magistrat besteht aus einem Gonfaloniere und 2, 4, 6 (später 3 bis 9) Ältesten (anziani). Aus einer von den Räthen eingereichten dreifachen Liste, erwählt der Delegat die Anziane, und der Kardinal-Staatssekretair die Gonfalonieri. Diese bleiben zwei Jahre im Amte; jene scheiden jährlich zur Hälfte aus, und sind erst nach zwei anderen Jahren wieder wählbar. Die Voranschläge der Städte werden, nach Anhörung des Gutachtens der Anziane, entworfen, von den Räthen geprüft, mit den Bemerkungen des Delegaten an die vorgesetzte Behörde (congregazione del buon governo) gesandt, und endlich bestätigt, oder abgeändert. Dasselbe Verfahren findet hinsichtlich der Rechnungen statt.

Der Gonfaloniere beruft den Rath und ist Vorsitzer in demselben. Zwei Drittel der Räthe müssen gegenwärtig seyn um einen Beschluß fassen zu können. Kein Beschluß kommt zur Ausführung ohne Bestätigung des Delegaten und der oberen Behörde.

Für jede Landschaft sollte nach dem Vorschlage der Gemeinen vom Papste eine Zahl von Landschaftsräthen ernannt, und ihnen Einfluß auf die Vertheilung der Steuern und die Rechnungsführung eingeräumt werden.

Die Veräußerung der Domainen ward bestätigt; Herstellung eingezogener Kirchen und Klöster, oder Entschädigung der Erwerber und Eigenthümer, hat der Regierung außerordentlich große Summen gekostet und vorzugsweise den schlechten Zustand der Finanzen herbeigeführt.

Noch nicht aufgehobene Fideicommisse bleiben unangetastet; neue können nur unter gewissen Bedingungen gestiftet werden: so z. B. nur auf unbewegliche Güter, mindestens 15,000 Scudi an Werth, nur auf vier Grade u. s. w. Frommen Stiftungen gewährt man mehr Freiheit.

Sind Söhne vorhanden, so haben die Töchter nur Anspruch auf eine Aussteuer, oder eine Abfindung aus dem Vermögen des Vaters, welche den Pflichttheil nicht zu übersteigen pflegt. Rührt hingegen die Erbschaft von Weibern her, so sind die Töchter nicht ausgeschlossen.

Fünfundachtzigster Brief.

Rom, den 24sten Junius.

Gegen die Gesetzgebung Papst Pius VII von 1816 erhoben sich zunächst diejenigen, welche in der Wiederherstellung aller alten Einrichtungen den alleinigen Weg des Heiles sahen; und so erschien unter Leo XII am 5ten Oktober 1824 ein neues Gesetz, welches viele Einrichtungen seines Vorgängers unbewährt nannte, die Einführung eines besseren Rechts- und Verwaltungssystems versprach, sogleich aber die Macht der Geistlichkeit und des Adels wiederherstellte, oder doch erhöhte. Diese neue, rückläufige Gesetzgebung fand noch mehr Widerspruch als die vorwärtseilende, und nach den beseitigten Aufständen von 1831 hielten sich die Großmächte Europas für verpflichtet den Papst auf die Nothwendigkeit besonnener Veränderungen aufmerksam zu machen. Diese Veränderungen sollte die päpstliche Verordnung vom 5ten Julius 1831 herbeiführen; sie hat aber den Beifall der Mehrzahl nicht gewonnen, oder ist wenigstens als ungenügend bezeichnet worden. Gewiß haben die scheinbar staatsrechtlichen Formen kein großes praktisches Gewicht, und es ist (wie gesagt) hier nicht der Ort, das umständ-

licher zu entwickeln, was anderwärts bereits vollständig gedruckt, oder in genügenden Auszügen mitgetheilt ist. So finden sich z. B. lehrreiche Nachrichten über Gesetzgebung und Rechtspflege in Mittermaiers Zeitschrift für Rechtswissenschaft; Theil 6 und 9, über den Landbau in Tournons études statistiques, Bowrings Bericht u. s. w. *). Deshalb nur noch ein Paar vereinzelte Nachtichten und Bemerkungen.

Alle Versuche das Finanzwesen in gebührende Ordnung zu bringen, sind zeither ungenügend gewesen; eine Folge vielfacher Ursachen. Denn wenn auch die Kosten des päpstlichen Hofes, mit Einschluß der Kardinäle, nur bescheiden und mäßig sind; so nimmt doch das Heer an 20, und die Staatsschuld an 25, oder (wie Andere behaupten) gar an 38 Procent der Staatseinnahmen hinweg; so daß sich dieselben für 1837 auf etwa . . . . 13,485,000 Thaler, die Ausgaben aber auf . . 14,730,000 belaufen, also ein Deficit blieb von . 1,245,000, welches den Staat zur Auflösung führen muß, wenn nicht größere und durchgreifendere Maaßregeln als bisher ergriffen werden. Großentheils ist man in diese Noth, durch das Bemühen gerathen: den geistlichen und Mönchsstaat früherer Zeiten in seiner vollen Aus-

*) Alles trefflich zusammengedrängt in Schuberts Statistik.

dehnung herzustellen, und für alle zur französischen Zeit erlittenen Verluste zu entschädigen. Kostspielige Anleihen beseitigen die Noth kaum für den Augenblick; gewiß kehrt sie unausweichlich in verdoppeltem Maaße zurück.

Von den Irthümern der alten Zollgesetze hat man sich in keiner Weise ganz losgemacht; sondern hofft immer noch die Entwickelung der inneren, mangelnden Thätigkeit, von Einfuhr- und Ausfuhrverboten, oder von Steuersätzen, die (wie mir erzählt wird) bis 75 Procente des Werthes, oder z. B. auf 100 Scudi von 100 Pfunden Tuch, stiegen. Einzelne Besserungen sind in neueren Zeiten eingetreten, lassen aber immer noch viel zu thun übrig.

Die Grundsteuer beträgt etwa 75 Bajocchi von 100 Scudi Schätzungsertrag, halbjährig von den Eigenthümern der ländlichen und städtischen Grundstücke einzuzahlen. Über den Getraidehandel wechselten die Vorschriften. Seit dem Jahre 1823 ward die Einfuhr oder die Ausfuhr verboten, je nachdem der einheimische Preis unter einen gewissen Satz hinabsank, oder drüber hinaufstieg.

Die Erhebung der Verbrauchssteuern war nicht immer im ganzen Kirchenstaate dieselbe. In den ummauerten Orten (dazio consumo murato) der Landschaften Bologna, Ferrara, Forli, Ravenna, und in der Stadt Rom, wurden sie bezahlt von Wein,

Branntwein, Mehl, Getraide, Hülsenfrüchten, Schlachtvieh, Fettwaaren, Heu, Stroh, rohen oder getrockneten Häuten, Bau- und Brennmaterialien. In offenen Städten und Orten (dazio consumo fuorense) beschränkte sich die Steuer auf Wein, Branntwein, Mehl und Fleisch, und ward von den Personen erhoben zu deren Gewerbe der Verkauf dieser Gegenstände gehörte. Gewöhnlich verpachtete man die Steuer an den Meistbietenden auf drei Jahre. In allen übrigen Landschaften wird in den Städten und auf dem platten Lande eine Mahlsteuer erhoben, von jeder Art Getraide; Mais, Roggen, Gerste und Hafer jedoch ausgenommen. Werden diese Sorten jedoch mit anderem steuerbaren Getraide vermischt, so muß die Abgabe bezahlt werden. Sie beträgt für den Rubbio zu 640 Pfund, 76 Bajocchi und 4 Quattrini. Auch diese Steuer wird meist verpachtet. Das Gesetz enthält genaue Vorschriften für Müller, Mahlgäste, Pächter, Controle, Bezettelung, Zeit und Gültigkeit, Ausweis, Strafen, Confiscationen u. s. w. Jedes Mahlen im Hause, auf welche Weise es auch geschehe, ist streng verboten.

Als Regalien werden betrachtet: Salz, Tabak, Alaun, Vitriol und Spielkarten. Das Salz wird theils im Auslande gekauft, theils in Corneto, Ostia, Cervia und Comacchio gewonnen. Der Bau des Tabaks ist nur in gewissen Gegenden, unter gewis-

sen Beschränkungen erlaubt. Alle Blätter müssen der Regierung zum Verkauf nach drei verschiedenen Preisen dargeboten, und nur die zurückgewiesenen dürfen ins Ausland verkauft werden. Der Alaun wird hauptsächlich in den reichen Gruben von la Tolfa, der Vitriol bei Ferentino und Valle Gambara im Bezirke von Viterbo gewonnen. Das Spiel Karten kostet für Privathäuser drei, an öffentlichen Orten sechs Bajocchi. Die Kosten gerichtlicher Beglaubigung von Privatgeschäften betragen 20 Bajocchi bis 2 Scudi, die Kosten hypothekarischer Eintragungen eins vom Tausend. Für den Übergang von Eigenthum und Nießbrauch durch Erbschaft, Schenkung u. dgl. zahlen Brüder ½ Procent, religiöse Stiftungen 2 Procent, Verwandte zweiten Grades 3, dritten Grades 4, vierten Grades 5 Procent, entferntere Verwandte und Fremde 6 Procent. Das heillose Lotto bringt dem Staate ein jährliches Sündengeld von mehr als 1½ Million Thaler.

Sechsundachtzigster Brief.

Neapel, den 3ten Julius.

Bis hieher hat mich der Himmel glücklich geführt; über das wie, berichte ich in aller Kürze. Den 30sten Junius nahm ich Abschied von Hrn. v. B —, besah die Gemälde in Maria Araceli, und fuhr dann zur Sistina, um Michel Angelos Heldengedicht von neuem zu bewundern. Mittags beim Grafen L —, mit dem es zu anziehenden politischen Gesprächen kam. Spaziergang auf Monte Pincio mit — ; dann in seiner Begleitung zum Mausoleum des Augustus, was zu einer Arena hergestellt oder ausgebaut ist. Ringsum Sitze, darüber hinauf Logen, unten in der Mitte der Schauplatz, diesmal für ein Feuerwerk; sehr schön, obgleich es dem auf der Engelsburg nicht gleich kommen konnte.

Um Mitternacht mit Hrn. v. H — und dem Kourier H. Müller, Abfahrt von Rom, beim Kolosseum und Lateran vorbei, hinaus in die Campagna, die bei Mondschein noch wüster, einsamer und ängstlicher erschien als gewöhnlich. Morgens bei Albano zeigte das Thermometer nur 11°, stieg nicht über 20°, und Abends bei Neapel fror ich troß Überrock und Regenmantel. Die pontinischen Sümpfe, ohne daß man Sümpfe sähe. Überall reiche Wiesen, gute

Saaten, mitten hindurch ein langer schattiger, mit hohen Bäumen besetzter Weg und zur Seite ein rasch genug fließender Kanal. Nur die Gesichtsfarbe einzelner Menschen bewies, daß der böse Ruf dieser Gegenden nicht unverdient ist. Bei Terracina eröffnet sich die neue Welt des südlichen Italiens: Granaten, Orangen, blühende Aloen, fantastisch gelegene Orte wie Fondi und Itri; — Alles im neuen Lichte, wozu jedoch die Bettelei den gewöhnlichen Schatten liefert. Vom Garigliano bis S. Agatha der reichste, mannichfachste Anbau: Äcker, Wiesen, viele Bäume, der Fluß sich hell hindurchwindend, und drei Viertel des Gesichtskreises eingeschlossen von sich hebenden und sinkenden Hügeln, auf denen Häuser, Ortschaften Kirchen und Thürme emporsteigen. Noch weiter zurück die Berge der Abruzzen, welche in mannichfachen Linien und Massen sich übereinander lagern. Anfangs Alles sonnenbeleuchtet, dann in jedem Grade farbiger Dunkelheit sich darstellend, bis die Erde verschwand und der Sternenhimmel die Betrachtung auf sich zog und anders stimmte. Um 2 Uhr in der Nacht erreichten wir Neapel.

Ich habe, wie vor 22 Jahren, das Gerede über die unendliche, Jegliches in sich schließende Schönheit der Campagna di Roma wieder mit anhören müssen. Dieser Aberglaube erhält sich (wie so mancher andere) in Rom stereotyp und unverletzt, und erst derjenige

meint à la hauteur zu seyn, welcher ihn sich angekünstelt und angedrechselt hat. Die Villa Borghese, die Villa Albani u. dgl. gehören so wenig zur Campagna, wie Albano und Tivoli. Was jetzt eine nach allen Seiten sich hinstreckende Wüste, eine zona deserta ist, war zuerst reich bewachsenes Waldland, dann trefflich bebauter Acker- und Wiesengrund, hierauf der Inbegriff von Dörfern, Landhäusern, Villen und Prachtgärten. Ist nun der jetzige Anblick der unübertrefflich schönste; so waren die so eben bezeichneten Zustände die häßlicheren, was in Wahrheit eine Absurdität in sich schließt. Kann die Negation dergestalt die Position überbieten, so ist eine Frau auch dann am schönsten, wenn sie es nicht mehr ist. Irre ich nicht, so steht schon im Strabo eine Stelle über die Lage Roms, welche weit besser mit meinen Behauptungen stimmt, als mit denen jener zu leicht begeisterten Kunstjünger. Sie könnten entgegnen: bei mir herrsche der kameralistische Standpunkt vor, welcher von Schönheit nichts wisse und verstehe. Setzen wir aber überall bei Seite, was sich hinzudenken läßt, bleiben wir bei dem stehen, was man sieht; so fehlen, Bäume, Sträucher, Gebäude, Menschen, Wasser u. s. w.; — es ist und bleibt eben die (negative) Schönheit der Wüste. In solcher Weise bedrängt, legen die Gegner den Hauptnachdruck auf die Berglinien jenseit, und die einzelnen Ruinen

innerhalb der Campagna. Allein jene Berge gehören eben nicht zu der Campagna, und die Schönheit eines Hintergrundes läßt sich sehr wohl von der Unschönheit des Vordergrundes trennen. Auch giebt es viel mannichfaltigere und schönere Berglinien: so die am Garigliano und Velino, bei Neapel und Taormini, bei Salzburg und Gemünd, in Südwales, in den Pyrenäen u. s. w.

Was endlich die Ruinen anbetrifft, so haben sie ihr Pittoreskes und (wie alle Erinnerungen) ihr Anziehendes. Man hat es indeß mit ihrer Bewunderung bis zu krankhaftem Raffinement getrieben, wonach das in kräftiger Gesundheit Dastehende, dem durch Alter und Sünde, Unglück und Elend, Geschwundenen und Zerschlagenen nachgestellt wird. Die Bedeutung, der tragische Gedanke, soll aber in diesen Regionen nicht allein vorherrschen, und Phidias Werke zu Athens glorreicher Zeit in voller Pracht sehen, war doch etwas Anderes, als sie im britischen Museum, aus kümmerlichen Überresten zusammenbuchstabiren. Und solcher Beispiele kann man eine Unzahl beibringen. Daß der Künstler aus der Campagna einzelne Motive herausnehmen, einrahmen, und zur gerechten Bewunderung darstellen kann, läugne ich in keiner Weise; neben jenem Eingerahmten, bleibt aber die größere Quantität unschön und wüst. Wer dies bestreitet, der möge zwischen Rom und Civita vecchia Hütten

bauen und sich lebenslängliche Naturfreuden bereiten. Ich meine, er sey nicht zu beneiden, sondern zu beklagen.

Ein altes Sprichwort sagt: „Neapel und die Umgegend sey ein Paradies von Teufeln bewohnt.“ Die erste Hälfte des Satzes wird allgemein anerkannt, wenigstens allgemeiner als daß sich das Paradies (unsichtbar) in der Campagna di Roma befinde; die letzte Hälfte hingegen wird zunächst von den Neapolitanern selbst bestritten. Sollte ich zu Gericht sitzen, würde ich wohl mancherlei tadeln, ja verdammen müssen; als Advocatus Diabolorum aber zu erweisen suchen: die Neapolitaner seyen erschaffen worden, vor Erfindung der Schererei mit den vier Kardinaltugenden. Deshalb könne man sie von ihnen nicht fordern: man müsse vielmehr einen ganz anderen Maaßstab bei ihnen anlegen, der zuletzt eben so richtig sey und eben so weit bringe, wie der pedantisch-moralische, welchem man überall außerhalb des Paradieses (leider) die Herrschaft eingeräumt habe. Wozu Tapferkeit, wenn man sich auf den höheren Standpunkt der Friedensliebe erhoben habe? wozu Weisheit, wenn die wesentlichen Lebenszwecke sich schon mit einem dulce desipere in loco erreichen ließen? Mäßigung werde ferner nur da gerühmt, wo Hungerleiderei an der Tagesordnung sey, und was die Welt Gerechtigkeit nenne, bestehe zuletzt wesentlich in Aufrechthaltung des ungerechten Monopols reicher Leute, gegen die Armen.

Der letzten Ansicht gemäß zog mir gestern ein Neapolitaner das Schnupftuch aus der Tasche. Ich ertappte ihn jedoch und begnügte mich (Selbsthülfe, oder Bestrafung eben so verschmähend wie polizeiliche Hülfe) ihm von dem Standpunkte jener Kardinaltugenden aus, eine beredte Ermahnung zu halten. Zum Beweise daß derlei Schulfüchsereien über ein neapolitanisches Urrecht nicht siegen, und keinen freien Einwohner des Paradieses, einer späteren unverständigen Gesetzgebung unterwerfen könnten, — stahl mir indeß derselbe Mensch etwa fünf Minuten später dasselbe Schnupftuch, ohne daß ich im Stande war die gewöhnliche Lehre vom Eigenthume, gegen den rasch Davonlaufenden geltend zu machen. Ein ultramontanisches Geschrei: haltet den Dieb! würde nur den Spott der Paradiesvögel, über die fremde Krähe hervorgerufen haben. — — —

Siebenundachtzigster Brief.

Neapel, den 7ten Julius.

Ihr werdet vielleicht glauben: aus dem schönen Neapel müßte ich die meisten und reichhaltigsten Briefe

schreiben können; dem ist aber aus manchen Gründen nicht so. Zunächst weil eben der Genuß jener Schönheit viel Zeit kostet, und dieselbe sich in Wahrheit nicht beschreiben, oder doch nicht durch Worte für den Hörer, oder Leser hervorzaubern läßt. Wenn ich Morgens um 5 Uhr aufstehe, und (S. Lucia 28) auf meinen Balkon trete, steht die Sonne bereits über den Anhöhen zur Linken des Vesuvius und beleuchtet den Molo, sowie das gekrümmt sich hinstreckende Ufer von S. Lucia. Der, jetzt so ruhige Feuerberg liegt dagegen mit seinem, fast gleich hohen Doppelhaupte in schwarzem Schatten; vor ihm das sich kräuselnde dunkelblaue Meer, drüber der hellblaue Himmel, rechts endlich vom Vesuv die Küste von Castellamare, Viko und Sorrent, bis zum Vorgebirge Massa. Nachdem ich mich an diesem Anblicke erfreut und gestärkt habe, wird Wärme und Licht so viel wie möglich abgesperrt, die frische Seeluft aber eingelassen. Um 11 Uhr steht die Sonne bereits zur Rechten, und mein Balkon tritt, sowie S. Lucia, in den Schatten. Dagegen trifft die Beleuchtung nun immer mehr die, während des Vormittags dunkele Küste. Die weißen Häuser der obgenannten Orte erscheinen deutlich am Horizonte, drüber das grünende Land, und am Vesuvius scheidet sich dies scharf von seinem dunkeln Haupte. Allmählig sinkt die Sonne und an die Stelle des Glanzes, welcher Himmel, Erde und Meer

umstrahlte, entwickelt sich das Farbenspiel durch alle Abstufungen von roth, grün und blau, bis die Sterne durch den dunkeln Mantel der Nacht hindurchdringen, und diesen Kreislauf der Schönheit beruhigend abschließen. An einzelnen Tagen thürmten sich dagegen Wolken auf und verhüllten selbst das näher Belegene. Unter Donner und Blitzen, und dem Wiederhall von allen Bergen, stürzten ungeheure Regengüsse herab, bis der Vorhang immer durchsichtiger ward, und der weite Zauberkreis sich erfrischt dem Beschauer von neuem enthüllte. — Von drückender Hitze bis jetzt keine Spur, die Luft leichter und erquickender wie in Rom, und keine wüste Campagna, keine Kunstjünger, welche melancholisch-kritische Reflexionen, über den Genuß siegreicher Naturschönheiten hinaufsetzen. Das immer lustige, selbst in Armuth noch humoristische Volk, ist eine ganz passende, mich ebenfalls heiter stimmende Zugabe; während in Rom, Geistliche und Mönche, neben all den Ruinen nur den ernsten Gegensatz der Zeiten bestätigen und hervorheben.

Ihr seht aus dem Allem, daß ich nicht geneigt bin das Sprichwort zu befolgen: sieh Neapel und stirb! Eher könnte man sagen: sieh Rom und stirb; weil dort Alles zum Leben auffordert, hier aber an den Tod erinnert. Auch für das materiellste Leben ist in Neapel vortrefflich gesorgt, von grünen Erbsen

und Orangen, durch Seefische und Austern hindurch bis zu den Weinen. Wer Italien zum Vergnügen bereiset, muß eilen hieher zu kommen; auch bestätigt sich die Weisheit und Angemessenheit meines Reiseplanes täglich mehr. Könnte ich noch im schönen Herbste nach Deutschland zurückkehren, so wäre des Vergnügens fast zu viel. — Diejenigen aber, welche böswillig oder neidisch meinen: ich ergebe mich einer capuanisch-sybaritischen Schwelgerei; sollen zur Strafe dereinst alles das lesen, was ich hier über Joseph und Murat, Soldaten und Steuern, cabotaggio und caricatojo u. s. w. u. s. w. sammele und zusammenschreibe. — —

Den 4ten kam ich durch Hrn. K—s Vermittelung in die, für das Publikum schon geschlossene Ausstellung. Wie bleibt hier die Kunst, hinter der Natur zurück! Ein Paar Landschaften, ein Paar Hirtenknaben und wenige andere Bilder ausgenommen, war das Meiste kaum mittelmäßig und Vieles so schlecht, daß man es bei uns zurückgewiesen hätte. Wie sich die Lage Berlins zu Neapel verhält, so die hiesige Kunst zur deutschen. — — —

— Seit 4 Uhr Morgens kanonirten (den 6ten) Schiffe und Bastionen zu Ehren des Geburtstages der verwittweten, neu verheiratheten Königinn. Jedes Schiff mit bunten Fahnen aller Art geschmückt. S. Carlo glänzend erleuchtet, Othello von Rossini, die Pixis

mit Fertigkeit auf und ab galloppirend, sonst nichts Erhebliches.

Gelernt hatte ich an diesem Tage von einem Schiffer: die Neapolitaner wären so außerordentliche Freunde des Friedens, daß sie den Soldatenstand haßten und sich über den König (welcher damit spiele) ärgerten. Ferner daß die Neapolitaner ohne die Fremden längst verhungert wären; daß diese ihnen nicht bloß Brot, sondern auch Fleisch verschafften, weil für Besorgung williger Mädchen, dem Besorger immer die Hälfte zufalle. Ich ließ dies Alles ruhig an mir vorübergehen, und hielt fest an der Objektivität, welche man vom Beobachter verlangt. Nicht so jener Erzähler. Zur nähern Aufklärung einer Geschichte sagte er: der Mann war alt und hatte graue Haare, wie Sie! Dies argumentum ad hominem mißfiel mir, und ich werde ein andermal einen Schiffer auswählen, welcher das Alter mehr schont, weil er selbst alt ist.

Sonntag den 7ten. — Die Gräfinn Lebzeltern hatte sich gütigst erboten, mir etwas auf dem Fortepiano vorzuspielen. Das wird, denkt Ihr vielleicht, wenig Genuß geben! Keineswegs: die Gräfinn spielt nicht bloß mit großer Fertigkeit (was heut zu Tage nur zu oft vorkömmt); sondern trägt mit mehr Gefühl und Geschmack vor, als die Herren, welche ihren Kunststücken vertrauend durch Europa reisen. Ich konnte ihr mit Wahrheit

versichern: sie habe nicht bloß Finger, sondern auch ein Herz. Auch erinnerte ich daran daß der Kapellmeister Fux dem Kaiser Leopold sagte: schade daß Euer Majestät kein Musiker geworden sind. Er aber antwortete: ich habs halt jetzt besser. — Eine eigene Composition der Gräfinn war tiefsinniger und gefühlvoller, als alle Fantasien Th—s.

— — Mittags wieder gegessen in der Stadt Rom. Für zwei Engländer setzte der Cameriere einen Tisch an die schönste Stelle des Balkons mit der herrlichen Aussicht; sie zogen aber eine Hinterstube vor, wo sie von den neapolitanischen Wundern nicht mehr sahen, als wenn sie in Nova Zembla gespeiset hätten. Der Cameriere schüttelte mit dem Kopfe, wofür ich ihm einige Gran Trinkgeld mehr gab. Man kann unterwegs mit wenigem, an den rechten Stellen verausgabten Gelde, leicht den großen Herrn spielen. Wenn ich einen Louisd'or verwechselt und die Taschen voll Silber und Kupfer habe, dünke ich mich reicher denn zuvor; finde aber, was Neapel anbetrifft, meine frühere Erfahrung bestätigt, daß man hier noch einmal so viel Geld braucht und ausgiebt wie in Rom. Die genußreiche Gegenwart ist in Neapel nicht so wohlfeil zu haben, als die ernste Vergangenheit, welche in Rom als Hauptgericht aufgetragen und trocken verzehrt wird. Fast überall tritt auf Reisen ein bestimmter Zweck, eine bestimmte Neigung heraus: Wissenschaft, Kunst,

Geselligkeit; in Neapel hingegen scheint es genügend, daß man eben da sey, und sich gebratene Tauben aller Art in den Mund fliegen lasse. Auf wie lange Zeit diese Lebensweise befriedige und vorhalte, werde ich bald selbst erfahren, und dann nicht verheimlichen. Als allopathisches Präservativ gegen geistige Leere, liegen jedoch einige Haufen Bücher vor mir.

Wenn irgendwo, so könnte man in Neapel am ersten sagen: „nur der wahre Bettler, ist der wahre König!" Doch bleibt dies zur Hälfte immer eine bloße Redensart. Mit tieferer, gesteigerter Wahrheit läßt sich behaupten: nur der wahre Bettelmönch, ist der wahre König. Das bloße Nichtshaben, ist eben eine bloße Verneinung und hilft nicht weiter; höher steht das besonnene Entsagen, wenn sich aber dem abstine das sustine hinzugesellt, so ist die Resignation nichts mehr als ein stoisches pis aller. Erst die rechte (nicht die gemeine, mit Recht getadelte) Ansicht und Überzeugung des Bettelmönchs verwandelt jene Negation, in eine Position, und der höchste und edelste Reichthum des Seyns tritt da heraus, wo das Haben nicht mehr die Kräfte in Anspruch nimmt und störend dazwischen tritt. — Wie komme ich aber in Neapel zu dieser römischen Betrachtung? Vielleicht um die rechte Mitte, das rechte Gleichgewicht zu finden. — Doch wird mir dies schon von anderer Seite aufgedrungen. Oder

finden sich in diesem neapolitanischen Lichtmeere keine Flecken und Schatten? Den rasch Vorüberziehenden, zeigt es sich in wunderbarem Glanze. Ist aber auch nur die Hälfte dessen wahr, was mir in so kurzer Zeit Neapolitaner über die Mängel, Gebrechen und Verbrechen in ihrem Vaterlande, insbesondere über die Regierungsweise, vorgejammert haben; so ziehe ich vor, mich mitten in der größten märkischen Sandschelle auf Lebenszeit anzusiedeln. —

Ob man sich an kleinere Übel gewöhnt, oder sie allmählig unerträglicher findet, weiß ich nicht zu sagen: z. B. daß man ungeachtet täglicher Jagd, den Wildstand und Wildschaden nicht ausrotten kann; daß der Straßenlärm die ganze Nacht hindurch nicht aufhört, sondern jeder vier= oder zweibeinige Esel das Recht zu haben glaubt, aus vollem Halse zu schreien. Ich führe dergleichen nur an, damit die Daheimbleibenden nicht zu sehr die Reisenden beneiden; oder jemand sage, ich male ohne Schatten. — —

Den 11ten Juli. So eben geht die Sonne zur Linken des Vesuvs auf, und verklärt Himmel, Erde und Meer; ein Drama einzig in seiner Art. Nachdem der lichte Feuerregen einige Minuten lang Alles in höchster Helligkeit und scharfen Umrissen gezeigt hat, erweckt und ruft seine Wärme leichte Dünste hervor, welche sich wie farbige Schleier über die Gegend lagern, und Wärme und Licht so ermäßigen, daß sich das Auge

ungeblendet länger daran ergötzen kann. Gern giebt man der Behauptung Gehör: man brauche von Neapel aus nicht weit im Lande umher zu reisen; diese Gegend bleibe doch die reichste und schönste!

Schon mehre Male bin ich Abends vor Kastell Uovo vorbei, durch die Chiaia bis zu der Grotte des Virgil bei Nisita gefahren. Diesem Naturgenusse gegenüber, erscheinen alle Kunstsammlungen ärmlich und unbefriedigend. Sie stehen in Häusern und Sälen, mit Fenstern und Thüren; hier ist das dunkelblaue Meer, Boden und Träger der ganzen Landschaft, und der hellere Himmel ihre Decke. Neapel, der Vesuv, die Küste bis Massa und Capri bilden den jenseitigen Hintergrund, der Vordergrund hingegen ist, vom Wege aus betrachtet, doppelter Art. Auf der einen Seite nämlich erheben sich die Berge, auf der anderen senken sie sich ins Meer, hier schroff abgeschnitten, dort wellenförmig geschwungen, oder tief gespalten. An einer Stelle bildet der ungeebnete Fels in seinen natürlichen krummen Linien die Grundlage der Häuser, an der anderen hat man ihn geebnet, an der dritten durch Mauerwerk erhöht, an einer vierten ausgehöhlt und die Wohnungen in denselben hineingebaut. Von unzähligen Häusern steht keins im Niveau, oder gleicher Höhe mit dem anderen, sondern vom Meeresrande bis zum Bergesgipfel bauen sie sich hinauf, nach allen Weltgegenden gerichtet, und jedes

vom anderen verschieden, ohne Regel, Gesetz und festes Verhältniß für Thüren, Fenster, Treppen, Dächer, Bogengänge und Verzierungen. Alles eigenthümlich, individuell, romantisch, barok, willkürlich, wunderlich; — immer mannichfaltig und die Aufmerksamkeit an sich ziehend. Nirgends etwas Wüstes, Kahles, Abgestorbenes, Dürftiges; überall der reichste Pflanzenwuchs von Bäumen, Sträuchern, Weinreben, Granaten, Oleandern, Orangen und einzelnen Palmen. Der große Busen des Meeres, ausgeschnitten und abgerundet zu gar vielen kleineren; und jedes Innere, jede Spitze dieser Buchten, mit den beschriebenen Gebäuden, Häusern, Loggien, Söllern, Treppen, Balkonen und Anpflanzungen geschmückt. Auf solchem Wege gelangt man endlich an den neuen Durchschnitt des Bergrückens, welcher den Busen Neapels von dem jenseitigen scheidet, und im Augenblick wo man ihn zurückgelegt hat, zeigt sich eine neue gleich schöne Welt: die Höhen der Kamaldulenser, Puzzuoli, Bajä, Ischia, Procida, Nisita und das Vorgebirge Misenum.

Ihr werdet es natürlich finden daß diese Sonnenaufgänge und Untergänge, diese Feste von Himmel, Erde und Meer mich vorzugsweise anziehen, und ich mich wenig um Gesellschaften und Soirées bekümmere. Die wissenschaftliche Arbeit und jenes dolce far niente genügen, und erfüllen den Kreis der Bedürfnisse und der Genüsse. Doch sehe ich täglich

Menschen und lerne von ihnen, worüber jedoch nicht in Bruchstücken, sondern im Zusammenhange zu berichten ist. Ich gerathe (trotz entgegenstehender Vorsätze) der dringenden Veranlassungen halber, schon in Naturbeschreibungen, die sich wiederholen; dasselbe würde, noch langweiliger, der Fall seyn, wenn ich jedes Gespräch niederschreiben, oder gar jeden Sprechenden charakterisiren sollte. Hiezu kömmt daß ich noch gar viele Bücher, Pamphlete, kleine Schriften u. dgl. lesen und benutzen muß. So vergeht ein Tag bequem und doch beschäftigt nach dem anderen, und der Gedanke an die Heimkehr tritt keineswegs störend, sondern erfreulich und beruhigend dazwischen. — —

Den 12ten Julius. Die Herausgeber, eines seit 8 Jahren erscheinenden, lobenswerthen Journals: il progresso, meist Mitglieder der Accademia pontiniana, kommen wöchentlich zu einer Besprechung und Berathung zusammen. Einer solchen Versammlung habe ich vorgestern mit Interesse beigewohnt, Männer von vieler Bildung kennen lernen, und mich auch schon ihrer literarischen Unterstützung erfreut. Mit Hrn. Bl —, einem geistreichen militairischen und staatswissenschaftlichen Schriftsteller (der sich meiner vorzugsweise annimmt) kam ich auf Alfieri zu reden. Seine Ansicht über diesen als dramatischen Schriftsteller, traf mit der meinigen unerwartet zusammen, und er behauptete: früheren Einfluß und Ansehen habe Alfieri eigentlich

als politischer Pamphletist erworben, indem er auf der Bühne das sagen lasse, was anderwärts zu äußern, Schwierigkeiten gefunden hätte. Jetzt sey diese Anregung und Wirkung vorüber, und Alfieri werde nur noch als Dramatiker betrachtet, wo sein Werth um so tiefer sinke, als er eigentlich in all seinen Stücken allein rede. — Auch für die Ketzerei finde ich Beistimmung: daß Neapolitaner früherer Jahrhunderte, wie Thomas von Aquino, Bruno, Campanella viel höher ständen und größere Geister wären, als die übermäßig gepriesenen des 18ten Jahrhunderts, Vico, Filangieri, Genovesi. Ein Jammer nur daß, bei so viel Geist und Thätigkeit als die noch lebenden Literatoren Neapels zeigen, Wissenschaft, Regierung und Volk doch nur einen dissonirenden Dreiklang bilden, und schwer zu sagen ist, wie er in Harmonie aufzulösen sey. Daß die Regierung hiebei keineswegs ohne Schuld ist, werde ich anderwärts zu beweisen suchen.

— — — Ich kann mich an den schon erwähnten Schönheiten des Weges gen Puzzuoli gar nicht satt sehen. Als ich gestern aus dem Hohlwege in die jenseitige Welt hineinfuhr, lag das dunkelglühende Abendroth schon auf den Bergen und Inseln, und die schmale Sichel des Mondes schaute aus demselben heraus wie ein Auge, das vom Glanze geblendet, noch nicht wagt sich ganz zu öffnen. Aus dem Meere erhoben sich nicht giftige Dünste, wie in der römischen

Campagna; sondern leichte Düfte, welche jeden schönen Punkt der Küsten freundlich aufsuchen und erquicken. So gestern Abend, und heute bei Sonnenaufgang die Fortsetzung. — — —

Achtundachtzigster Brief.

Neapel, den 18ten Julius.

— — Also ein Theil meiner unverständigen Kunstbetrachtungen, ist für einige Damen auch unanständig, und doch steht (so viel ich mich erinnere) nur darin daß der Mensch nackt auf die Welt komme und nackt hinausgehe; in der Zwischenzeit aber wohl thue seine häßliche Blöße zuzudecken. Es wäre ein schrecklicher Jammer, wenn alle Frauenzimmer sich à la Venus Medicis costumiren wollten! Remède contre l'amour!

Des Morgens mache ich oft Plane, welche Menschen ich (nach gethaner Arbeit) besuchen, welche Kirchen und Kunstwerke ich betrachten will. Wenn ich aber zur Thür hinaustrete, verschwinden diese Vorsätze; ich wende mich nicht links zur Stadt, sondern rechts zur Villa reale, setze mich in einen Wagen und fahre auf dem, schon oft gerühmten Wege, gen Puzzuoli

und Nisita. Dolce far niente; aber ich wiederhole: nach gethaner Arbeit!

Meist hüte ich mich hier in allgemeine politische Gespräche zu gerathen, weil es für mich am lehrreichsten ist, neapolitanische Beziehungen kennen zu lernen; doch gehört es auch hieher, zu wissen wie sich eben die Neapolitaner ein allgemeines politisches System zurecht legen. Sie scheinen immer noch mehr Nachdruck auf gewisse französische Doktrinen zu legen, als andere Italiener, z. B. auf die Lehre vom Staatsvertrage. Ich gab gestern so Gesinnten gern zu, daß hiemit ein formelles Rechtselement anerkannt und die bürgerliche Gesellschaft über den Standtpunkt bloßer Kraft und Gewalt erhoben wird; behauptete aber: man sey damit so wenig hinsichtlich des Staats ganz am Ziele, als hinsichtlich der Ehe. Der Eine verlangte: ich solle ihm eine allgemeine Regel angeben, wonach alles Unrecht und aller Irthum in Staat und Politik unfehlbar zu beseitigen sey. — Wenn ich das könnte, erwiederte ich, hätte ich die politische Universalmedizin erfunden, an welche ich übrigens nicht glaube. Darüber war kein Zweifel: daß Recht, Sitte, Religion regelnd eintreten sollen; ich machte aber darauf aufmerksam, wie wenig es helfe hier beim Abstrakten stehen zu bleiben, weil der Streit erst bei der Anwendung auf das lebendige Einzelne hervortrete. — — —

— — Ein Herr sprach heute von der großen italienischen

Musikschule. Ich wollte schon zeigen, daß sie auch mir nicht ganz fremd wäre; als er Rossinis Tell wie das höchste Meisterwerk der alten großen Musik pries. Da erkannte ich daß alt und groß relative Begriffe sind, und begnügte mich nur von Zeit zu Zeit eine Note als Ripienstimme zuzugeben.

Neunundachtzigster Brief.

Der unverständigen Kunstbetrachtungen sechste Fortsetzung.

Naturschönheit. Landschaftsmalerei.

So leicht die Worte: „schöne Natur", auch über die Lippen gehen, hat es doch große Schwierigkeit über ihren Sinn ins Klare zu kommen. Zuvörderst läßt sich kaum die Frage umgehen: ob die Natur an sich überhaupt schön seyn könne? ob dieser ganze Begriff nicht erst durch die Betrachtung und das Urtheil des Menschen hineingetragen werde? Stellen wir aber diese transscendentale Spekulation auch ganz zur Seite;

so treibt doch die große Verschiedenheit eben der menschlichen Urtheile, wo nicht eine unbeschränkte Skepsis, doch die Nothwendigkeit einer genaueren Prüfung hervor. Einige hegen Vorliebe für wilde Berggegenden, Andere für fruchtbare Ebenen, noch Andere greifen nach Jeglichem und möchten die ganze Welt in ihr Album eintragen. Wer hat nun Recht? Meint man: dergleichen triviale Liebhabereien verdienten keine Erwähnung und lägen außerhalb aller wahren Kunstanschauung; nun so kann man sich auch die Mühe ersparen, die verschiedenen Urtheile über menschliche Schönheit zu prüfen, welche bekanntlich oft eben so weit auseinander gehen. Warum springt denn die Schönheit unter den Fingerspitzen mancher Maler in höchster Vollendung unwiderstehlich hervor; während andere immer nur ihren Wechselbalg ergreifen, ihn aber mit doppelt prachtvollem Namen taufen? Manches was man wohl Schule genannt hat, erscheint mir wie der Sammelplatz, der Bazar, solcher anmaßlichen Wechselbälge.

Gleichwie also Viele nicht wissen was Menschenschönheit ist, so auch nicht was Naturschönheit sey. Und doch dürfte es noch leichter seyn, sich über die Grundlagen jenes, als dieses Begriffes zu einigen. Man weiß wenigstens daß zum Menschen zwei Arme, zwei Beine, zwei Augen, zwei Ohren, eine Nase u. s. w. gehören; was gehört aber zur Natur, zur Landschaft?

was ist entbehrlich, was nothwendig, was vereinbar, was unvereinbar? Die Bildhauerei bleibt in so fern die erste Kunst, als sie den Menschen nicht bloß von einer, sondern gleichzeitig von allen Seiten darstellen kann; bei der Malerei liegt jedem Gegebenen, ein Versagtes; jeder Position, eine Negation gegenüber. Male ich jemand von vorn, so kann ich seinen Rücken nicht zeigen, und niemand darf dies als tadelnswerthen Mangel bezeichnen. Erkenne ich aber (wie auch Stellung und Auffassung sey) daß dem gemalten Menschen etwas Wesentliches fehle (Auge, Nase u. dgl.); so entweicht allerdings die Schönheit und für den ästhetischen Standpunkt habe ich nur ein unschönes Werk, einen Wechselbalg zu Tage gefördert.

Hat nun die Landschaft auch solche wesentliche Glieder und Theile, welche *nicht* fehlen dürfen? Zwei Abwege scheinen vorzuliegen: diejenigen Landschaftsmaler welche Alles auf einmal geben möchten, und diejenigen welche das Nichts des Gegebenen durch die sogenannte *Bedeutung* in das Positivste zu verwandeln meinen. Dort fehlt der Mannichfaltigkeit, die gebührende Einheit; hier der Einheit, die erfreuliche Mannichfaltigkeit. Es ist nicht wahr daß in der Landschaftsmalerei minus und minus, plus mache. Hätten gewisse Landschaftsmaler Recht, so stände in ihrer Kunst das *Gedachte* höher als das *Gesehene*, und der

Begriff wäre der tyrannische Oberherr, sowohl der Anschauung als des Anschaubaren. Sucht Euch Beispiele hiezu in manchen Landschaften Friedrichs, und unter den Anbetern der Campagna di Roma.

Wie würden sich die alten Römer wundern, wenn ihnen nordische Barbaren erwiesen: sie wären Thoren und Feinde des guten Geschmacks gewesen, weil sie die campagna felice, der campagna di Roma, und den Busen von Bajä, dem Ausflusse der Tiber vorzogen!

Keine Gegend hat indeß Alles; auch die schönste nicht. Während z. B. Luft und Licht in Süditalien alle Farben erhöhen, verbrennt der überkräftige Sonnenstrahl die zarte Welt der Gräser und Wiesenblumen; und wenn dort Roth und Blau voranstehen, so fehlt das innige, saftige Grün nordischer Wiesen.

Warum sind Abtheilungen der Landschaftsmalerei nicht in ähnlicher Art gemacht worden, wie Abtheilungen der Menschenmalerei? Auch jene hat ihre geschichtliche, erhabene, elegische, heitere, melancholische, idyllische Seite. Manche Landschaft will zu gleicher Zeit eine Tragödie und eine Idylle seyn; Quodlibets solcher Art finden oft den größten Beifall und oberflächliche Liebhaber freuen sich die ganze Welt auf einem Quadratfuße Leinwand beisammen zu haben. Der wahre Kenner sieht höchstens darin disjecti membra poetae.

In Bezug auf das Maaß zeigt die Menschenmalerei drei Abstufungen: Verkleinerung, natürliches Maaß, und Vergrößerung; alle Landschaftsmalerei ist in dieser Beziehung nur Miniaturmalerei, sie kann nichts Anderes seyn. In Beziehung auf die Farbe hat ferner die Menschenmalerei gesucht, die Natur ohne Abschwächung wiederzugeben, man spricht lobend und mit Recht vom lebendigen Fleische Titians, lebendigen Augen Raphaels u. s. w. Warum ist nun die Landschaftsmalerei fast überall hinter den Farben der Natur zurückgeblieben; ja warum hat sie es für tadelnswerth gehalten hier auch nur einen Versuch zu machen, jene in voller Pracht wiederzugeben? Nur die Blumenmaler haben sich in dieser Beziehung nicht einschüchtern, oder ihr eigenstes Lebensprincip rauben lassen.

Sieht ein Nordländer auf einer italienischen Landschaft blauen Himmel, so nennt er ihn übertrieben; sieht ein Südländer auf einer Schweizerlandschaft grüne Wiesen, so nennt er die Farbe schreiend. Beide Tadler können bedingungsweise Recht haben, sofern die Farben nicht in Harmonie zum Ganzen stehen, oder die ganze Aufgabe eine verfehlte war; ich begreife aber nicht warum das gesammte Streben, die Farben der Natur in ihrer vollen Pracht wiederzugeben, von Manchen wie ein frivoler, oberflächlicher Einfall bezeichnet wird. Daß Manches nicht möglich ist (z. B. die

Sonne in voller Helligkeit zu malen) versteht sich von selbst; so viel aber möglich ist, soll man zu erreichen suchen, und schwarzbraunes Gras, schmuziggrünes Laub u. dgl., ist in seiner Art nicht besser, als ziegelrothes, oder todtengraues Menschenfleisch.

Es gab eine Zeit, wo man für die geschichtliche Malerei, auch alle reinen Farben verschmähte und sie plump und schreiend nannte; sie müßten gemildert, erzogen, abgedämpft, gemischt werden. Das hat dann z. B. Gewänder gegeben, wo man weder Roth, noch Blau, noch Grün, noch Gelb sieht; sondern einen Mischmasch unbestimmter Schmieralien, als wären allerlei Farben zufällig in einen Topf gegossen und daraus gemalt worden.

Manche Dioramen zeigen eine wunderbare Pracht der Farben. Es fehlt ihnen allerdings die Dauer, Unabhängigkeit und Selbständigkeit eines wahren Kunstwerks; diese Eigenschaften würden sie aber dadurch nicht gewinnen, wenn sie die Farben (eben ihren Triumph) abschwächten.

Wenn jemand im Vorder- oder Hintergrunde einer ernsten Landschaft, einen leuchtenden Fleck gelber Rübsaat hinmalen wollte; so würde man dies mißbilligen müssen, nicht weil das Gelb an sich eine unästhetische, häßliche Farbe ist; sondern weil es an dieser Stelle allerdings dissonirend hineinschrie.

Nachtheilig wirkt es ferner, daß manche Land-

schaftsmaler (aus einer sonst löblichen Verehrung großer Meister) die nachgedunkelten Farben alter Bilder, in ihren neuen Werken nachahmen, und so tief einsetzen daß nach 50 bis 100 Jahren Alles rabenschwarz aussehen dürfte. Auch ist es z. B. gewiß nicht ein Verdienst Poussins, daß in der ganzen Natur kaum eine Farbe so vorkömmt, wie sie jetzt auf seinen Bildern erscheinen.

Im Louvre zu Paris hängen ein Paar Landschaften Claude Lorrains, von einem Glanze, der (die Natur fast erreichend) wahrhaft blendet. Ist das nun nicht besser, als wenn man die gespenstisch schwarzen Bilder, mit einem nassen Schwamme anfeuchten muß, um zu sehen wo Berge und Wiesen, Luft und Wasser, Menschen und Thiere, Hintergrund und Vordergrund anfangen, oder aufhören?

Jedes Landschaftsgemälde ist die Übersetzung eines Naturgedichts. Warum nun das beflügelnde Metrum glänzender Farben weglassen, und die bloße Prosa (wie es in der Schule heißt) herausconstruiren? Dies ist trotz aller Kunstredensarten, doch nichts als ein Destruiren.

Plastisch. Malerisch.

Ich hörte so oft: das Alterthum sey plastisch, und die neue Zeit malerisch; daß ich den Spruch wohl selbst zuversichtlich wiederholte. In einsamen

Stunden kömmt mir aber der Zweifel: ob ich dabei wohl etwas Rechtes dachte, ja ob man es denken könne? Zuvörderst scheint mir jener Ausdruck doch gar zu unhöflich; denn während er sich anstellt, als enthalte er ein Kompliment, für welches man sich bedanken müsse, erklärt er doch eigentlich die alte, wie die neue Zeit für einäugig, oder auf einem Beine forthinkend. Oder was kann er sonst heißen? Etwa: die alten Bildhauer seyen in ihrer Art größer gewesen, als die Maler? Von einer solchen Vorordnung, oder Unterordnung weiß aber das, in solchen Dingen so fein fühlende und so scharf urtheilende Alterthum gar nichts. — Oder: die Zahl der Bildhauereien sey damals viel größer gewesen, als die Zahl der Malereien? Wer aber hat sie gezählt, und was entscheidet denn die Zahl? — Oder: es habe damals weniger Gegenstände für die Malerei gegeben? Bietet denn aber die alte Welt deren nicht unzählige, und z. B. Homer eine viel größere Menge dar, als Ossian oder Werthers Leiden? — Lege ich ähnlicher Weise das Mißverhältniß in die neue Welt, so beweiset dies gar nichts gegen die alte, und wenn nach Jahrhunderten vielleicht viele Malereien untergegangen, und zufällig viele Bildhauereien erhalten sind, wird es auch nicht an gelehrten Leuten fehlen, welche daraus Irriges folgern. Sagt man, scheinbar tiefer eingehend: die neuere Zeit sey geistiger und sittlicher, und deshalb malerischer; so liegt doch

das Geistige nicht darin, daß auf der Fläche gemalt, oder gedruckt, oder musicirt wird. Die Rundung, das Körperliche, soll ja durch die Malerei ebenfalls dargestellt werden, und wie kann ein Künstler sich mit so flachen Reden über das Geistige abspeisen lassen! — Daß die Malerei keuscher und sittlicher sey, als die Bildhauerei kann ich eben so wenig begreifen; vielleicht ließe sich das Gegentheil behaupten, weil diese unschuldiger an der Form festhält, jene hingegen vielfachen anderen Reiz nicht verschmäht. Auch giebt es der unanständigen Malereien mehr, als der Bildwerke, und das Nackte ward von jener Kunst nicht seltener dargestellt, als von dieser. Ist es denn aber nicht überhaupt ein Aberglaube: das Nackte sey unmoralisch? Von Feigenblättern und baumwollenen Waaren wird erst nach dem Sündenfalle gesprochen. Wahr mag es seyn: daß viele Leute vom Nackten (welches sie selten sehen) nichts verstehen; aber ich bemerke täglich, daß sie auch von der Bekleidung nichts verstehen, obgleich sie dieselbe stets vor Augen haben. Wäre es hinreichend, nackte Leute umherlaufen zu sehen, um zu Schönheitssinn und Kunst zu gelangen, so müßten unter den Hottentotten die größten Maler und Bildhauer seyn.

Fast hätte ich Lust zu behaupten, die neue Zeit sey musikalisch, und vielleicht würde der Satz von Einigen als witzig und scharfsinnig wiederholt. Da

ich indeß selbst noch nicht recht weiß, was ich dabei denken soll; so will ich meine unverständigen Kunstbetrachtungen hier lieber schließen, als weiter ausspinnen.

Neunzigster Brief.

Neapel, den 23sten Julius.

Mit den Bibliothekaren gerieth ich in ein großes Gespräch über das Ausleihen, oder Nichtausleihen der Bücher. Der Eine rühmte das letzte aus all den bekannten Gründen, insbesondere weil sonst die Bücher gestohlen würden; unser Verfahren sey verkehrt u. s. w. Wer weiß, ob deutsche Bibliothekare nicht gern dieser Behauptung beiträten, wenn Gesetze und Gewohnheit, ihrer Bequemlichkeit zu Hülfe kämen? Ich konnte nicht umhin zu bemerken: eines sey wenigstens besser bei uns, daß man die Bücher nicht stehle. Ein anderes argumentum ad hominem ließ ich unberührt. Man erzählt mir nämlich: daß in einer hiesigen Bibliothek (wo man nichts ausleiht und keinen Ungeweihten eintreten läßt) die Bücher scheinbar auf den

Brettern ungestört und unverletzt dastanden. Schein=bar: denn geschickte Anatomen hatten viele zerlegt, das Innere herausgenommen und verkauft, und nur die schweinsledernen Schalen stehen lassen.

Das politische Frondiren über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten wuchert hier in großem Maaße, und die Regierung mag es an der nöthigen Düngung nicht fehlen lassen. Sonst scheint diese Bitterkeit, durch Selbstzufriedenheit wiederum ausge=süßt zu seyn. Ich sage dies aber zuletzt nur, um meiner Unwissenheit einen Deckmantel umzuhängen, weil ich gar viele der ersteſten und größeſten Männer nicht kenne, welche im Bogenschuß italienischer Super=lative, den anderen Völkern entgegen bombardirt wer=den. Die, bei uns gottlob abgekommene Redensart: unsere Rabenere, unsere Ramlere, unsere Gleime, un=sere Klopstocke u. dgl. wird hier noch täglich ausge=spielt und für voll verkauft; und wenn etwa einem Franzosen, oder Engländer (selten einem Deutschen) auch die Ehre angethan wird, als tirailleur oder en-fant perdu vorangeschickt zu werden, so folgen stets die Italiener, oder vielmehr Neapolitaner als entschei=dendes corps d'armée nach. Es ist eine schöne Sache, wenn die Vorfahren viele Lorbern erwarben und ver=dienten; besser aber ein novus homo, oder eine nova natio seyn und Lorbern pflanzen, als aus alten Lor=berblättern Schlafkissen zusammenstopfen, oder Ruinen

jedem Neubaue vorzuziehen. Nur der erwirbt, welcher weiß und einsieht, daß er Vieles nicht hat, ja nicht haben kann. So allein findet sich die eigenthümliche lebendige Bahn; wer hingegen am Ziele ist, oder glaubt da zu seyn, geht nicht mehr weiter. Doch, was hat das Alles mit meinem Tagebuche zu thun?

Den 19ten (Freitags) wo Ihr vielleicht meinen ersten Brief aus Neapel vom 5ten erhieltet, aß ich (nach langer Arbeit) bei Hrn. v. K—, und ließ mich von ihm nach der Floridiana führen, eine in der Nähe des Belvedere schön belegene Villa, der ehemaligen Frau König Ferdinands. Größere Plane wurden für die nächsten Tage verabredet.

Den 20sten um 10 Uhr wollte ich, unter dem Schutze des stets gefälligen Hrn. v. K—, mit dem Dampfboote nach Sorrent fahren. Die Pünktlichkeit ist hier aber in vielen Dingen nicht an der Tagesordnung, also auch nicht bei den Dampfbooten. Weil wir nicht bis 2 Uhr warten wollten, nahmen wir eine Barke, gelangten, durch günstigen Wind getrieben, schnell genug an das schöne, entgegengesetzte Ufer und stiegen in der Cucumella ab, von deren Balkonen und Söllern, das reichbebaute Thal von Sorrent, das Meer und der Vesuv sich herrlich darstellen. Dieses Land, die Halbinsel zwischen Sorrent und Amalfi, bietet aber der schönen Ansichten und Aussichten, der

Variationen des großen Themas von Himmel und Erde, Land und Meer, Pflanzen und Steinen, so viele dar, daß man sich gewiß Wochen lang daran erfreuen und immer noch Neues und Anziehendes finden kann. Wir thaten (d. h. Hr. v. K—, seine Schwester, der Maler G—, seine Frau und ich) binnen zwei Tagen so viel als möglich, — und es war (mit Hülfe von Eseln und Mauleseln) viel möglich. Doch bleibt dies unentbehrliche Vieh, die Schattenseite der Unternehmung, und nicht bloß ich, sondern Viele haben Unglück mit demselben. — Nach Tische also ritten wir zur punta di Sorrento, waldbewachsene Berge hinauf und hinab, bis wir eine weite Aussicht auf Capri und das tief unter uns rauschende Meer gewannen.

Den 21sten, Sonntags, stand das Thermometer Morgens um 6 Uhr in der Sonne auf 36°; eine abschreckende Höhe. Da aber bald Mauern, bald Bäume schützten, ich um Erlaubniß bat Rock und Binde abzulegen, den Sonnenschirm nöthigen Falls aufspannte und die größte Zeit hindurch ein frisches Lüftchen wehte; so war die Hitze gar nicht so unerträglich, als man voraussetzt, oder fürchtet. Alle diese günstigen Bedingungen würden aber nicht ausreichen, den Weg von Berlin nach Potsdam, bei jener Wärme erträglich zu machen; die ununterbrochene Reihe großer, abwechselnder Naturschönheiten, hielt Leib und Seele aufrecht,

und gewährte einen Genuß der jede Unbequemlichkeit vergessen ließ.

Vormittags ging es hinauf zu einer Höhe, welche die Aussicht auf beide Busen, von Neapel und Salerno gewährte. Ich erkannte die, einst unter Sturmsgefahr gesehenen Sireneninseln wieder, erfreute mich an den vielen so wunderbar gestalteten, und übereinander gethürmten Vorgebirgen, an den dunkelen Busen, dem helleren Meere, den schroffen Abhängen, den reichbepflanzten milderen Senkungen, und dem arco naturale, einem gewaltigen Felsenthore, durch welches hindurch man die blauen Fluthen erblickt.

Nachmittags zum sogenannten deserto, einer sehr hohen Spitze, welche eine unermeßliche Aussicht auf S. Costanza, Capri, Campanella, Massa u. s. w. eröffnet.

Montag, den 22sten Morgens aufwärts durch das Thal von Arola; zur Abwechselung fast von ganz deutschem Charakter. Einiges wie bei Schwarzburg; und wenn fließendes Wasser fehlte, so waren die Berge höher und zwischen deutschen Bäumen (Rüstern, Eichen, Pappeln, Linden) sah man auch Myrthen und Ölbäume. Jetzt zu einem ehemaligen Kamaldulenserkloster, von wo man zugleich die schönen Abhänge von Vico und von Sorrent, und den sie trennenden Monte Chiaro übersah. Drüber hinaus das Meer, den Vesuv und die ferne Küste von Neapel. — Nachmittags mit

dem Dampfschiffe (dem Ufer entlang) nach Castellamare, dann am Vesuv vorüber, der schönste Sonnenuntergang, bei hellem Mondscheine Ankunft an der mit tausend Lichtern besetzten Küste von Neapel.

Zu unzähligen Gründen und Zeichen der Schönheit tritt für jene Gegenden noch ein in Italien seltener, eigenthümlicher hinzu: nämlich, die außerordentliche, reiche und mannichfache Vegetation, und der sorgfältige Anbau, durch eine Überzahl angesiedelter Menschen. Wäre ich indeß ein römischer Energumene, so würde ich sagen: verbrennt die Bäume und Sträucher, reißt die Häuser nieder, laßt die Menschen umkommen — und ihr habt dann erst ein schwaches Analogon der Campagna di Roma. Um dieser ganz gleich zu kommen, muß auch der Vesuv versinken, das Meer vertrocknen, das gesunde Braun der Menschengesichter sich in krankhaftes Gelb fremder Tagelöhner verwandeln u. s. w. u. s. w.

Was ich Euch mittheile, ist nicht einmal ein Schattenriß, oder vollständiger Index, viel weniger das farbige Album des Sichtbaren; aber aufgebauschte Redensarten würden die Sache keineswegs besser verklären, auch habe ich diese Waare nicht auf meinem Lager. Ein Herr sagte: das Dampfschiff war so schön, so malerisch, so zauberisch, daß ich Thränen vergoß, weil ich es der — nicht zeigen konnte! —

Sonntags ward in Sorrento ein Marienfest ge-

feiert, mit Lampenerleuchtung und allerlei Feuerwerk. Gar viele Menschen und noch mehr Geschrei, sonst nichts Eigenthümliches und Erregendes. Ob die Gegend mehr Knoblauch, oder Orangen baue, war schwer zu entscheiden. Ich sah hier (vielleicht das erste Mal in meinem Leben) einen betrunkenen Italiener, und der zweibeinige Esel trat mich so auf den Fuß, wie vor einigen Tagen der vierbeinige auf die Brust.

Zum ersten Male auf dieser Reise war ferner ein Italiener mit meiner Zahlung unzufrieden. Der ganz nahe Wohnende verlangte mehr, weil er sehr weit hergekommen sey, mich zu barbieren. Ich antwortete: ich sey noch viel weiter hergekommen, um mich (jedoch nicht in bildlicher Weise) barbieren zu lassen, wolle ihn aber, wenn es ihm gefällig sey, für halb so viel scheren. — Der Kerl sah mich groß an, steckte das Geld ein und ging schweigend fort. — Mit Bestimmtheit, Höflichkeit und Scherz, kommt man in Italien viel weiter, als mit Grobheit und Vornehmthuerei.

Einundneunzigster Brief.

Neapel, den 25sten Julius.

Mein Leben ist hier sehr einfach, und doch sehr mannichfaltig. Die Arbeiten, welche der Hauptzweck meiner Reise sind, berühren so viele Gegenstände, eröffnen so viele Gesichtspunkte, und machen mich mit so vielen klugen und dummen Maaßregeln und Urtheilen bekannt, daß Einfachheit und Mannichfaltigkeit schon an dieser Stelle hervortreten. Dasselbe gilt von den Naturgenüssen und den Kunstschätzen.

Gestern fuhr ich wieder den, für mich unvermeidlichen, Weg gen Nisita und Puzzuoli. Schon wollte ich die, zeither ungetrübte, Klarheit des blauen Himmels als zu einfarbig anklagen, als ich mich umschaute und ein neues Schauspiel erblickte. Zur Seite des Vesuvs ward aus schwarzen Wolken eine Riesenburg erbaut, und mit ungeheueren goldenen Zinnen geschmückt. Drüber war ein großer, glänzender, weißer Baldachin ausgebreitet, welchen der zur Seite stehende Mond reich mit silbernen Strahlen eingefaßt hatte. Noch höher schwebten Wölkchen in den verschiedensten Farben, je nachdem sie sich mehr der Sonne, oder dem Monde zuwandten. Am anderen Ende des

durch den Berg neu gebrochenen Weges, der glühendste Sonnenuntergang jenseit Bajä und Puzzuoli; die Inseln heller, oder dunkeler nach Maaßgabe der Entfernung; dem blauen ebenen Meere gegenüber, das grüne, welches sich bis zu den Kamaldulensern und dem Vomero hinaufzieht. Beim Rückwege jene Burg verschwunden, nur noch matt rother Schein gen Abend, — siegreich die Silberbahn des Mondes am Himmel und im Meere.

Ists nicht natürlich daß mich, nach solchen Naturgenüssen, eine „Soirée" wenig anzieht, wo ich anständige Reden wechseln und neapolitanischen Dialekt entziffern soll? Viel bequemer im grand costume eines Lazaroni auf dem Balkone sitzen, zur rechten Zeit zu Bette gehen und vor Sonnenaufgang aufstehen. In England drängen sich die schönen Weiber und die ausgezeichneten Männer in den, sonst freilich auch unbequemen, routs; hier kommen einem die Menschen vor, wie eine bloße Zugabe, oder Beilage der Natur.

Man sagt: in jener Welt finden sich die Menschen wieder; findet man auch die Natur wieder, oder was wird aus derselben? Der Gedanke einer Wanderung durch alle Welten, ist so oft ausgesprochen, hat aber seine Schwierigkeiten. Warum bei der bevorstehenden, überlangen Ewigkeit sich so übereilen, und in eine neue Klasse versetzt werden, bevor man hier

sein Pensum gehörig gelernt hat? Man kann in jener Welt (das kann ich mir anmaßlich weiß machen) mit Platon und Aristoteles, mit Alexander dem Großen und Karl dem Großen umgehen; werden denn aber diese Heroen mit mir umgehen wollen, da sie ja in dem Maaße verlieren, wie ich gewinne? Ja selbst für mich ist es nicht bequem immer in großer parure zu erscheinen, und nach oben sehen zu müssen. Auch hänge ich viel zu sehr an Freunden und Bekannten, welche einen Überrock tragen wie ich, als daß ich sie für jene welthistorische prima sorte, superfein, vertauschen möchte. Heißt es umgekehrt: ich solle alle die Leute beiderlei Geschlechts, die mich schon auf Erden gelangweilt haben, wieder finden, und den lieben langen Tag mit ihnen unisono Hosianna singen, so erschrecke ich fast noch mehr. Die große Eintheilung von Himmel, Fegefeuer und Hölle, sondert zwar Logen, Sperrsitze, Parterre, Paradies u. s. w.; fast möchte man sich aber einen Platz außerhalb dieser ganzen divina comedia erbitten. Da gerathe ich in Ketzereien, die ich schon einmal in Dresden ausgespielt habe; gewiß bleibe ich lieber in Neapel ohne Dante, als auf einer wüsten Insel mit Dante.

Haben die einzelnen Völker, sowie auf Erden ihre eigenen Begräbnißstätten, so auch in jener Welt ihre eigenen Auferstehungsorte? In diesem Falle dauert die babylonische Sonderung fort; im umgekehrten entsteht

eine schwer begreifliche Mischung. Nach welchen Grundsätzen? der Kopfzahl, dem geistigen Gewichte, der Zeitrechnung? — Doch ein Narr kann auf diesem Boden mehr fragen, als alle klugen Männer beantworten.

Ein ausgezeichneter Kalabrese, mit dem ich gestern über seine Landsleute sprach, würde auch nicht wissen, wie er sie mit anderen Stämmen vermischen sollte. Kalabrien, sagte er, ist in seiner Art ein ganz einziges, unbegreifliches Land. Von zwei Meeren eingeschlossen, in der Mitte ein hoher, mehre Monate lang mit dem tiefsten Schnee bedeckter Bergrücken, gar keine Straßen und Verbindungen beider Theile unter einander, alle Bäume und Erzeugnisse des Nordens und des Südens, Eis und Glühhitze auf die Entfernung weniger Stunden. Seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden eine Bildung höherer, selbst tiefsinnig philosophischer Art, die bis auf den heutigen Tag in gewissen Kreisen unvermindert fort besteht, und daneben ein Volk von der größten Rohheit (rozzezza). — Auf meine Bemerkung: wenn diese Rohheit vielleicht nur darin bestehe, daß die Leute nicht lesen und schreiben lernten, so fänden sich wohl andere werthvolle Eigenschaften einer ursprünglich reichen Natur; — gab er zur Antwort: es ist nicht sowohl die Rohheit der Unwissenheit, als die Wildheit (ferocia) des Charakters, welche z. B. den blutigen Haß durch alle Ge-

schlechtsfolgen hindurch in voller Kraft erhält und in der Rache ein Recht und eine Pflicht erblickt. — Diese mehr als heidnische Stimmung, meinte ich, müsse durch Erziehung und durch Einwirkung der (leider vielleicht abwesenden) Vornehmen und Adlichen, wenn nicht ausgerottet, doch gemildert werden. — Mehr als in anderen Theilen Italiens, fuhr er fort, leben die Reichen und Vornehmen auf ihren kalabrischen Besitzungen; aber sie leben ganz getrennt vom Volke und haben auf dasselbe gar keinen Einfluß. Es sind völlig getrennte Welten. Ich selbst sehe von Neapel aus, mit Schrecken hin auf jene Wildheit meiner Landsleute, auf eine Barbarei die in Europa nicht in ähnlicher Weise anzutreffen ist; und wiederum, wenn ich lange in Kalabrien verweile, erklingen in meinem eigenen Gemüthe verwandte Töne, welche die Anklage, oder die Entschuldigung steigern!

Neapel, den 26sten Julius.

Gestern Abend habe ich Deinen am 11ten Julius abgesandten lieben Brief richtig erhalten, und zugleich einen aus Rom vom —, welcher bestätigt was ich längst voraussah, — nämlich daß man mir in Rom die Archive nicht öffnen wird. Die Hauptstelle des Briefes lautet: „Mit wahrhaft schwerem Herzen ergreife ich die Feder um Euer u. s. w. die mir zwar nicht unerwartete, doch deshalb nicht minder schmerz-

liche Nachricht mitzutheilen, daß unter den jetzigen Verhältnissen die bereitwillige Öffnung des vatikanischen Archives zum Behufe Ihrer historischen Forschungen nicht zu erwarten ist. Vielleicht daß in einiger Zeit die Dinge sich besser gestalten; doch man ist leider gewohnt Notizen über die Persönlichkeit aus Quellen zu schöpfen, deren Ursprung häufig unlauter ist. Graf — theilt diese Ansicht und mein Bedauern u. s. w."

Dieser Text ist wichtig genug um einige Randglossen zu machen. Seit Jahren ist man von dem, zur Zeit des Kardinals Consalvi angenommenen Systeme freierer Mittheilung abgegangen, und zu der alten Abgeschlossenheit und Verschlossenheit zurückgekehrt. Ob außerdem das Mißverhältniß zu Preußen den römischen Hof zu obigem Entschlusse bestimmt hat, will ich nicht entscheiden; und eben so wenig, ob die mir nachtheilige Censur aus — herrührt, oder von dem Manne welcher — oder von Frau v. —. Gewiß hat der römische Hof Unrecht, Leute meiner Gesinnung in die Reihe gefährlicher, oder widerwärtiger Gegner einzutragen, und darauf zu rechnen daß alle Protestanten (wie H—) weiß in weiß malen sollen. Ich darf ohne Anmaßung behaupten: daß mein Werk für die richtige und billige Ansicht von Kirche und Papstthum im Mittelalter, mehr und nützlicher gewirkt hat, als manche Schrift übereifriger Zionswächter.

— Der römische Hof weiß selbst die geschichtlichen Quellen jener Zeit nicht zu würdigen, er traut sich, seiner Unschuld und seinem Rechte zu wenig; sonst würde er kein Geheimniß aus jenen Urkunden machen, sondern sie abdrucken lassen und in alle Welt versenden. Freilich folgen später Personen und Thaten mit schlimmeren Schatten. Aber auch da hilft das Verheimlichen Nichts, denn die Welt kennt das Schlimmste und vermuthet (um der Verheimlichung willen) noch Übleres; während die volle Wahrheit wenigstens die Dinge erklärt, worin, wo nicht eine Rechtfertigung, doch oft eine Entschuldigung liegt. Auch stimmt es nicht mit der gerühmten, unwandelbaren Folgerichtigkeit des römischen Hofes, daß man mir im Jahre 1817 (wo ich für mich nichts anführen konnte, als meinen guten Willen) etwas bewilligt, was man mir jetzt verweigert, obgleich drei katholische Häupter Zeugniß für mich ablegen: der K—z (und auch der K—g) von B., der Prinz Johann von S. und der Fürst M—. Der, oder die große Unbekannte fällt mehr ins Gewicht, als diese Männer und das was sie repräsentiren. Eine Art theologischer Camarilla! — Eins weiß ich gewiß: daß nämlich dies Abweisen mich nicht verleiten wird, eine Silbe mehr, oder stärker gegen den römischen Hof zu sagen, als ich aus Pflicht- und Wahrheitsgefühl sonst viel-

leicht niedergeschrieben hätte. Sine ira et studio, künftig, wie bisher!

Ob nun —, als protestantischer Cerberus, das Paroli fortspielen wird, muß ich erwarten. Warum ich glaube, daß in jenen Quellen wenig wahrhaft Erhebliches für meine Hohenstaufen zu finden ist, und alle Hauptsachen unverändert stehen bleiben dürften; habe ich Euch schon geschrieben. Ich that Alles was ich vermochte, und wasche meine Hände in Unschuld.

Gehe ich endlich (nachdem ich anständigerweise die politisch-historischen Betrachtungen vorangestellt) billigerweise auf meine Person und die Annehmlichkeit meiner Reise über; so konnte mir gar nichts Angenehmeres wiederfahren, als jene abschlägige Antwort. Sie führt mich aus altem Papier, in die lebendige Gegenwart, erhebt mich in den Stand eines Freiherrn, erlaubt die Rückreise in der schönsten Jahreszeit, und beschleunigt die erwünschte Heimkehr, nachdem ich so viel gesehen und gelernt habe.

Außerdem erspare ich ja auch noch Geld; was Berücksichtigung verdient, da ich meine Reisen nicht (wie Viele glauben und selbst drucken lassen) auf Kosten der Regierung mache, sondern ganz aus meiner eigenen Tasche bezahlen muß. Doch bin ich sehr dankbar, daß man nie den Urlaub verweigerte und mir das Vertrauen schenkte, ich werde die bewilligte Muße gewissenhaft benutzen.

Zweiundneunzigster Brief.

Neapel, den 27sten Julius.

Ich erlebe in diesem Jahre zum ersten Male einen wahren Sommer. Denn drückend schwüle Tage, abwechselnd mit Donnerwettern und Kühlung, sind nur ein Surrogat, oder Analogon des wahren Sommers. Zu diesem gehört eine lange gleichartige Wärme, ein heller Himmel, eine bei aller Hitze leichte und athembare Luft. Ob mir die Mittage nicht zu heiß erscheinen? Allerdings; wie der Ofen welcher nachhaltig heizen soll. Soll ich mir aber dies Sonnenbad nicht verschreiben? oder es für unbequemer und gefährlicher halten, wie die so oft angepriesenen russischen Schwitzbäder? Bis jetzt bekömmt mir die Kur ganz gut, obwohl ich braun und mager zurückkommen werde, wie ein Araber. Denn der Mäßigung muß man sich allerdings gleichermaßen in geistiger und leiblicher Hinsicht ergeben, und der Magen bedarf hier mehr Zeit um Weniges, als bei uns um viel zu verdauen. Was man an Essen und Wein erspart, geht aber als Limonade und Eis wieder drauf, und das Theatergeld bekömmt der Fuhrmann. Oder soll ich mich bei Lampenlicht, wo nicht gar bei Knoblauchsgeruch einsperren, wäh-

rend Himmel, Erde und Meer draußen ganz andere Stücke aufführen? Oder aus Patriotismus mir übersetzte Kotzebuiaden, oder aus Verehrung für das Italienische, mir den trockenen Federici herdeklamiren lassen? Gestern wieder gen Nisita gefahren, den, an Schönheiten unerschöpflichen Weg. Ein Sonnenuntergang jenseit des Meerbusens von Bajä, er konnte nicht schöner, glänzender, farbenreicher seyn; und zu all den Himmelslichtern giebt dann die Erde ihre tieferen Töne, den ernsten Grundbaß an. — Ich hatte die Zeit des Umkehrens richtig berechnet und abgepaßt. Zwischen Castellamare und dem Berge S. Angelo stieg langsam majestätisch der Vollmond hervor. Nicht bloß die Lichtstrahlen schossen über das Meer herüber, sondern auch die Tonwellen der Sphärenorgel schlugen an mein Ohr, wodurch der alte Haydn dem Monde Maaß und Bahn vorzuschreiben schien.

Ich spiele Euch nur Variationen eines und desselben Themas vor; kann ich denn aber anders? Nach wenigen Wochen werde ich diesem Süden entrückt, und stecke dann eine andere Walze in meine Drehorgel. Die Dissonanzen, welche Ihr vielleicht in diesen Briefen vermißt, werdet Ihr einst, hinreichend zahlreich, in dem längeren Aufsatze über neapolitanische Verhältnisse finden.

Seit sehr vielen Jahren habe ich keine, heut aber eine möglichst kräftige Ohrfeige gegeben, nämlich einem

Jungen, welcher seine Hand in meine Rocktasche steckte. Dem Faltenwurfe nach, hatte er auf erheblichen Inhalt geschlossen; er fand aber nur einen großen Bogen Papier, — das Geld hatte der Dampfschiffer in Empfang genommen. — Vor vielen Tagen hätte ich Händel ernsterer Art bekommen können. Während ich Abends in größter Ruhe und Bescheidenheit nach Hause gehe, wenden sich plötzlich zwei Frauenzimmer gegen mich um und schreien schrecklich auf mich los. Ich verstand von ihrem neapolitanischen Prestissimo keine Sylbe; bis sich ein Mann als tertius interveniens einmischte und zu verstehen gab: er sey ein Vertheidiger der Unschuld, welche ich, Don Juan, den Jungfrauen habe rauben wollen! — Da ich nun diese Jungfrauen weder angesehen, noch angeredet hatte, also die vollkommenste Unschuld auf meiner Seite war, ließ ich mich nicht verblüffen; sondern sagte ihnen: sie wären nicht wohl gescheut und ich kein minchione; wenns ihnen gefällig sey, wollten wir uns zur Schlichtung ihrer Beschwerde auf die Polizei begeben. Noch hatte ich meine Worte nicht ganz zu Ende gesprochen, als Damen und Ritter schon nach verschiedenen Seiten verschwunden waren. Des nächsten Tages wiederfuhr Hrn. v. — etwas ganz Ähnliches, wahrscheinlich mit denselben Windbeuteln beiderlei Geschlechts.

Es ist der Polizei gelungen die liederlichen Mäd-

chen von der Straße zu verbannen. Mit desto größerer Unverschämtheit bieten die Kuppler, die ruffiani, ihre Waare aus, verkaufen das Wildpret im Sacke, und prellen so viel als möglich Käufer und Verkäufer. Diese männliche Vermittelung, welche in anderen Ländern fast ganz unbekannt ist, hat etwas ungemein Widerwärtiges und Unwürdiges, und fördert als Menschenhandel aus der zweiten Hand, die Moral noch weniger, als den guten Geschmack. Findlingshäuser, Straßenbettelei und Kuppler finden indessen gleichmäßig ihre Vertheidiger, wenigstens als die kleineren Übel. Mir umgekehrt, scheinen sie die größeren zu seyn.

Den 29sten Julius.

Gestern war ein heißer, aber dennoch angenehmer Tag. Ich fuhr nämlich früh Morgens mit dem Dampfboote la Furia nach Ischia, und Abends wieder zurück. Also den schönen neapolitanischen Meerbusen entlang, bis Nisita; dann dem Busen von Bajä vorüber, mit der Aussicht auf Puzzuoli, Monte Nuovo und Bajä; nun das Cap Misenum zur Seite lassend, zur Rhede von Procida (wo Reisende ausgesetzt und eingenommen wurden), endlich bei Casammiciola auf Ischia gelandet und hinaufgestiegen zu dem Wirthshause la Sentinella. Die Mittagsstunden waren in den Engwegen Ischias sehr heiß; doch geben viele schöne Aussich-

ten auf die sorgfältig angebaute Insel und ihre Spitze den Epomeo, oder auch auf die fernen Inseln und Küsten, eine Entschädigung. Rein erfreulich war die kühlere Rückfahrt, und ihr Schlußstück bei Mondschein. Eine Dame übernahm, für alle Anderen, die bitteren Opfer welche das Meer in der Regel fordert.

Auf der Hinfahrt hörte ich eine Frau deutsch sprechen und redete sie an. Es war eine gewaltig große Schweizerinn, welche seit Jahren in Rom ansässig, mit den Deutschen daselbst aber sehr unzufrieden war. Unter ihnen herrsche in Wahrheit nichts als Haß und Neid, und von den gerühmten Eigenschaften jenes Volkes sey nichts zu spüren.

Als die Schiffer sie, nach gewöhnlicher Weise, anfaßten und aus dem Kahne ans Land tragen wollten, schlug sie so gewaltig um sich, daß jene (so viel sie in der Art auch sonst vertragen können) fast böse wurden. Ein Esel mußte bis an den Rand der Barke geführt werden, sie drehte ihren großen Hintern auswärts und setzte sich unberührt von Männerhänden, in den Weibersattel nieder. Einige andere Damen vertrauten sich dagegen lieber den Männern, als einem Esel an; was dann malerische Gruppen anderer Art bildete.

Den 30sten Julius.

Ich beweise mir täglich: die nöthigste Eigenschaft eines Reisenden sey, nicht Alles sehen zu wollen; sonst lebt er in übertriebener Unruhe und erreicht dennoch das vorgesteckte Ziel nicht. Manchmal tritt jedoch an die Stelle dieser weisen und heiteren Resignation, eine aufgezwungene. So heut; Professor W— aus Rom, wollte mich früh um 4 Uhr abholen um nach Pompeji zu fahren. Der Fuhrmann hat ihn aber sitzen lassen, und es ist zweifelhaft ob uns morgen ein besseres Schicksal erwartet.

— — Man kann darüber streiten: was angenehmer sey, Reisepläne zu machen, oder zu reisen. Jenes vorbereitende Geschäft kostet keine Anstrengungen, kein Geld, bietet weit mehr Mannichfaltigkeit und Abwechselung u. s. w. Dagegen geben hundert Möglichkeiten, noch nicht eine Wirklichkeit. Wiederum läßt sich nicht läugnen, daß durch ernste Vorbereitungen zu einer Reise, Mancher mehr lernt, als viele Reisende die sich wirklich in den Wagen setzten, fremde Luft athmeten, fremdes Brot aßen und in fremden Betten schliefen.

— — Möget Ihr bei der churmärkischen Hitze so zufrieden seyn, als ich bei der neapolitanischen. — Sie werden (sagen Einige) in Sicilien an der Hitze sterben; Sie werden (drohen Andere) von Räubern todt geschlagen. Geschieht das erste, so ist das letzte nicht mög=

lich, und umgekehrt. Ich gehe beiden Gefahren guten Muths entgegen, und werde mich nur möglichst, vor der langsamen und langweiligen Eselreiterei im Sonnenscheine hüten. Palermo, Messina, Catanea, ein Bissel Ätna, vielleicht etwas Syracusaner: — basta per me. Ne sutor ultra crepidam, und sich Enthusiasmus für Dinge angekünstelt, welche außerhalb der eigenen Bahn liegen.

Dreiundneunzigster Brief.

Neapel, den 8ten August. (Geburtstag des Königs.)

— — Zunächst also nur ein Paar kurze Andeutungen über die Tagesgeschichte.

Den 29sten Juli führte mich Hr. T —, bei dem Erzbischofe von Seleucia Mazzetti ein, welcher an der Spitze einer Unterrichtscommission steht, und mit großem Muthe vielen Nichtsnutzigkeiten entgegengetreten ist. Sein allgemeiner Unterrichtsplan enthält viel Gutes und Wohlgemeintes; sofern er aber das Bisherige fast in allen Theilen ändern, und sich selten

ihm anschließen will, dürfte er auf unübersteigliche Hindernisse stoßen. Allmählige Entwickelung hat in der Regel weiter gebracht, als eine sogenannte totale Wiedergeburt. Auch blieb mir Manches unverständlich: daß z. B. auf den Lyceen alle eigentlichen Kenntnisse sollen erworben, das Positive aber von den Universitäten ausgeschlossen werden. Also hier keine Geschichte, sondern nur eine Art Philosophie der Geschichte u. s. w.; wobei überhaupt das bloß Allgemeine (oft nur Abstrakte) als das Höhere betrachtet wird. Doch Ihr könnt das einst in seiner Schrift, nach Belieben, selbst nachlesen.

Den 30sten auf den Studj. Die nackten Männer stehen überall zum Beschauen umher, die nackten Weiber sind in eine besondere Stube eingesperrt. Man kann hiefür allerhand scherzhafte, aber kaum einen triftigen Grund nachweisen. Auch ein entgegengesetztes Verfahren ließe sich, gleich oberflächlich, rechtfertigen. In jener Stube nun befinden sich nicht weniger als 10 Veneres, 7 à la Venus Medicis, 2 niedersitzende, und die welche sich hinten beschaut. Hieraus ergiebt sich: daß gewisse Meisterwerke unzählige Male, von geringeren Leuten nachgeahmt wurden, und es der eigentlichen Originale nur wenig gab. Jene sieben sind zum Theil häßliche Portraitstatuen von Weibern, die sich zudecken sollten, und nur eine ähnelt der capitolinischen. Die Kallipygä ist eigentlich keine Venus;

sondern ein sehr hübsches Mädchen, die sich über die Vorzüge ihrer Sitztheile freut, und nebenbei vielleicht einen Floh absuchen will.

Den 31sten mit W — und zwei Malern — nach Pompeji; wiederum ein heißer, in Hemdsärmeln und mit dem Sonnenschirme aber erträglicher und lehrreicher Tag. Von neuem versetzte ich mich in die Lebensweise jener Zeit, wo man sich wenig um die Straßen bekümmerte, und der Säulengang um einen offenen Platz wichtiger war als die Stuben. Die hier befindlichen und die in Neapel aufgestellten Malereien, sind von Einigen vielleicht überschätzt worden; gewiß befindet sich Schlechtes und Geschmackloses darunter. Dennoch legen sie Zeugniß ab für die Liebe zur Kunst, die außerordentliche Übung und die lebhafte Auffassung. In keiner neueren Landstadt würde man so viel Denkwürdiges gefunden haben, und das Gefundene darf wiederum nicht als Maaß für die antike Malerei angelegt werden. Die Maler welche in Pompeji arbeiteten, verhalten sich vielmehr zu Zeuxis und Apelles, wie Pompeji zu Athen und Korinth. — Die Mosaik, Alexander und Darius darstellend, ist gewiß einem anderen Werke nachgebildet, und wohl das Vollendetste in dieser Art; doch würde ich unverständige Kunstbetrachtungen über Einzelnes (vom Wagen oder Wagenrade an, bis zu dem Kopfe

Alexanders) anstellen, wenn diese Zeitschrift nicht aus Mangel an Absatz und Beifall eingegangen wäre.

Den 4ten August Morgens.

Die Grillen, die ich über Alter, Häßlichkeit, Anatomie gefangen haben soll, werde ich leichter los als die Flöhe. Es war jenes nur ein Abweisen des mir Fremdartigen. H — s kurze Lösung: „die Häßlichkeit sey Folge der Schuld und Bosheit", führt aber auch nicht zum Ziele, weil die Ideen des Guten und Schönen keineswegs zusammenfallen, und ich mir mit aller Tugend keine schöne Nase andrehen kann, während viele Sünderinnen in vollem Glanze dastehen, unbekümmert um alle Theorie des Sündenfalls, so gewandt sie auch in der Praxis sind. Die philosophischen Erklärungen des Häßlichen helfen kaum so weit, als die Theodiceen über das Böse. Wir begreifen es eben nicht; wir sind nicht bestimmt alle Räthsel zu lösen, oder (wie Göthe sagt) alle Nüsse zu knacken, die Gott uns hinlegt. — Für die Krüppel und die Verdammten habe ich in der Kunst nun einmal keine Vorliebe und mag sie mir nicht andrechseln. Sowie sie eben anzuschauen sind, sind sie noch häßlich und unerlöset, und unverklärt. Als bloße Folie der Schönheit brauche ich sie ebenfalls nicht, und danke Gott

daß neben der mediceischen Venus kein nacktes Scheusal steht, um irgend einen philosophischen, oder theologischen Lehrsatz zu beweisen.

Vierundneunzigster Brief.

Palermo, den 6ten August.

Den 4ten August Vormittag um 10 Uhr reisete ich von Neapel ab, kam den 5ten früh um 8 Uhr hier an und kehrte bei Hrn. Giacquieri ein. Die Fahrt war glücklich und ohne vulkanische Ausbrüche; doch befand ich mich unwohl in Folge des steten Zitterns, oder tremolo, der Marie Christine. Es greift die Nerven an, so daß ich den ganzen Tag auf dem Festlande einherging, als sey es nicht fest. Mit Tagesanbruch begab ich mich auf die Spitze des Schiffes, um die Küsten Siciliens ganz frei aus dem Meere hervortreten zu sehen. Mannichfaltige, phantastische Linien (wie die Römer sagen) der Hügel und Berge, schöne Farben; das Meiste aber ganz baumlos und kahl. Palermo in der Ebene liegend, drei Viertheil des Kreises von Bergen umgeben, ein Viertheil offen

gegen das Meer, zur Linken der Monte Pellegrino mit der Kapelle der heiligen Rosalie. Die Stadt hat nicht das Ansehn einer vorwärts schreitenden Stadt (thriving city), und außer den beiden sich kreuzenden Hauptstraßen, wenige welche eine Erwähnung verdienen. Der Spaziergang am Meere ist schön, jedoch nur einfach und unbedeutend im Vergleiche mit der Fahrt von der Chiaja nach Puzzuoli; sowie auch Pferde und Wagen den neapolitanischen nachstehen. Die hochgerühmte Flora ist ein regelmäßig angelegter, ebener, eingeschlossener Garten, mit den südlicheren Pflanzen dieser Gegend geschmückt, aber ohne Aussicht. Anstatt der Nymphen, Elfen, Dryaden u. s. w. die ich gestern Abend daselbst zu finden hoffte, wandelten nur Geistliche und Mönche in allen Farben auf und ab, schwarze, halbschwarze, gefleckte, weiße, braune. Wenn wirklich 67 Klöster in der Stadt vorhanden sind (und darunter viele Bettelklöster), so ist es natürlich daß man hier so viel Mönche sieht, als bei uns Soldaten. — Palermo hat ohne Zweifel eine schöne Lage, sie aber der von Neapel voranzustellen, scheint mir ein irriger Geschmack, oder ein übertriebener Patriotismus.

Den 7ten August.

Da Post und Briefe erst morgen abgehen, will ich noch ein Paar Worte hinzusetzen. Vorgestern, am

ersten Tage meines hiesigen Aufenthalts, lief ich mit dem (diesmal unentbehrlichen) Lohnbedienten, in heißen Stunden, durch die ganze Stadt und besuchte (wie ich schon schrieb) Abends den Spaziergang und die Flora. Dies war deßungeachtet ein ruhiger Tag, im Vergleiche mit dem gestrigen. Des Morgens um vier Uhr stand ich auf um, vor Eintritt der Hitze, mit dem sehr gefälligen preußischen Consul Hrn. W — und seinem Bruder nach einem Kapuzinerkloster S. Maria di Gesu hinauszufahren und hinaufzusteigen. Aloen, Caktus oder indische Feigen, und einige andere südliche Gewächse, die zu Wein, Ölbäumen, Orangen und Cypressen hinzutraten, erwiesen daß ich bald am Wendepunkte meiner Reise angekommen sey. Nur einige schroffe Kalksteinwände waren kahl, aber in roth und gelb schön gefärbt; der ganze übrige Abhang des Berges hingegen mit Pflanzen und Bäumen so bedeckt, daß ich von neuem in der Überzeugung bestärkt wurde: die Kahlheit der Berge sey öfter Folge der menschlichen Nachlässigkeit und Schuld, als nothwendige Folge natürlicher Mängel. Wie so oft, erwies sich auch hier Gefühl und Geschmack der Mönche, in der Wahl des Ortes für ihr Kloster. Die Aussicht war weit und schön über Palermo und Monreale, bis an den Kranz der dahinterliegenden Berge, dem Pellegrino und dem Meere. — Nach der Rückkunft von diesem Ausfluge, begann ich einen zweiten Cursus

mit dem Lohnbedienten, machte einige lehrreiche Bekanntschaften, verfehlte andere Personen und fand daß noch andere gegen 11 Uhr im Bette lagen. Ich glaubte: man stehe hier früh auf, schlafe viel am Tage, und gehe spät zu Bette. Nur das letzte ist richtig; der Tagesschlaf hingegen wenig bedeutend, und die Morgenstunde hat nichts im Munde. Auch auf den Straßen beginnt das Leben in Neapel des Morgens viel früher als hier.

Ein halb verdorbenes Freskogemälde von Monreale in einem Kloster, war von einer wunderbaren Frische und Schönheit; andere Märtyrergeschichten, die ich später von ihm sah, weit weniger anziehend und gar sehr nachgedunkelt. Fünf, sechs Kirchen, modern, bunt, der Erwähnung nicht werth. Desto eigenthümlicher die Kapelle Rogers im Schlosse, der Form nach mehr lateinisch als griechisch, in Hinsicht auf Mosaik und Styl, ganz wie S. Markus in Venedig.

Der Herzog von Serradifalco (den ich zum zweiten Male aufsuchte und der auch mich verfehlt hatte) nahm sich meiner aufs Freundlichste an. Sein Anerbieten mit mir nach Monreale hinauszufahren, mußte mir um so willkommener seyn, da er ein treffliches Werk über die dortige Kirche herausgegeben hat, mithin weit der beste Führer ist. — Die Kirche selbst ist von der größten Merkwürdigkeit, auch das Abgebrannte

meist schon hergestellt, und zwar ganz in der früheren Weise. An eine Kirche in Form des griechischen Kreuzes, schließt sich eine Art von Basilika an. Über den Säulen und Bogen, wiederum die Wände ganz mit Mosaik bedeckt, gleichwie in Venedig. Unter Anderem ist König Wilhelm dargestellt wie Christus ihn krönt; zum Zeichen daß er seine Krone nicht vom Papste empfangen habe. Ich enthalte mich weiterer Beschreibungen; Ihr werdet aus dem Werke des Herzogs von Serradifalco ersehen, wie viel am Ende des 12ten Jahrhunderts schon in künstlerischer Hinsicht in diesen Gegenden geleistet wurde.

Fünfundneunzigster Brief.

Palermo, den 8ten August.

Ich fahre in meinen einfachen Tagesberichten fort. Dem vorgestrigen Gewitter folgte (gegen die Erwartung der Palermitaner, welche ich sprach) gestern ein zweites von großer Stärke, so daß die Luft sich abkühlte, und das Thermometer heute früh um 6 Uhr nur 17° und Mittags 23° zeigte. Mehre bleiben dabei: es sey hier (mit Ausnahme der, als sehr schlimm be-

zeichneten Sciroccotage) weniger warm, als in Neapel und ich muß dies für die Tage meines Aufenthalts bestätigen. Vielleicht hat aber in Neapel ein Gewitter dieselbe Wirkung hervorgebracht; auch dürfte sich jene Behauptung für die mittlere Temperatur des ganzen Jahres schwerlich bestätigen. Überhaupt ist man hier geneigt, den Grad der örtlichen Wärme in dem Maaße geringer anzugeben, als im Norden die Kälte; weil beides, von verschiedenen Standpunkten aus, wie ein Übel betrachtet wird. Ne quid nimis!

Gestern holte mich Hr. A — G —, ein verdienter sicilischer Gelehrter ab, zunächst um mir ein Gemälde Kaiser Friedrichs II zu zeigen, welches er nach einem anderen in S. Martino befindlichen hat copiren lassen. Er hielt es für ächt, ähnlich und schön. — Ich hingegen mußte leider widersprechen; ja ich erschrak vor dem Angesichte welches mir in keiner Weise einen Mann großen Geistes und Sinnes, sondern einen plumpen Gesellen darzustellen schien. Der Wunsch etwas Ideelles, Schönes zu erblicken, konnte allerdings für sich die Ächtheit des Bildes nicht läugnen lassen. Mein Gefühl ward aber von anderen Gründen unterstützt. Erstens nämlich war das Bild schlechterdings nicht in der Weise des 13ten Jahrhunderts gemalt; auch bemerkte Hr. G —, das sogenannte Original in S. Martino, sey wahrscheinlich aus dem 17ten Jahr-

hunderte. So hätten wir also nur die Kopie einer modernen Kopie, welche nicht im Mindesten auf die Annahme und Übernahme einer älteren Form und Darstellungsweise hindeutet. Zweitens gleicht das Bild schlechterdings nicht dem der ächten Augustalen, oder meinem, nach der gleichzeitigen Bildsäule Friedrichs II in Kapua geschnittenen Ringe. Hingegen stimmen die Augustalen und der Ring in allem Wesentlichen überein und müssen, mit Verwerfung jenes Bildes, über das Angesicht Friedrichs entscheiden. —

Auch bei einem zweiten Punkte wich meine Ansicht von der G—s ab. Er behauptet: eine Klage, lamentatio, Peters von Vinea aus seinem Gefängnisse sey ächt und rühre von ihm selbst her; mir hingegen erscheint sie wie das spätere Machwerk eines Geistlichen, denn: erstens offenbart sich darin Nichts von der früheren Kraft Peters; zweitens enthält sie nichts als Redensarten, verba, praetereaque nihil, ohne die geringste Beziehung auf Thatsachen und persönliche Verhältnisse. Drittens, erscheint sie mir großentheils als eine Umschreibung und Verwässerung der bekannten Stelle im Dante, welche der spätere Verfasser, meines Erachtens, vor Augen hatte. — Zugegeben aber, diese Klage sey ächt, so lernen wir aus derselben doch gar nichts für die Geschichte.

Hr. G— führte mich jetzt zur Bibliothek, wo ich Gelegenheit hatte, die wichtige Bemerkung zu

machen: daß die Gelehrsamkeit ihre Blößen hier mehr mit Schweinsleder, bei uns mehr mit Kalbsleder zuzudecken sucht. Einige Handschriften von Gesetzen, und Chroniken besah ich mit gebührender Andacht, freute mich aber uneigennützig, daß ihr Inhalt dem Bearbeiter späterer Jahrhunderte bestimmt war, oder bereits gedruckt der Welt vorliegt. Die Bibliothek und ihre Einnahme ist zum Theil aus großmüthigen Gaben hervorgegangen. Sie scheint wohl geordnet und fleißig benutzt zu seyn. Vom Ausleihen der Bücher ist natürlich auch hier nicht die Rede.

Jetzt führte mich Hr. Abbate M — zu den, meist aus Selinus hiehergebrachten Baustücken und Bildwerken. Die letzten zeigen den Fortschritt der Entwickelung von sehr großer Rohheit, bis in die Gegend der höheren Vollendung. Neu war mir, daß den steinernen Bildsäulen der weiblichen Figuren, Gesicht, Hände und Füße von weißem Marmor angesetzt wurden. Auch hier sieht man deutlich: die Verbindung der Farben mit den Bildwerken, sey von den Alten keineswegs immer verworfen, sondern oft gebilligt und ausgeführt worden.

Nunmehr zur Universität, in deren Räumen sich eine Sammlung zum Theil werthvoller Gemälde und Gipsabgüsse befindet. Ein Lektionsverzeichniß wird nicht gedruckt (so wenig wie bei uns für die Schulen), weil der beschränkte Inhalt in der Regel ganz unver-

ändert bleibt. Vormittags werden überhaupt zwei Vorlesungen, jede zu 1 ½ Stunde, Nachmittags aber nur eine gehalten. Frühere Bemerkungen über die italienischen Universitäten will ich nicht wiederholen. Meine Begleiter erzählten mir: die theologische Fakultät (oder das Bruchstück, was man so nennen könne) sey bei der juristischen Fakultät untergesteckt. Die Gehalte der Lehrer sind, mit wenigen Ausnahmen sehr gering, meist 240 Thaler des Jahrs.

Den Mittag brachte ich gestern sehr angenehm bei dem Consul Hrn. W — zu; Abends fuhr ich zum Balle bei dem Herzoge von —. Ein Glück daß ich Schuh und Strümpfe, und was sonst zu einem Altenmannsanzuge gehört, nicht in Neapel zurückgelassen hatte. Die Einrichtung des Balles verdiente in jeder Beziehung Lob. Der innere Hof, ein großer Söller, der Hauptgang des Gartens geschmackvoll mit Lampen erleuchtet, die Säle und Stuben geräumig und ebenfalls hell mit Wachslichtern besetzt, Kunstwerke mancherlei Art hie und dort zerstreut, Überfluß an kühlenden Getränken und Eis, ein wohlbesetzter Tisch jenseit des erleuchteten Söllers, gute Musik u. s. w. Die Herren meist in schwarzen Röcken, weißen Westen und Hosen; die Damen gekleidet wie jetzt überall in Europa, ebenso Walzer und Contretänze. Einige Frauen und Mädchen recht hübsch, viele unbedeutend; der Schlag mehr kurz und stark, als lang und mager.

Auch die Herzoginn von Berry viel stärker als sonst (ich weiß nicht ob von sorrow and grief, oder aus anderen Gründen) — — —

Den 8ten August Abends.

Nachdem ich heute fleißig gearbeitet und Vorstehendes an Euch geschrieben hatte, fuhr ich mit dem Fürsten G—, — ins Narrenhaus, ins Bettlerhaus, zur Zisa dem alten Saracenenpalaste, und zu den Kaisergräbern im Dom. Sehr verschieden; jedoch trat überall die Schwäche und Vergänglichkeit des Menschlichen hervor. Unter den Porphyrsärgen ist der Friedrichs II am schönsten gearbeitet; und wiederum wie ärmlich, daß man später (der Ersparung halber) noch eine Königsleiche zu ihm hineinlegte, einen Aragonesen, um sich in engem Raume zu vertragen bis zum jüngsten Tage! Von den arabischen Grundformen und dem Schmucke der Zisa, ist fast Alles verschwunden, umgestaltet, abgefallen, abgeändert. Die Aussicht, frei nach allen Gegenden, aus dem Mittelpunkte der Ebene von Palermo, ist dagegen immer jung und schön.

Narren und Tolle finden sich hier, aus Gründen wie überall, ein Drittheil mehr Männer denn Weiber, wenig Rasende, Viele gemäßigt genug; seltener dumm gesoffen wie im Norden. Alles reinlich, ordentlich, milde, die Anstalt vom Baron Pisani verbessert,

oder eigentlich neu geschaffen. Gewalt nur im äußersten Nothfall angewandt, Geduld im höchsten Maaße; mehr Psychologie und Moral als andere Mittel, niemals Spott und erbitternde Aufregung.

Daß in Palermo die Bettelei (bis auf wenige Ausnahmen und die Bettelmönche) abgeschafft ist, verdient das größte Lob, und zeichnet die Stadt aus vor den meisten italienischen Städten. Zur Aufnahme der bettelnden Männer, Weiber, Jungen und Mädchen sind besondere Häuser gegründet, oder Abtheilungen gemacht. Ordnung, Ehrlichkeit, Reinlichkeit, Fleiß, gute Verwaltung des Geldes, werden allgemein gerühmt; und soweit sich derlei Dinge im Augenblicke übersehen, oder erschließen lassen, muß ich das Lob für das Haus der Mädchen (das ich allein sah) bestätigen. Als ich indeß einige Bedenken anderer Art erhob, sagte ein Unteraufseher (obgleich er auch in Deutschland geboren war) mir, seinem halben Landsmanne: ich verstehe gar nichts von der Sache, und werde auch nie etwas davon capiren. Ich fand es so wenig gerathen mich mit dem sehr zornigen Manne herumzuzanken, als ihm aufs Wort zu glauben. Denn es kam nicht auf örtliche Kenntnisse, sondern auf allgemeine Grundsätze an, welche in der ganzen Welt dieselben sind, z. B. ob, wenn mehr Leute in ein Haus hineingehen, als heraus, die Zahl drinnen zunimmt, oder abnimmt; ob 100 mehr ist

wie 20 oder nicht? u. s. w. Die Sache steht nämlich so: Die Bettler, oder (bleiben wir bei den Mädchen stehen) die bettelnden Mädchen werden aufgegriffen und dann großentheils in das Bettlerhaus geschickt. Haben sie keine Ältern, so lassen sie sich als Waisen, und die Anstalt als ein Waisenhaus betrachten. Auf meine weiteren Fragen ergab sich: daß in die, erst seit wenigen Jahren bestehende Anstalt, stets ungleich mehr aufgenommen, als entlassen werden, die Zahl also ununterbrochen wächst. Sehr natürlich: denn die Gründe der Aufnahme nehmen kein Ende, und für die Dauer der Anwesenheit im Hause ist gar kein Ziel, kein Termin bestimmt. Also weder eine gewisse Zeit als Strafe, noch als nothwendige Erziehungsperiode, noch ein gewisses Alter, noch die Majorennität u. dgl. Jährlich erlosen sehr Wenige ein kleines Heirathsgut, dessenthalben sie wohl aufgesucht und geheirathet werden; aber dieser und jeder sonstige Abgang ist gering gegen den Zufluß, und auf diesem Wege wird die Kinderanstalt allmählig Frauenzimmer jeden Alters, bis auf die bejahrtesten Jungfern in sich schließen.

Ich will nicht wiederholen, was sich gegen das Ausstatten der Mädchen aus öffentlichen Kassen im Allgemeinen sagen läßt; gewiß sind Ehen, die bloß um solch einer Gabe willen geschlossen werden, schlecht begründet, und eine natürliche Pflanzschule späterer Noth.

Betrachte ich die Aufnahme in ein Haus jener Art, als Strafe für die Bettelei, so muß diese Strafe Maaß und Gränze haben; betrachte ich sie als Wohlthat, so kann sie sich (wie z. B. die Waisenhäuser beweisen) ebenfalls nicht aufs ganze Leben erstrecken; am irrigsten endlich ist der Glaube: die Regierung und ein Paar wohlwollende Aufseher, könnten und müßten für Unzählige die Vormünder und Fabrikherrn seyn, weil es an Arbeit fehle. Vielmehr muß der Einzelne auf seine eigenen Füße gestellt, und ihm und den Familien das zugewiesen werden, was diese großen Erziehungskasernen, und kostspieligen Spielereien des Fabrikensystems nie ersetzen können. Ohne Beschränkung der Aufnahme, ohne bestimmtes Hinausweisen, wird sich (wie gesagt) die Zahl ungeheuer vermehren, und weil die Kosten unerschwinglich sind, die alte Bettelei in verstärktem Maaße wiederkehren. Die wohlgemeinte Anstalt verwandelt sich in eine Art Findelhaus, für Kinder größeren Alters. — So viel zur Rechtfertigung meiner Bedenken, welche (wie ich später sah) keineswegs alle Palermitaner für unsinnig erklären; Manche theilen vielmehr dieselben, ja die Stadt fängt schon an ferneren großen Zahlungen zu widersprechen. Gebe der Himmel, daß wegen Mangels einer *einzelnen* Bestimmung, der löbliche Zweck nicht verfehlt werde, und das alte Übel wiederkehre!

Sechsundneunzigster Brief.

Palermo, den 10ten August.

Gestern stand ich vor Tage auf, bestieg einen Esel welchen mir der überaus gefällige Herzog von Serradifalco gesandt hatte, und ritt die Stadt hinaus, über die Ebene, bis zu dem rasch wie eine Insel sich erhebenden Monte Pellegrino. Im Zickzack, und zum Theil auf gewölbten Unterbauen, führt der Weg hoch hinauf bis zur Kapelle der heiligen Rosalie. Hier stieg ich ab und ging auf mühseligem ungebahnten Pfade, bis zu einer Bergspitze, von wo aus man eine sehr weite Aussicht hat, über die nächsten Berge, das unten liegende Meer, die Stadt und Ebene von Palermo und die ferneren, mannichfach gestalteten Bergrücken. Die nächste Umgebung erinnerte hingegen an Radikofani; nur ist die Wüste noch größer und wilder, und um hinter den überall hervortretenden, schroffen Formen und Spitzen der Steine nicht zurückzubleiben, hat sich das Pflanzenreich jeder Hand voll Erde bemächtigt, und unzählbare (in diesem Augenblicke jedoch trockene) Disteln hervorgetrieben. In solch einer Einsamkeit liegt die Grotte, wohin sich die heilige Rosalie geflüchtet hatte.

Ich will in Palermo nicht bezweifeln, was die Palermitaner glauben. Die Mythologie vieler christlichen Heiligen ist geschichtlich nicht besser gegründet, als die Mythologie heidnischer Heroen. Anstatt aber diesmal das kalte kritische Messer anzulegen und von der Legende das Beste abzuschneiden und wegzuwerfen; drängte sich mir vielmehr der Gedanke auf: die Palermitaner zeigten hier jedenfalls ein ehrenwerthes Gefühl der Dankbarkeit und die löbliche, bei Vergötterung der eigenen Person immer seltener werdende Neigung, etwas Höheres über sich anzuerkennen. Die in Goldstoff gekleidete Heilige ist ruhend dargestellt, mit einer Hand den Kopf stützend, die andere auf der Brust liegend und Krucifix und Pilgerstab haltend. Wenn man durch das Gitter, in den tieferen halb erleuchteten Theil der Höhle hinabblickt, erkennt das Auge erst allmählig Umrisse und Ausdruck; so daß viele Umstände hinzutreten, den Eindruck zu erhöhen und eigenthümlich zu gestalten. Unwillkürlich, aber sehr bestimmt, ward ich an Guilelmo della Portas Wunderweib in der Peterskirche erinnert. Dort der höchste Glanz irdischer Schönheit, und aus der Kraft der eigenen Brust drängt sich jede Poesie kühner Leidenschaften hervor; hier sind die Formen des Gesichtes geblieben, aber an die Stelle der eigenen nach außen treibenden Kraft, ist ein höherer Frieden der Seele eingeflößt, und die Freuden und Leiden der Zeit=

lichkeit scheinen weit dahinten zu liegen, nachdem die Wiedergeburt für eine andere Welt, mild verklärend eingetreten ist.

Bei starker Hitze, ging ich den Berg zu Fuß hinab, ergötzte mich an den Aussichten, welche jede Wendung des Weges darbietet, und hatte die Absicht, nach dieser Anstrengung einige Stunden zu ruhen, oder doch meinen Gedanken bequem nachzuhängen. Ich sollte aber die kurz zugemessene Zeit gewissenhafter benutzen. Der Principe G— fuhr mit mir nach der Sternwarte, wo ich Hrn. Cacciatore kennen lernte und eine weite Aussicht auf die Stadt und Umgegend hatte. Der schön angelegte botanische Garten zeigte viel südliche Pflanzen im Freien; doch hat man für tropische Gewächse auch hier ein Treibhaus anlegen müssen.

Abends nach 10 Uhr holte mich der — zu einer glänzenden Gesellschaft beim — — ab, wo fleißig nach einem wiener Fortepiano getanzt wurde. Ich hätte glauben können, ich sey in Berlin, Wien, London u. s. w., so wenig trat irgend etwas eigenthümlich Sicilianisches hervor. Nach schönen Damen habe ich mich fleißig umgesehen; man muß hier aber suchen, um selten zu finden; während man in London (und auch bei uns) findet, ohne zu suchen. Um 1 Uhr ging ich nach Hause, um 6 Uhr stand ich auf um Euch dies Alles bei 20 Grad Wärme zu berichten.

Oft glaubt man, nach dem Sprichworte, Alles bei allen Zipfeln gefaßt zu haben, und hat doch einen übersehen, wodurch das Ganze verschüttet wird, oder zerbricht. So ist es mir mit dem Plane gegangen durch das Innere der Insel zu reisen. Zweifelhaft ward ich schon, durch die einstimmige Erklärung aller Sicilianer: es sey auf diesem Wege auch gar Nichts zu sehen; zur Entscheidung kam die Sache, durch die Bemerkung des Principe S—: ich würde aus der Marterkammer des Wagens halb todt ankommen. An die Beschaffenheit des Wagens hatte ich nun eben gar nicht ernstlich gedacht, und die Anschauung oder Beschauung ergab: es sey ein senkrecht abgeschnittener, jedoch verschlossener halber Wagen, eine Batarde mit einem Rücksitze, so daß die vier einzusperrenden Personen weder Hand noch Fuß rühren können. Einen Tag und zwei Nächte in dieser Zwangsstellung, während dieser Jahreszeit zu sitzen, wäre dann allerdings die größte Marter gewesen; — daher blieb nichts übrig, als vom Lande zum Meere seine Zuflucht zu nehmen. Heute Abend um 6 Uhr fahre ich mit dem Dampfboote Marie Christine, ab nach Messina.

Siebenundneunzigster Brief.

Messina, den 12ten August.

Das Dampfboot sollte den 10ten Punkt 6 Uhr abfahren, setzte sich aber erst um halb 8 Uhr in Bewegung. Rings um mich begann ein erschreckliches Seufzen, Stöhnen und —; dennoch blieb ich, trotz dieser Beispiele und ähnlicher Veranlassung, diesmal bei voller Gesundheit und konnte in der schönen, sternhellen, warmen Nacht lange auf dem Verdecke bleiben. Und zwar um so mehr, da ich meine Schlafstelle, unter dem Hauptzimmer in einem wahren inferno und baratro erhalten hatte. Deshalb zog ich vor mitten in dem Hauptzimmer an der Erde auf einer kleinen Matratze Platz zu nehmen. Ich schlief besser als ich erwartete, war aber mit Anbruch des Tages schon wieder auf dem Verdecke. Jenseit der liparischen Inseln, welche meist wie breitgefußte Kegel, aus dem Meere hervorragen, färbte sich die erste Morgenröthe; vor mir lag Kalabrien wie ein Nebelstreif; rechts, etwas bestimmter gezeichnet, die Nordküste Siciliens. Als wir S. Agatha nnd Cap Orlando nahten, war die Sonne zur Linken bereits emporgestiegen, und mit bloßem Auge, noch mehr aber mit meinem wiener Feldstecher zu erkennen: daß die Formen der Berge,

Thäler und Einschnitte mannichfach gestaltet sind, und keineswegs die Dürre und Kahlheit so vorherrscht wie bei Palermo. Brolo, Calava, Piatti, Melazzo, Rosacolmo, Faro, gingen in erfreulicher Weise vor mir vorüber, und die scharf abfallenden Berge Kalabriens bildeten den Hintergrund, bis wir in die Meerenge von Messina einbogen. Scylla und Charybdis zeigten eine Bewegung, welche die Mannichfaltigkeit des Farbenspiels im blauen Meere erhöhte; von Gefahr für unsere größeren Schiffe kann nicht die Rede seyn. Allmählig stieg Messina aus dem Meere empor, angelehnt an höhere Berge, mit deutlicher Aussicht auf die, hier weniger schroffe, kalabrische Küste. Ohne Zweifel von sehr seltener Schönheit; doch kann ich nicht läugnen, daß Alles was ich bis jetzt in Sicilien sah, hinter Neapel zurücksteht und nur meine Vorliebe für diese Stadt und ihre Umgebungen erhöht. Messina macht den Eindruck eines thätigen Handelsortes (wo also auch der dritte Stand das Übergewicht hat); Palermo hingegen macht den Eindruck einer ehemaligen sinkenden Residenz, wo auch der Adel zurückgeht und fast Alle (mit, oder ohne Grund) de mauvaise humeur sind. Ich weiß nicht ob es wahr ist, aber mehre Palermitaner sagten mir: etliche principi die hier spazieren fahren, wissen kaum was sie zu Mittag essen sollen; und der Schmuck welchen sie in Gesellschaften tragen, wird vorher großentheils mit Mühe auf dem

Pfandhause eingelöset. Von noch mehr Seiten wird bestätigt: daß Manche die reicher, und noch nicht in Schulden versunken sind, dennoch ihre Besitzungen kaum einmal sahen und niemals bewirthschaften. Natürlich (bemerkte ein Anderer); weil ihnen die städtischen Bequemlichkeiten mehr zusagen, als wenn sie auf ungebahnten Pfaden dorthin wallfahrten, und auf unzähligen Eseln und Mauleseln, Unentbehrliches und Entbehrliches hinschleppen sollen.

Ich bin auf dem Dampfboote mit zwei Franzosen zusammengetroffen, Hrn. Malherbe einem Naturforscher aus Metz, und einem jungen Grafen Du Prat, wohl unterrichtet und von richtigem Urtheil: das heißt zunächst nur: seine und meine Urtheile, besonders über die Reise und das Gesehene, stimmen oft überein! Mangel an Raum brachte uns beide gestern auf eine Stube, und uns drei heute Abend in einen Wagen zusammen.

Ihr werdet aus der Ferne an meinen Reiseplanen und deren Ausführung, viel auszusetzen haben; man kann hier aber nicht reisen wie man will, sondern wird gezwungen dies oder das zu ergreifen. Dies ergiebt folgendes Gespräch, mit meinem verständigen Wirthe. Wir wünschen heute Abend, oder morgen früh abzureisen. — Dies ist unmöglich, weil sie ihre Pässe (heute ist Sonntag) nicht vor morgen Mittag zurückerhalten. — Wir wünschen mit einem Fuhr=

manne nach Taormina und von da nach Catanea zu reisen. — Dies ist unmöglich, da in den nächsten sechs Tagen, der Feste von Messina halber, kein Fuhrmann zu bekommen ist. — Wir wünschen jene Reise mit Extrapost zu machen. — Dies ist unmöglich, da Sie keinen eigenen Wagen haben, die Post keinen giebt und auch in Taormina nicht anhält. — Wir wünschen mit dem Dampfboote nach Catanea zu fahren. — Dies ist unmöglich, weil das Dampfboot in Catanea nicht anlegt. — So mußten wir also sechs Tage in Messina bleiben, wo wir nur sechs Stunden zu thun haben, oder die zufällige außerordentliche Gelegenheit benutzen, daß heute Abend eine Postkutsche nach Catanea geht. Die gewöhnliche hat nur zwei Plätze; diese waren vergeben, und Beiwagen sind hier völlig unbekannt.

Mit uns ist ein 82jähriger französischer Graf nebst seiner ihn bedienenden, auch schon ehrwürdigen Kammerjungfer angekommen, ein vollständiges Bild des alten Regime. Gepudert Haar, großer Jabot, Manschetten u. s. w. und von außerordentlicher Thätigkeit und außerordentlichem Appetite. Gestern Abend hatte er sich in einen langen schönen Schlafrock eingehüllt, bekam aber, als er Ziegen auf der Straße meckern hörte, große Neigung frische Milch zu trinken. Er läuft also auf den Balkon und schreit aus vollem Halse: capre, capre! Augenblicklich zeigt sich unten

die größte Aufmerksamkeit, welche in lauten Jubel und Spaß aller Art übergeht. In seinem Eifer hatte der gute Mann die Arme ausgebreitet, der weite Schlafrock folgte diesem Beispiele, und so stand er splinterfasennackt vor dem venerabeln Straßenpublikum, — nach Ziegen schreiend!

Hiebei fällt mir eine andere Geschichte ein, die der Prinz L— v. S— nach amtlichen Nachrichten erzählte. Ein Mann elegant, aber auffallend gekleidet, mit Uhren und Uhrketten reich versehen, nimmt in Neapel ein Kabinet, zieht sich aus und badet im Meere. Unterdessen springt ein Spitzbube, der ihn bemerkt hatte, auch ins Meer, dringt unbemerkt von unten in jenes Kabinet, zieht die Kleider an, steckt Geld und Uhren ein, giebt dem Aufwärter ein ansehnliches Trinkgeld und geht ruhig seiner Wege. Der Aufwärter weiset einem Anderen jenes Kabinet an; und als dieser ins Meer hinabsteigen will, steigt der Erste herauf. Lärm, Streit in Überfluß, bis sich die Sache aufklärt, und für den Bestohlenen ein kümmerlicher Anzug zusammengesucht wird, um in seine Wohnung zurückkehren zu können.

Heute früh bin ich mit Du Prat durch alle Hauptstraßen gewandert, habe in der Kathedrale Altes und Neues in sonderbarer Mischung gesehen, und mich dann von einem hochgelegenen alten Thurme der schönen Aussicht auf Land, Stadt und Meer erfreut. Nach dem In=

neren des Landes thürmen sich Hügel und Berge, mit kleinen Zwischenabhängen, regellos übereinander; die Häuser mit lauter Ziegeldächern versehen, zeigen nichts von dem Eigenthümlichen südlicher Städte; nach dem Faro hin läuft der Boden flach und sandig aus; das calabresische Ufer ist zur Linken höher und schroffer, gegen Reggio hingegen auch abfallend, — dazwischen die Meerenge. Alles recht schön; aber, ich weiß kaum woran es liegt, — durchaus nicht der romantische, fantastische Eindruck wie in Neapel. — Wir gehen fort — da hier die Feste beginnen; ein Skandal! Aber kirchliche Feste, und militairische Feste, und sogenannte Volksfeste sind in ähnlichen Wiederholungen gleich langweilig; und 14 Tage daran geben, um 6 Festtage auszukosten, wäre mir selbst im Himmel zu viel. Fast komme ich auf die Sprünge des Holländers, den ich in Triest sah, und der davon lief wenn er Prozessionen und Feste nur nennen hörte.

So eben wurden wir auf die Polizei geschleppt. Ich habe jetzt drei Päße, einen aus Berlin für die ganze Reise, einen neapolitanischen für ganz Sicilien, und einen palermitanischen für halb Sicilien. Da weder eine Beschreibung der Person, noch eine Unterschrift beigefügt ist, auch kein Gegenschein bei Abgabe des Passes eingehändigt wird; so bleibt es eine unnütze Schererei, selbst nach der Behörde laufen zu müssen.

Achtundneunzigster Brief.

Siracusä, den 17ten August.

O dreimal gesegnetes Neapel! Nimm mich Reuigen auf in deinen Schoß! Niemals werde ich mich wieder verlocken lassen, dir untreu zu werden, und anderwärts das zu suchen, was du unendlich reicher und schöner mit vollen Händen darbietest und spendest!! — Das klingt, werdet Ihr sagen, nicht wie ein freiwilliger Hymnus; sondern wie der Stoßseufzer eines Unzufriedenen, eines Mannes out of his humour. — Dem ist allerdings so; oder: es ist wenigstens etwas an der Sache, wie die folgende Species facti näher erweisen wird. Montags den 12ten August Abends um 9 Uhr setzten wir uns in den Wagen um von Messina nach Catanea zu fahren. Der Wagen wenigstens lang genug um die Beine auszustrecken, die Pferde frisch auf, der Weg aber so, daß man von einer englischen outside in den ersten fünf Minuten herabgestürzt wäre. Selbst in der Nacht war es so hell, daß wir die hohen Felsen von Taormina und seine Lage, von unten auf deutlich erkennen konnten. Den Sonnenaufgang sahen wir von dem schön gelegenen Sciarra aus, dann ging es nach

Jaci reale; zur Seite der hohe, drohende Ätna. Siamo la dogana (und dies Wort habe ich schon unzählige Male gehört), sagte ein rothnasiger Kerl; und er bekam den regelmäßigen Zins dafür, daß er seine Pflicht nicht that. Siamo la dogana, sagten 100 Schritte davon, drei andere Kerle, und meinten jener Erste sey eigentlich nicht der zur Steuererhebung Berechtigte. Da ging mir die Geduld aus, und ich erwiederte ihnen: sie würden Nichts bekommen, möchten aber untersuchen so viel sie wollten; auch würde ich bei den Behörden nachfragen, ob ihr Benehmen rechtens sey. Sie fanden es vorzüglicher, sich unbezahlt und ohne zu visitiren, in den Schatten zurückzuziehen.

Bis Catanea strecken sich die häßlichen, verwüstenden Lavaströme. Die Stadt selbst hat breite, gerade Straßen, und der ansehnlichen Gebäude nicht wenige; doch macht das Ganze weder einen heiteren, noch glänzenden Eindruck. Es zieht sich etwas Unfertiges, Ärmliches hindurch. Laden reiht sich zwar an Laden und Werkstatt an Werkstatt; in mancher aber findet sich nur ein Schusterpfriem und für zwei Groschen Leder, und in der zweiten eine Schneidernadel und für zwei Groschen Hosenzeug. Mit einem Gewölbe in Oxfordstreet, oder Strand, kaufe ich eine ganze Straße Cataneas aus. Desto größerer Überfluß ist an Geistlichen, Mönchen, Nonnen, Klöstern, und das Läuten und Bimmeln nimmt den ganzen Tag

kein Ende. Man war mit Vorbereitungen zu dem großen Feste beschäftigt, welches auf das messinasche folgt. Uns erschienen in Erinnerung an anderwärts Gesehenes, diese Vorbereitungen nicht bedeutend, ja manches glich der Dekoration eines Provinzialtheaters.

Aus Bescheidenheit, oder Faulheit hielt ich mich auch für unfähig, oder unwürdig den Ätna zu besteigen, und war diesmal mehr auf der rechten Fährte, als in Hinsicht des Urtheils über jenes Fest. Den ersten Plan: nach Tische um 2 Uhr aufzubrechen, und zwölf Stunden lang in der Nacht auf einem Maulesel bergan zu reiten, und nächstdem noch zwei Stunden bis Sonnenaufgang zu klettern; diesen furchtbaren Plan wies ich mit größter Bestimmtheit ganz zurück. Hierauf ward zweitens vorgeschlagen: Morgens früh wegreiten, Abends in der casa dei Inglesi ankommen, schlafen, und von 3 bis halb 5 Uhr klettern. — Ich ließ mich, nach manchen Einwendungen, dennoch verführen, und den 14ten August Morgens um 5 Uhr waren wir (Du Prat, Malherbe und ich) auf Pferden und Maulthieren in Bewegung. Die sogenannte bebaute Region des Berges hatte ich mir vorgestellt, wie ein Paradies von Orangen, Feigen, Weintrauben, fantastischen Wohnungen, reizenden Mädchen u. s. w. — Nichts von dem Allem; man reitet meist zwischen Mauern aufwärts, sieht zwischendurch, bald Bäume, bald Lava, nichts Schönes, oder

Pittoreskes. Folgt die Waldregion. Herrliche Stämme uralter Eichen, aber der Kronen beraubt, und wie Weiden zu allerhand Gebrauch mißhandelt und geköpft. Hiezu kömmt daß jährlich immer mehr von diesen Zeugen alter Zeit umgehauen werden, und das eigennützige, gedankenlose Geschlecht nicht daran denkt auch nur einen Baum zu pflanzen, — so daß die obere Wüste, bald auch den mittleren Theil ganz bezwingen wird. Nach der mühseligsten Anstrengung erreichten wir die casa dei Inglesi, und es war natürlich die Frage: ob wir am anderen Morgen den Gipfel erklimmen sollten? Versteht sich — sagt Ihr von Eurem Sopha aus. Wir kamen zu einem anderen Entschlusse. Das Athemholen ward uns in dieser Höhe sehr beschwerlich, die Augen brannten, die Lippen schwollen und schmerzten, die Hände waren dunkelroth, wie viel mehr das Gesicht, und in zweien Tagen hatten wir zweimal die Verschiedenheit von 30° zu ertragen, nämlich von 5 bis 35° Reaumur.

Wir wollten schlafen: es fanden sich aber nur zwei kleine Matratzen und zwei kleine Kopfkissen für drei Personen, und statt die Kleider abzulegen, mußten wir alle Habseligkeiten übereinander ziehen um uns zu erwärmen. Mir fiel der Mittelplatz zu; in Hinsicht auf die Wärme scheinbar der beste; aber ich war so eingeklemmt daß ich weder Hand noch Fuß rühren konnte. Hiezu kam daß die beiden Matratzen und die

beiden Kopfkissen sich auseinander thaten; so daß ich (aus bloßer Betäubung zum Bewußtseyn kommend) entdeckte, ich liege auf nacktem Brete, und zwei Besen, die man zur Erhöhung des Kopfendes untergeschoben hatte, waren mein Kopfkissen. Die Zunge klebte am dürren Gaumen, und nur die letzte Freikugel gewährte einigen Trost. Freund B— gab mir nämlich, in seinem und seiner Familie Namen, eine Tüte mit berliner Zuckerkugeln auf den Weg; von denen ich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten Gebrauch machte. Die letzte Kugel hatte ich bisher sorgfältig verwahrt; glaubte aber in dieser Jammernacht, mich mit ihr trösten zu dürfen. Von Schlaf war nicht die Rede, um so weniger da die Maulthiere schrecklich trampelten. Da erschien um Mitternacht der Hauptführer und erklärte: ein Maulthier werde den Anstrengungen erliegen, mit dem zweiten müsse er hinabreiten um es durch Aderlaß zu retten und um wo möglich andere Thiere aufzutreiben.

Beim Aufstehen waren wir gerädert und einstimmig der Meinung: es sey besser von einem Vorgebirge aus den Sonnenaufgang und drei Viertel der Rundsicht zu betrachten, als beim Höherklettern, der Anstrengung zu erliegen, oder doch mehr unsere Leiden, als unsere Freuden zu erhöhen. Hiezu kam, daß die Spitze des Berges in Wolken gehüllt war und gar keine Aussicht versprach.

Übrigens bestätigte sich, was ich über derlei Landkartenaussichten schon oft, und auch Tags vorher behauptet hatte. Die vom Ätna herab mag unter allen die weiteste und merkwürdigste seyn, und man hat ganz Recht, wenn man mir einwendet: ich habe nur etwa drei Viertel der ganzen Aussicht, und den Schatten des Ätna weder in der Luft gesehen noch hingestreckt über das Land. Allein in größerer Höhe wird der Anblick noch undeutlicher, und verkürzter. Wie hinter einem Vorhange sieht man einiges Hellere, einiges Dunklere, einiges grünlich, einiges gelblich, und dann heißt es: jenes Fleckchen ist Catanea, jenes Tüpfelchen wie ein Dreier groß Siracusä u. s. w. Wie wenn man jemand schöne Frauen in solcher Entfernung zeigen, und dann verlangen wollte: man solle niederfallen und anbeten? Will der Teufel mich verführen, so muß er mir die Länder nicht aus der Vogelperspektive und wie auf der Landkarte zeigen. Daraus daß der Künstler, derlei Ansichten, oder Hinabsichten gar nicht brauchen kann, ergiebt sich schon daß es nicht die schönsten sind, und dem Ätna, dem Brocken, der Schneekuppe u. dgl. ziehe ich weit vor, den Vesuv, den Rigi, Salzburg, Edinburg, Bamberg, die Camaldoli u. s. w. Man hat dann meist Einiges über, Anderes neben, noch Anderes unter sich; oder sieht doch Zeichnung, Umriß, Farbe, Licht, Schatten, viel mannichfaltiger und schöner.

Nachdem wir also die Sonne wie eine Feuerkugel (ohne Wolkenpracht) hatten aufsteigen sehen, und Sicilien hinter dem Duft- und Nebelvorhange betrachtet war, gingen wir zur valle dei Buoi. Denkt Euch ein Schweizerthal, ausgebrannt daß kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm, kein Tropfen Wasser, kein Mensch, kein Haus, kein Thier, mehr übrig ist — und Ihr habt ein Bild jenes Thales. Ich schrieb von der Wüste Radicofani und Pellegrino; sie sind nur ein Fingerhut voll, im Vergleich mit den Massen des Ätna. Dort sieht man aber doch Felsen, Steine, Formen, Farben, Kristallisationen; aus dieser Teufelsküche geht dagegen Alles gestalt- und farblos hervor. Es ist das Chaos, aber nicht als unentwickelter Inbegriff aller Gestalten, sondern der Tod alles Lebendigen, eine widerwärtige Negation von Natur und Geist. Feueranbetende Naturforscher mögen Götzendienst treiben mit diesen feuerspeienden Bergen; mir erscheinen sie wie die podices naturae, wo sie Auswurf und Unrath los zu werden sucht. Diesen mag man untersuchen, verehren, bei sich tragen, wie den des Dalai Lama; meines Amtes ist es nicht.

Nun den Berg hinab. Ich war auf Unbequemlichkeit gefaßt, fand es aber dennoch ärger als ich dachte. Mein Pferd trat aus Lässigkeit und Ermattung alle zehn Schritte fehl, was nicht allein im höchsten Grade unangenehm, sondern auch gefährlich war.

Deshalb lief ich in der ärgsten Hitze mehre Stunden zu Fuß, und legte mich endlich ermattet unter einem Baume nieder um die Nachfolgenden zu erwarten. Hier wartete aber meiner das Schicksal, das mir und Freund H— schon einmal, für übermäßige Naturbewunderung, zu Theil ward. Wie in dem hallischen Elisium, statteten mir im sicilischen, die Ameisen ihren zahlreichen Besuch ab. Wieder zu Pferde, 35° in der Sonne (der ich ausgesetzt war) und solche Schmerzen in den Sehnen der Beine, von dem ununterbrochenen Stoßen und Schließen, daß ich hätte laut schreien mögen. Nur derjenige Theil des Leibes, der sonst am ersten bei derlei Zumuthungen rebellirt und die rothe Jakobinermütze aufsetzt, hielt sich ruhig und bewies großartige Standhaftigkeit. — Glücklicherweise hatten wir uns einen Wagen bis Nicolosi bestellt. Daß ich, nach Catanea zurückgekehrt, keine Lust fühlte Besuche abzustatten, werdet Ihr sehr natürlich finden. — Auch hatte ich nur Zeit am Tage ein Paar Stunden zu ruhen und Nachts ein Paar Stunden zu schlafen; denn um Mitternacht vom 15ten auf den 16ten August, saß ich mit Du Prat schon wieder in einer Sänfte, und war auf dem Wege gen Syracus. Solche Sänfte ist eigentlich eine kleine, schwebende Kutsche für zwei Personen, die einander gegenüber sitzen. Ein Maulthier geht vorn, eins hinten in der Gabel, ein drittes trägt das Gepäcke. Ungeheures Gebimmel

von Schellen hält die Thiere munter und im Takt; dennoch wackelt das Häuslein so stark, daß Viele seekrank werden. Wir blieben gesund und befanden uns, im Vergleich mit dem gestrigen Tage, sehr glücklich. Ohne diese Vergleichung würde uns die Schattenseite noch viel schwärzer erschienen seyn. Allerdings sieht man öfter das Meer und den Ätna, und beides sind respektable Ingredienzen für eine Landschaft; an sich aber ist diese von Catanea bis Syracus eine stein- und distelreiche Wüste, durch welche sich graue Schlangen kahler Kalkberge hindurchziehen. Eine Gegend so überaus schlecht und häßlich, daß man Geld dafür geben möchte, sie nicht zu sehen.

Sicilien mag immer Getraide, und sonst mehr als jetzt, ausgeführt haben; im Ganzen aber ist die Insel kein fruchtbares Land, wie etwa die Lombardei, Belgien, die goldene Aue u. dgl. — Unter dem Wehen des glühenden Scirocco (wir glaubten er gehöre zur Sache) zogen wir in das heutige Syracus ein, zankten uns mit dem Wirthe herum, erhielten für fünf Franken so viel zu essen, als in Paris für zwei, und wurden mit Lobreden auf Dinge unterhalten, die wir heute den 17ten August sehen sollten.

Um 5 Uhr Morgens machten wir uns unter Leitung eines Bedienten des Cavaliere Landolina auf den Weg, zu dem sich jedoch bald andere Führer gesellten, welche uns (im Solo, Duo, oder Trio) Wahrheit und

Dichtung vermischt, auftischten. Wir sahen also die Überreste des Theaters und Amphitheaters, die Wasserbehälter und das Straßenpflaster, die Steinbrüche und das Ohr des Dionysius, sowie die Stadt und Umgegend nach alten und neuen Abtheilungen. Ich will das hundertmal Beschriebene, nicht zum hundert und ersten Male beschreiben; auch ist das was man sieht eigentlich nur Anzeichen dessen, was einst war. Eine bewundernswerthe Stadt, eine unermeßliche Thätigkeit; — selbst wenn ich Manches als Übertreibung zurückstelle. Auf schmaler, kleiner Grundlage, hat Syracus verhältnißmäßig so viel gethan, als die weltbeherrschende Roma mit unendlich größeren Hülfsmitteln, und obenein unter Regierungen die schlechter waren, als die jetzige. Wer löset diese Räthsel? Es drängt sich mir der betrübende Gedanke auf: daß die Menschen auch sinken, wenn die Tempel einstürzen und die Wasserleitungen verfallen. Was größere Vorfahren bauten, kann dies Geschlecht nicht einmal aus dem Boden hervorkratzen. Seit Messina habe ich nicht eine Frau, Mädchen, oder Kind gesehen, die nur irgend hübsch zu nennen wäre; dagegen Unzählige von erschreckender Häßlichkeit. Giebt es schöne (was ich im Allgemeinen nicht läugnen kann) so ließen sie wenigstens ihr Licht nicht leuchten; und obige Bemerkung spricht nur meine unläugbare eigene Beobachtung aus.

Also, werdet Ihr fragen, hast du Sicilien unter deiner Erwartung gefunden? Das Wort Erwartung hat einen sehr unbestimmten Sinn, doch darf ich jene Frage mit Ja beantworten. Woher kommt dies, da es zunächst meinen Reisegefährten eben so ergeht? — Wir sind theils durch inwohnende Vorurtheile, theils durch Reisebeschreiber verleitet, das Entfernte und Südlichere höher zu stellen, als das Nähere und Nördlichere. So meint man denn: je weiter man in Italien hineinreise, desto mehr wachse Schönheit und Vortrefflichkeit in jeder Beziehung; und doch ließe sich, nach Maaßgabe des Standpunktes, eben so leicht das Umgekehrte behaupten. Die Brianza und der Comersee sind z. B. schöner, als das Thal von Palermo, und die Abhänge der Alpen weit schöner, als die des Ätna. Ferner stehen die sicilischen Städte, den bedeutenderen Italiens nach. Denn lassen wir auch Rom und Neapel ganz zur Seite, so ist doch Florenz ohne Vergleich reicher und anziehender als Palermo, Genua und Venedig weit eigenthümlicher als Messina —, und Turin an Glanz und Selbständigkeit Catanea ohne Zweifel sehr überlegen. Syracus reicht nicht über das erstorbene Ferrara hinaus, — und all das Italische was jetzt in bequemer Weise zugänglich ist, muß man hier mit mehr Zeit, Geld und Kraft erkaufen. Baukünstler und Mineralogen mögen mit Recht einen anderen Maaßstab anlegen; der ihrige gilt aber so wenig

für mich, als der meinige für sie. Daß im Inneren Siciliens nichts zu sehen sey, geben (wie gesagt) selbst Sicilianer zu, und daß auf der langen Südseite nur die Ruinen Leben zeigen, läugnen nicht einmal die Architekten. Sonstige Standpunkte (Staat, Verwaltung u. s. w.) hebe ich ein andermal hervor, und auch da wird sich die Rangordnung nach anderem Maaße ergeben, als dem der Breitengrade. Neapel und seine Umgebungen sind, in Hinsicht auf Natur, der Glanz- und Mittelpunkt wo sich Nördliches und Südliches zum letzten Male verträgt; ein größeres Übergewicht des letzten weiset nach dem trockenen Afrika hinüber; sowie sich nördlicher als Deutschland auch nur die Einseitigkeit einer entgegengesetzten Richtung und Entwickelung findet.

Eben komme ich aus dem hiesigen Museum. Es enthält mancherlei örtlich Wichtiges; Weniges von hohem Kunstwerthe. Die gerühmte Venus (leider ging der Kopf verloren) ist ohne Zweifel ein schönes Weib; aber doch nur ein Bild der Wirklichkeit, wie in der Natur gefunden wird, wenn man es sucht; nicht ein darüber hinausreichendes und doch auch wirkliches, daseyendes Ideal.

Sicilien ist bekanntlich eine Insel, also muß man zu Schiffe nach Italien zurückkehren. Leider ist aber das Wasserpostwesen, mittelst Dampfes, nicht so in Ordnung als es seyn könnte. Acht Tage in Messina,

oder vier Tage in Syracus auf den langsamen Veloce warten, erschien gleich langweilig; darum habe ich mit Du Prat einen dritten, wir glauben besseren, Ausweg ergriffen: wir fahren heute um 6 Uhr mit dem Veloce nach Malta, kommen den 18ten Vormittags daselbst an, sind den 21sten wieder in Syracus, den 22sten in Messina, und den 25sten (gottlob!) wieder in Neapel — fröhlichen Herzens und — sehr leichten Beutels!

Das neue Syracus, ohnehin schon eine nichts weniger als schöne, oder treibende Stadt, hat noch sehr verloren, seitdem der Sitz der Kreisregierung nach Noto verlegt, und nur ein Unterintendant daselbst geblieben ist. Diese Verlegung erfolgte zur Strafe dafür, daß zur Zeit der Cholera, ein Stellvertreter des (damals nicht vorhandenen) Intendanten und ein Polizeicommissar vom Volke außerhalb der Stadt aufgesucht und erschlagen wurden. Zweifelsohne arge, strafwürdige Verbrechen. Andererseits hatten sich die Reichen und die Beamten damals eiligst aus dem Staube gemacht, anstatt furchtlos ihre Pflicht zu erfüllen. In der aufgeregten, schrecklichen Zeit fehlte es mithin an aller Obrigkeit, das Militair sperrte sich in den Burgen ab und that Nichts zur Erhaltung der Ordnung. Kann man sich da wundern daß der, sich selbst überlassene Pöbel, in Verbrechen hineingerieth? — Vorstehendes erzählte mir ein sehr wohl unterrichteter Mann.

Neunundneunzigster Brief.

Malta (la Valette), den 19ten August.

Von dem südlichsten Wendepunkte meiner Reise, wünsche ich heute Manni herzlich Glück zum Geburtstage. —

Bei ganz ruhigem Meere begann den 17ten, Abends 6 Uhr, unsere Fahrt von Syracus nach Malta. Größer ist jene Stadt noch immer, als viele andere; aber abgesehen von geschichtlichen Erinnerungen, oder vielleicht noch mehr mit Rücksicht auf dieselben, erscheint sie leblos, eng, ärmlich, einfarbig, und wir waren zufrieden daß uns nicht oblag, daselbst lange zu verweilen. Die Sonne ging (wie gewöhnlich) wolkenlos unter, und dem helleren Golde des Himmels gegenüber, zeigte das Meer einen zweiten prachtvollen goldenen Spiegel. In dem Maaße als dieser allmählig dunkler ward, machte der Mond seine Ansprüche geltend, und tanzte gar anmuthig auf den, vom Schiffe erregten Wellen. Ich würde die warme Nacht auf dem Verdecke zugebracht haben, müßte man nicht den feuchten Niederschlag der Atmosphäre vermeiden. Morgens war das ganze Schiff naß. Beim Aufgange der Sonne erblickte ich in der Ferne Malta

und Gozzo. Wie die hoch aufgebaute Stadt aus dem Meere emporstieg, entdeckte man ihren südlicheren, halb morgenländischen Charakter. Messina, Catanea, Syracus zeigen eigentlich nichts, oder nur wenig der Art. Anblick und Eindruck war also ganz eigenthümlich und mir unbekannt, und schon dadurch der Beschluß hieher zu reisen, hinreichend belohnt. Festungswerke von größter Stärke und in ungewöhnlicher Zahl; ein, oder vielmehr fünf Häfen, alle so geschützt, so sicher und tief, daß die größte Flotte darin Platz findet. Dadurch daß England in den Besitz der Insel kam, ist sie ein Mittelpunkt des Morgenlandes und Abendlandes geworden, und der früher festgehaltene Gegensatz, in eine freundschaftliche Vermittelung umgewandelt. Betrachtet man diese langen, blonden, frischen, weitschreitenden Germanen; so erscheinen sie wie eine ganz andere, zum Herrschen bestimmte Menschenrace. Doch muß ich der Wahrheit die Ehre geben: ich sah hier auf dem Spaziergange in einer Viertelstunde, mehr schöne Frauen und Mädchen, als in ganz Sicilien. Ihre Kleidung, eine schwarze bis über den Kopf gezogene Mantilla, ist indessen nicht schön; auch muß man sich wundern daß in diesem heißen Klima jene Farbe so allein herrscht. — Selbst mir, dem Feinde der Kälte, wird hier des Guten zu viel: der gestrige Morgen begann mit 23°, und im hellen Wiederscheine der Sonne stieg das Thermometer bis 42°. — Nach-

dem ich mich im Hotel Clarence bei Madame Goubau eingerichtet hatte, erstattete ich dem Gouverneur Hrn. Bouverie einen Besuch und besah hierauf den Palast der ehemaligen Großmeister. Schöne, große Säle, einige gute Gemälde, oder Kopien guter Gemälde, so die drei Schwestern (Grazien, sagte der Führer) von Palma vecchio; eine Waffensammlung, welche bewies daß mehre Großmeister kleiner Person waren, aber sehr schwere Rüstungen tragen mußten. Vom Thurme des Palastes übersieht man die ganze Stadt, und den größten Theil der Insel. Alle Häuser mit platten Dächern, wenig Grünes (besonders in dieser Jahreszeit), die kahlen Kalkfelsen vorherrschend. Andererseits die größte Thätigkeit für den nur irgend möglichen Anbau; so daß man mir z. B. in Syracus malteser Kartoffeln vorsetzte, angeblich weil Sicilien keine guten erzeuge!?

Wo Engländer hinkommen, wird die Faulheit ausgetrieben; zugleich mit ihnen ziehen aber auch staatsrechtliche Ansichten und Parteien ein. Der gedankenlose, unthätige Gehorsam kann sich nicht als einzige Grundlage der menschlichen Geselligkeit erhalten; unter vielerlei neuen Irthümern, entwickeln sich auch neue, große Wahrheiten, und indem der Einzelne sich höher stellt, wenigstens höher strebt, bewegt sich auch das Ganze zuletzt aufwärts. Daher in Malta jetzt so viele Fragen über die Rechte der Einwohner, Städte-

ordnungen, Anstellung von Einheimischen und Fremden, Steuerbewilligungen u. s. w. Viele möchten die Engländer nur wie eine freiwillig aufgenommene Besatzung ihrer Festung betrachten; sonst aber völlige Unabhängigkeit und Selbständigkeit behaupten. England kann und wird weder Alles bewilligen, noch Alles verweigern; ohne England würde Malta in jeder Beziehung rückwärts gehen. Frankreich besitzt an Algier einen ersten Ring; ob sich jedoch viele andere (ohne die höchste Anstrengung) daran reihen werden, bleibt sehr zweifelhaft. Malta ist klein, aber sicherer; es genügt den vorgesteckten Zwecken.

Warum sind in neueren Zeiten alle abgeschlossenen aristokratischen Regierungen zu Grunde gegangen? Venedig, Genua, Lukka, Bern, Malta. Unter vielen Gründen ist wohl einer der wichtigsten: daß sie eben abgeschlossen waren, also der Beweglichkeit und Erneuung viel zu sehr entbehrten. Die Aristoi blieben deshalb nicht die Ersten und Besten: alle Vermittelung zwischen ihnen und dem Volke fehlte, und dies wuchs über sie empor, oder stellte sich ihnen doch feindlich gegenüber. Eben so wenig genügt das ganz vereinzelte Element des Monarchischen, oder Demokratischen auf die Dauer für eine höhere Entwickelung. — Schon Solon und Servius Tullius brachten durch ihre Klasseneintheilung einen frischen Strom des Lebens in das Staatsrecht, und der römische Senat er-

hielt seine Bedeutung nur dadurch so lange, daß er ihn nicht verschmähte. Ähnliches kann man vom englischen Oberhause behaupten.

Den 19ten Abends.

Ich habe die Stadt nach allen Richtungen durchwandert: sie ist regelmäßig, reinlich, voller Zeichen der Thätigkeit und eines (so scheint es) steigenden Wohlstandes. Nur die Straßenbettelei geht noch ihren italienischen Gang. Die Hauptkirche Johannis enthält allerhand Denkmale, hat aber keine Pfeiler, oder Säulen, sondern ein langes Tonnengewölbe: Alles in der Weise des gesunkenen Geschmackes. — — —

Den 20sten August.

Da die Hitze zu groß ist um (wie der Freiherr von Wolf) vernünftige Gedanken über alle und jede Dinge zu haben, will ich die aufgezwungene Muße benutzen, einige kurze Waare aufzutischen. Meine verständige Wirthinn sagt: nie habe sie in Malta einen so heißen Sommer erlebt. Deshalb halte ich auch drei Hemden in steter Bewegung. Man muß, sagen überkluge Leute, gar nicht trinken, um nicht zu schwitzen. Das ist gerade eben so klug, als wenn man vorschreibt nicht zu essen, um nicht zu verdauen. Solch Verdorren bei steigendem Durste und stetem Verluste an Feuchtigkeit hielte niemand aus; auch bedarf der Magen

steter Abkühlung wenn man nicht seekrank werden, oder sich der Gefahr von Entzündungen aussetzen will. Gegen andere böse Folgen der Hitze schützt mich vielleicht ein Ausschlag, wie Rötheln.

Die saison (schreiben zierige Berichtserstatter aus deutschen Bädern) die saison der Flöhe ist vorüber; statt dessen haben sich aber (zum Beweise der Vortrefflichkeit unseres Trinkbrunnens) mehre Cousins eingefunden, welche zwar weniger tanzen, aber mehr singen als die Flöhe. — Mathematiker könnten bemerken: die Flöhe trieben Planimetrie, die Mücken trieben Stereometrie: denn die Gränzen des Flohstiches halten sich stets in der Ebene, die Mücken hingegen erweisen die Erhebungstheorie der Berge. Der Flohstich verschwindet nach wenigen Stunden, der südliche Mückenstich erst nach vielen Tagen. So Scylla und Charybdis. — — —

Hundertster Brief.

Messina, den 22sten August.

So wäre ich denn glücklich und ohne Seekrankheit um 2½ Grad nördlicher gerückt, auch hat die Hitze ungefähr um 2½ Grad im Durchschnitt abgenommen.

Den 20sten verließen wir Malta, sahen die dürre, kahle Südwestküste Siciliens und langten den 21sten um 9 Uhr Morgens in Syracus an. Die jetzige Stadt ist aber langweilig, und beim erdrückenden Scirocco lohnte es auch nicht der Mühe ein zweites Mal, nach den geringen Überresten des Alterthums zu laufen. So schönes Brot man in Malta findet, so elendes hartes, schweres in Syracus. Der Moscato den wir uns geben ließen, war völlig untrinkbar, so sehr schmeckte er nach altem Öle. Natürlich, sagte mir jemand, da die Weinschläuche vorher eingeölt werden. Bei der Abfahrt wünschten wir uns die entferntere Bekanntschaft der weltberühmten Stadt. Von Taormina bis Messina sind die sicilischen Ufer schöner und mannichfaltiger denn zuvor; von den baum- und laub- und wasserreichen Gebirgen der Schweiz, Salzburgs und Tirols ist aber hier nichts zu finden; und die Unzahl einzelner Hügel, die neben- und übereinander hingeworfen sind, entbehren trotz scheinbarer Mannichfaltigkeit, doch eines harmonischen Zusammenhanges und übersichtlicher Schönheit.

Den 23sten August.

Wir (Du Prat, Malherbe und ich) haben uns diesmal im Hotel du Nord bei einer Hamburgerinn Mad. Müller einquartiert, und befinden uns daselbst ganz wohl. Dagegen machen die Paß- und Accise-

behörden im Neapolitanischen mehr Scherereien und Kosten, als in irgend einem Lande das ich kenne. So gingen wir gestern bald nach unserer Ankunft zur Paßbehörde, erhielten aber auf unsere Erklärung die Antwort: mit einem allgemeinen und zwei sicilianischen, in Summa mit drei Pässen versehen, könnten wir nicht das Ufer Kalabriens betreten. Die hiezu nöthige besondere Erlaubniß sey vor heute um 10 bis 11 Uhr nicht zu bekommen. So haben wir diesem Ausfluge (der Morgens um 5 Uhr beginnen sollte) entsagen müssen.

Alles in der Welt ist relativ; so auch Hitze und Kälte. In Malta stand das Thermometer in der Regel schon Morgens um 6 Uhr im Schatten auf 24°; in Syracus wehte vorgestern noch der glühende, niederdrückende Scirocco; jetzt, 6 Uhr Morgens, zeigt dagegen mein Thermometer nur 16°, was mich veranlaßt die Kleidung etwas zu verändern, um mich nicht zu erkälten. Gewiß werde ich fernerhin die italienische Wärme nicht unerträglich finden.

Hundertunderster Brief.

Neapel, den 26sten August.

Weil ich Sicilien nicht genug bewundere *), ward mir in der Nacht vom 23sten auf den 24sten vor der Abreise von Messina eine außerordentliche Ehre zu Theil, welche den Schlaf gänzlich verscheuchte. Alle Thiere des Paradieses schienen sich vereint, oder den Auftrag zu haben, mir eine großartige und mannichfache Musik zu bringen. Pferde und Maulesel schlugen mit den Beinen im Hofe den Takt. Dazu grunzten die Schweine, iaten die Esel, mauzten die Katzen, bellten die Hunde, krähten die Hähne und trompeteten die Mücken. Ich habe aus Eitelkeit keinen Musikanten genannt, der nicht da gewesen wäre; alle haben, wie man jetzt sagt, thätigst mitgewirkt und die Oper in Scene gesetzt.

---

*) „Es muß in meinen letzten sicilianischen, oder darauf folgenden neapolitanischen Briefen eine Spur sich finden, welchen unangenehmen Eindruck mir diese vergötterte Insel (Sicilien) zurückgelassen hat; ich mag durch Wiederholung auf diesem Punkte nicht lasten." Göthe an Zelter, Briefwechsel VI, 224.

Früher als nöthig, war ich aus dem Bette, zahlte den bettelnden Zollwächtern (die uns erst Abends zuvor besteuert hatten) trotz ihrer Zudringlichkeit Nichts, und forderte sie sollten durchsuchen, was sie aber weislich und bequemlich unterließen. Auf der Fahrt sah ich einen Theil der meist kahlen Küsten Kalabriens, hielt in Tropea an, und fragte wo Pizzo liege, wo Mürat erschossen ward. Da liegt der verfluchte Ort, gab der Schiffshauptmann zur Antwort. Das Wetter war so günstig daß ich auf allen Seefahrten von Neapel bis Malta und zurück, nicht den geringsten Anfall von Krankheit hatte. — Geistliche und Mönche wurden überall eingeschifft und ausgeschifft. Bald zeigte man ihnen eine Art von Achtung; bald hatte man sie zum Besten, oder gab Geschichtchen über sie zum Besten. So wird z. B. einem Kapuziner das Wunder der Speisung von 5000 Mann erklärt, und er bewundert es, verfällt jedoch darauf in Nachdenken und sagt endlich: es würde doch ein viel größeres Wunder gewesen seyn, wenn unser Herr Christus an fünf-Menschen, 5000 Brote, Fische und andere Speisen gegeben, und sie Alles mit gutem Appetite verzehrt hätten, ohne den Magen zu verderben, oder sich übel zu befinden.

Auf dem Schiffe hätte H— seiner natürlichen Abneigung gegen fremde Sprachen freien Lauf lassen

können; ich mußte nämlich deutsch, französisch, englisch und italienisch reden, so gemischt war die Gesellschaft.

Den 24sten Abends ging die Sonne sehr schön unter und gegenüber der Mond auf; den 25sten früh sah ich mit gleichem Vergnügen das Umgekehrte. Bald darauf erblickte ich den Monte S. Angelo, und die Küsten von Amalfi bis zum Cap Campanella. Zwischen Massa und dem fantastischen Capri hindurch fuhren wir in den herrlichen Busen von Neapel hinein, der meines Erachtens Alles übertrifft, was ich in Sicilien sah. Andere sind vielleicht anderer Meinung. Nachdem ich den Kampf mit den hundertarmigen Bootsleuten, Packträgern, Polizei- und Zollbeamten, Land- und Seewachen glücklich überstanden, langte ich auf S. Lucia an, bezog meine alte Stube und erfreute mich wieder an der Aussicht, den Farben des Sonnenunterganges, dem Monde, dem Sonnenaufgange. Schöne, reine Luft obenein; kein Scirocco, keine aria cattiva. — — —

Den 29sten August.

Gestern suchte ich den Justizminister Hrn. P— auf um mich für die Statistik der neapolitanischen Rechtspflege zu bedanken, welche er mir geschenkt hatte. Das dienende Volk in den Vorzimmern seines Bureaus nahm mich in der grob herablassenden Weise auf, welche Supplikanten in der Regel erfahren, und als

ich, nach Abgabe meiner Karte hineingerufen wurde, suchte ich bescheiden einen sicheren Winkel für meinen Regenschirm. Weil mich nach beendeter Audienz der Minister bis in das äußerste Vorzimmer begleitete, sprangen die dienenden Herren sämmtlich auf, stürzten wie Raubvögel auf meinen Regenschirm los und der Besitz Ergreifende überreichte ihn mir (nach des Ministers Entfernung) in höchster Demuth und mit den Worten: er küsse mir hundertmal die Hände. Seine Erwartung, ich würde mit meinen Händen dafür in den Geldbeutel greifen, schlug indeß fehl; ich sagte ihm gelassen, er möge sich nicht bemühen, und ging meiner Wege. — Den Abgaben für die Pässe kann man nicht in ähnlicher Weise entgehen, und eben so wenig den Spitzbübereien der Zöllner und Sünder. — —

Hundertundzweiter Brief.

Neapel, den 5ten Julius.

Da das Königreich Neapel und Sicilien fast niemals einen entscheidenden Einfluß auf die europäischen An=

gelegenheiten gehabt hat, so ist dessen Geschichte oft vernachlässigt, oder doch minder bekannt geworden, obgleich sie viele anziehende Eigenthümlichkeiten darbietet. Ich hege in keiner Weise die Absicht an dieser Stelle jene Lücke auszufüllen; sondern nur so viel Geschichtliches vorauszuschicken, als nöthig seyn dürfte meine Mittheilungen über die Gegenwart verständlich zu machen.

Man kann wohl behaupten: das vom Himmel so sehr begünstigte Land, habe außerordentlich viel historisches Unglück erlebt. Denn es theilt nicht nur die Unfälle welche ganz Italien betrafen; sondern hat deren außerdem noch eigene, und vielleicht die schwersten aufzuzählen. Man sollte glauben, daß es (an der südlichen Spitze Europas belegen) den Stürmen und Völkerwanderungen am wenigsten ausgesetzt gewesen wäre; und doch zeigt es, gerade umgekehrt, den größten Wechsel von Herrschern und von Völkern. Griechen, Karthager, Römer, Gothen, Longobarden, Araber, Normannen, Deutsche, Franzosen, Ungern, Spanier, Engländer, haben nacheinander und durcheinander physischen und politischen Einfluß geübt, und zur Feststellung, oder vielmehr zur Verwandlung des Nationalcharakters dergestalt beigetragen, daß man kaum weiß worauf er zu gründen und was von ihm zu verlangen sey.

Der Fall der Hohenstaufen war für Neapel und Sicilien ein großes Unglück und ein wesentlicher Rückschritt; denn im südlichen Theile Italiens standen die letzten Herrscher dieses Hauses an der Spitze einer großartigen und segensreichen Entwickelung, welche von den Anjouinern gewaltsam gehemmt, ja vernichtet ward.

Die Vereinigung Neapels und Siciliens unter den Aragonesen, führte die spanische Herrschaft mit all den unzähligen, unermeßlichen Übeln herbei, von denen ich bereits in meinem Aufsatze über die Lombardei gesprochen habe. Mithin war es ein großer Gewinn, als das Land völlig von Spanien getrennt ward und in Karl von Bourbon (1734 — 1759) einen eigenen, selbständigen König bekam. Obgleich er nicht (in der gewaltsamen Weise späterer Zeiten) Alles umstürzte, gab er doch viele neuernde Gesetze, welche insbesondere die Schwächung der geistlichen und der Feudalherrschaft bezweckten. Nach manchem Streite fand endlich am 12ten Mai 1738 die päpstliche Belehnung statt, und im Jahre 1741 kam mit Benedikt XIV ein Konkordat zu Stande, wonach die Geistlichkeit manchen Steuern unterworfen und Asylrecht sowie geistliche Gerichtsbarkeit beschränkt wurden. Weil indessen über Kirchengut, Klöster, Zahl der Priester und andere wichtige Dinge, wenig oder nichts bestimmt und vorgeschrieben war; so deutete und erklärte die

Regierung das Konkordat oft nach Belieben, ordnete die geistliche Gerichtsbarkeit, beschränkte die Zahl der Priester und Mönche, wies alle vom Könige nicht bestätigten Bullen zurück, verhinderte neue Erwerbungen der Kirchen, vernichtete alle Bannsprüche, welche über Unterthanen verhängt wurden weil sie den Befehlen der Regierung gehorchten, verbot Gründung von Kirchen und Jesuiterkollegien ohne königliche Genehmigung u. s. w. u. s. w. — Trotz des Erzählten schritt man mehr aus Bedürfniß und Instinkt, als nach festen Grundsätzen vor, und an anderen Stellen zeigte sich der König bigott und abergläubig. Obgleich das Volk in vielen Beziehungen ebenfalls höchst abergläubig war, vereitelte es doch den (selbst unter Benedikt XIV erneuten) Versuch die Inquisition einzuführen.

Auch in anderer Beziehung übte die Regierung Karls eine große und wohlgemeinte, wenn auch bisweilen irrige Thätigkeit. Er schloß z. B. viele Handelsverträge, gründete ein Handelsgericht, gab scharfe Gesetze wider die Bankerotte, stellte die Ordnung im Münzwesen her, stiftete eine Behörde für das Seewesen, schützte das Land gegen die Seeräuber, beförderte Künste und Wissenschaften, erbaute S. Carlo und Caserta, verschönerte die sogenannten Studii u. s. w. Ein neues Kataster begünstigte die höheren Stände noch immer gar sehr; doch schaffte es, ungeachtet

mancher Fehler, die größeren Übel, besonders zum Besten der niederen Klassen, hinweg.

Als König Karl im Jahre 1759 die Regierung Spaniens antrat, folgte ihm in Neapel sein achtjähriger Sohn Ferdinand IV unter Leitung eines Regentschaftsrathes, in welchem der Marchese Tanucci als die Hauptperson auftrat. Ja man kann sagen daß dieser, bis zu seiner Entlassung im Jahre 1777, eigentlich Neapel regierte; während der König nichts lernte oder arbeitete, sondern bloß aß, trank, schlief, jagte, fischte und sich am liebsten in Gesellschaft ungebildeter Menschen befand.

Anderer Art war Maria Karolina (die Tochter der Maria Theresia, die Schwester der Maria Antonia) welche im 16ten Lebensjahre (1768) den König heirathete, und bald einen bedeutenden Einfluß über ihn gewann. Ihre Schönheit, Klugheit, Entschlossenheit, Thätigkeit werden eben so gerühmt, wie ihre Herrschsucht, Härte und Grausamkeit angeklagt. Die Freuden und Leiden, die Siege und Niederlagen, den Hochmuth und die Hoheit dieses großartigen Gemüthes in einer zugleich bewunderns- und verdammungswürdigen Mischung, auf dem mitwirkenden Hintergrunde der großen Weltbegebenheiten zu zeichnen und darzustellen, ist eine würdige Aufgabe für einen Geschichtschreiber, welcher Unparteilichkeit und Theilnahme auszusöhnen versteht.

Tanuccis Thätigkeit war insbesondere der geistlichen Seite zugewandt. Er machte die Spolie und Regalie geltend, hob mehre Klöster auf, beschränkte die Zehnten und den Eintritt in den geistlichen Stand, verbot Erwerbungen zur todten Hand, Berufungen nach Rom ohne königliche Erlaubniß, und Einmischungen des Papstes in manche geistliche Angelegenheit, oder der Bischöfe in das Unterrichtswesen. Er erklärte die Ehe für einen bürgerlichen Vertrag, verjagte die Jesuiten u. s. w.

Das Finanzwesen blieb ungeordnet und für die niederen Stände sehr drückend, weil die höheren unzähliger Befreiungen genossen; das Heer ward vernachlässigt, und einzelne Besserungen z. B. bei der Rechtspflege, fanden selten den Beifall der, an das Herkommen gewöhnten, Behörden. Auch war in der That nicht Alles aus einem Stücke, sondern Gutes und Irriges, Freisinnigkeit und Tyrannei zeigten sich zu gleicher Zeit und in sonderbarer Mischung. So legte man z. B. die Kolonien von S. Leucio in der Nähe von Caserta, nach den menschenfreundlichen Grundsätzen der sogenannten Philosophen an. Alle Mitglieder der Ansiedlung sollten ganz gleich seyn und jährlich erwählte Senioren (als Ersatz der unangenehmen Obrigkeit) alle etwanige Streitigkeiten schlichten. Man entsagte jedem Aufwande, und schrieb vor: das Verdienst entscheide überall. Ferner freie Wahl der

Gatten ohne Einfluß der Ältern, kein Heirathsgut, keine Testamente u. s. w. — Sonderbar, daß in demselben Reiche und zu derselben Zeit wo man sich so rosenfarbenen Fantasien und Träumereien hingab; das Lesen der florentiner Zeitung mit sechsmonatlicher Einsperrung und das Lesen Voltaires mit dreijähriger Galeerenarbeit bestraft ward!

Seit dem Ausbruche der französischen Revolution gestaltete sich Alles ernster; es wuchsen die Hoffnungen, wie die Besorgnisse. Die zahlreichen Anhänger der neuen Lehren, erwarteten schönere Zeiten, bessere Regierungen, unermeßliche Fortschritte der Menschheit; die Regierung hingegen (und insbesondere die Königinn Maria Karolina) fürchtete den Untergang aller Ordnung und all des Guten was tausendjährige Bestrebungen gegründet hätten. Jene glaubten: geheime Verbindungen und Verschwörungen wären zu Erreichung so heilsamer Zwecke erlaubt, ja nothwendig; diese wollte mit Strenge, ja mit Härte und Ungerechtigkeit, jede Bewegung der Gemüther aufhalten und bezwingen. Unter den Freunden der Neuerungen gab es, neben den Wohlgesinnten, auch Andere welche nur durch Ehrgeiz, Geldgier und Lust am Verbrechen bestimmt wurden; unter den Vertheidigern des Vorhandenen auch solche, welche lieber zehn Unschuldige bestrafen, als einen Schuldigen durchlassen wollten. Daher Verletzung gesetzlicher Formen, lange Verhaf-

tungen ohne Untersuchung, und die Übel dennoch nur verdeckt, nicht aber geheilt, oder ausgerottet. Von äußeren Ereignissen hing der Sieg der einen, oder der anderen Partei ab.

Der Gedanke des Königs, oder der Königinn von Neapel, ein Vertheidigungsbündniß aller italienischen Staaten abzuschließen, war zeitgemäß und verständig; aber er scheiterte an der Ängstlichkeit anderer Fürsten und der Republik Venedig. Auch verlor man in Neapel selbst den Muth, als eine französische Flotte unter Latouche erschien und Neutralität verlangte und durchsetzte. Doch kam im Julius 1793 ein neuer Bund mit England zu Stande, welcher indeß zu keinen kräftigen Maaßregeln führte, da die neapolitanischen Finanzen in großer Unordnung waren, und der Hof in solcher Angst vor Verschwörungen lebte, daß man an die Stelle der verabschiedeten alten Leibwächter neue wählte, die Hausordnung änderte, die Schlafzimmer verheimlichte u. dgl.

Schon im Oktober 1796 hatte man die Fortdauer des Friedens durch harte Bedingungen und für große Summen erkaufen müssen. Noch näher rückte die Gefahr, als die Franzosen im Frühlinge 1798 den Papst verjagten, und unter dem Namen der Freiheit, die ärgste Tyrannei übten, oder auszuüben verstatteten. Im Vertrauen auf ein am 19ten Mai 1798 mit Österreich, England und Rußland geschlos-

senes Bündniß, und auf seine gerechte Sache, erklärte der König von Neapel am 22ten November 1798 den Krieg und rückte, voll der größten Hoffnungen, am 27sten in Rom ein. Aber sein zahlreicheres Heer ward von Mack schlecht geführt, und dem übermäßigen Zutrauen folgte übermäßige Furcht; so daß die Franzosen nach leichten Siegen Rom besetzten und so rasch vorrückten, daß der König am 21sten December 1798 nach Sicilien entfloh. Zur Erklärung dieser Unfälle wurden verschiedene Gründe angegeben: Mangel an Muth und Zucht, Furcht vor Verrath, Getheiltheit der Wünsche und Zwecke u. s. w. Während Einzelne sich in heldenmüthigem, vergeblichem Widerstande erschöpften, machten Andere den französischen General Championnet mit dem aufgelöseten Zustande des Landes bekannt und forderten ihn auf, seine Unternehmung zu beschleunigen. Das Volk Neapels, insbesondere die Lazaroni (politischen Hoffnungen und kriegerischen Berechnungen gleich fern) waren allein zum Widerstande entschlossen; während in den höheren Kreisen sich die verschiedensten Plane durchkreuzten, Mack den Abschied nahm und der Vicekönig Pignatelli ebenfalls entfloh. Zu dem hartnäckigen Widerstande der Lazaroni, gesellten sich Gräuel und Verbrechen vielfacher Art. Nachdem jene an 3000, und die Franzosen wenigstens 1000 Mann verloren hatten, zogen diese am 22sten Januar 1799 in Neapel ein, und

gründeten nach damaliger Weise eine parthenopeische Republik.

Der König hatte den Krieg erhoben, und ihn doch geflohen, Reichthümer aufgehäuft und mitgenommen, und Alle (ohne Leitung und genügende Vorschrift) den einheimischen Fehden und dem Schwerte der Fremden überlassen. Schon deshalb ward jetzt ein Theil des leichtbeweglichen Volkes von der Begeisterung für die neue Freiheit ergriffen: daher Absetzung aller bisherigen Obrigkeiten und Beamten, Freiheitsbäume und Fahnen, heftige Reden und wilde Tänze und religiöse Übungen, in einer unnatürlichen, aber um deswillen doppelt aufreizenden Mischung. Championnet zog mit seinen Officieren zur Kirche, um dem Blute des heiligen Januarius seine Ehrfurcht zu beweisen; und es galt für ein glückliches Anzeichen, daß dies schneller als gewöhnlich für gut fand flüssig zu werden.

In Wahrheit fehlte es der neuen Republik an allen wahren und ächten Grundlagen. Abstrakte Lehrmeinungen, ohne praktische Einsicht und Geschicklichkeit, Gerede von Freiheit und Gleichheit ohne Mittel sie der Gesammtheit begreiflich zu machen, ja ohne zu wissen worin sie beständen; ein plötzlicher, unvermittelter Übergang von unbeschränkter Alleinherrschaft, zu einer durch Eroberung herbeigeführten Republik, nirgends Wurzeln, Analogien in Charakter, Sitten und Gewohnheiten des Volkes. Desto rascher ging

man (des Aufbaues wenig gedenkend) zunächst in der Zerstörung vorwärts. So ordnete man eine neue Eintheilung des Landes und der Verwaltung, wobei man (in unwissender Eil) einen kahlen Berg zur Hauptstadt des Kreises erhob, Flüsse doppelt aufführte, Landschaften vergaß u. dgl. mehr. Leidenschaftliche Beschlüsse gegen Kirchen und Klöster, Geistliche und Adliche, halfen dem Volke unmittelbar sehr wenig, und stimmten nicht zu seinen zeitherigen Gefühlen. Doch hielten die Eiferer nicht inne, bis sie die ganze Reihe französischer Beschlüsse nachgeahmt hatten: Abschaffen der Adelsrechte und Titel, Niederwerfen königlicher Bildsäulen, Ferdinand zum Tyrannen, seine Güter für nationale erklärt u. s. w. Demokraten durchstreiften die Landschaften und suchten das ungebildete Volk für die neue Weisheit zu gewinnen, indem sie maaßlos anpriesen: religiöse Reformen, Gewissensfreiheit, bürgerliche Ehre, Aufhebung der Testamente, und unzählige andere, theils gute, theils schlechte Dinge, welche damals im Gegensatze alles Zeitherigen den Völkern aufgedrungen wurden.

Die neue Verfassung (eine Nachahmung der schlechten französischen von 1793) sollte dem Unbestimmten Haltung und ewige Dauer gewähren; und Viele, die von dem ganzen Inhalte nichts verstanden, glaubten gutmüthig an den Werth und die Wirkung der neuen Universalmedizin, für deren Anfertigung und

Vertheilung erst marktschreierische, dann verbrecherische Klubs thätig wirkten. Diese leichten und leichtsinnigen Freuden, wurden aber gar bald durch verständlichere, praktische Maaßregeln getrübt. Championnet entwaffnete aus Argwohn das Volk und verbot nächtliche Vergnügungen; er forderte (denn das unendliche Gut der neuen Freiheit sey nicht umsonst zu haben) eine Steuer von 17½ Million neapolitanischer Dukaten; er erklärte: nach Eroberungsrecht gehörten den Franzosen alle Güter des Königs, der Kirchen, der Klöster, der Orden, der Banken; ferner die königliche Porzelanmanufaktur, die Sammlungen aus Herkulanum und Pompeji u. s. w. Den Klagenden antwortete Championnet, mit klassisch barbarischer Gelehrsamkeit: vae victis!

Kein Wunder, daß sich bei solchen Verhältnissen viele Gemüther wieder dem Alten zuwandten, und die Gegenrevolution besonders in Kalabrien unter dem Kardinale Ruffo Fortschritte machte. Entscheidend aber ward sie erst durch die Unfälle der Franzosen im oberen Italien, welche im Mai 1799 die Räumung Neapels nach sich zogen. Die Hoffnung der Republikaner: es würden (nach dem Wegfallen des nachtheiligen Einflusses der Fremden) Alle sich für eine neue berichtigte Verfassung einigen, schlug ganz fehl. Unter Ruffos Augen geschahen in Neapel die größten Gräuel, und der mit den Burgbesatzungen geschlossene

Vertrag ward nicht gehalten; ein Verfahren wofür der Königinn und dem mitwirkenden Admirale Nelson, die größten und, so scheint es, gerechte Vorwürfe gemacht worden sind.

Gewiß ließ sich nicht bloß das Volk, sondern auch die Regierung zu Rachsucht und Grausamkeit verlocken. Anstatt durch Selbsterkenntniß der eigenen Gebrechen, gegen Andere duldsam zu werden und nur Wenige der Böswilligsten zu strafen, erfolgten unzählige Verhaftungen und harte Gefängnisse, inquisitorische Formen, Märtern, Versagen von Vertheidigern, Belohnen der nichtswürdigsten Gehülfen; — dies Alles hieß gerechter Eifer, für die gerechte Sache. Jeder, damals so häufige, so natürliche Irthum über politische Gegenstände, ward als das ärgste Verbrechen betrachtet, und während man für Täuschungen edler Gemüther keine Nachsicht übte, scheute man nicht den offenen Bund mit Räubern und Mördern. Fra Diavolo, Mammone der Blutsäufer, und ähnliches Gesindel wurden vom Könige und der Königinn als Freunde begrüßt und mit Titeln und Orden überhäuft. Der Oberrichter Speziale (der später in Wahnsinn verfiel) erinnert durch sein blutgieriges, bittergrausames Verfahren an den Richter Jefferies; und Feinde, Gläubiger, Nebenbuhler wußten ihren Eigennutz und ihre Rachsucht gegen die Unschuldigsten geltend zu machen. Die Gegenrevolution überbot die Revolution, und

nicht Milde und Menschlichkeit, sondern politische Gründe, machten nach der Schlacht von Marengo den Verfolgungen ein Ende.

Bei dem neuen Kriege von 1805 zeigte sich (eine Folge des Erzählten) nicht die frühere Begeisterung für die Regierung. Am 23sten Januar 1806 entfloh der König, am 11ten Februar die Königinn, am 14ten zogen die Franzosen zum zweiten Male ein in Neapel. Die Zeit der Republiken war vorbei; aus den Eroberungen sollten neue Königreiche entstehen, und Joseph Bonaparte ward unweigerlich als Herrscher anerkannt. Er besaß einige Anlagen und Kenntnisse, aber nicht den Geist und die sittliche Würde deren ein König bedarf.

Hundertunddritter Brief.

Neapel, den 6ten Julius.

Wie fand Joseph den Zustand des Reichs, und was hat er in den beiden Jahren seiner Regierung (1806—1808) gethan? Die Rechtspflege beruhte auf sehr verschiedenen Gesetzgebungen, welche mehr schie-

nen aus Zufall und Willkür, als aus Wissenschaft oder wahrem Bedürfnisse entstanden zu seyn. Von Gleichheit der Steuern und Lasten war nie die Rede gewesen, und zu der willkürlichen Vertheilung, trat oft ungeordnete Erhebung. Das Eigenthum befand sich in wenigen Händen, und meist geschlossen oder unbeweglich durch Lehns- und Kirchengesetze, Majorate, Fideicommisse u. s. w. Adel und Geistlichkeit waren reich, das Volk arm, und die Gemeineverfassung ohne Bedeutung. Es war ein Gefühl für größere Freiheit und ein Bedürfniß mancher Änderung vorhanden; aber nicht abzusehen, wie diese durch eigene Kraft und mit eigenen Mitteln zu Stande kommen sollten. Es schien ein neuer König, eine neue Regierung fast nothwendig, um durch überlegene Kraft und Größe, die einheimischen Ränke zu zerbrechen, und alle Hoffnungen und Bestrebungen für ein allgemein heilsames Ziel zu vereinigen.

Leider aber galt bloßes Nachahmen des Französischen meist für die höchste Weisheit, und Übermacht der Polizei, sowie Einfluß der Späher und Angeber gehörten so zur neuen Vaterlandsliebe und Regierungsweise, wie sich Raub- und Plünderungslust unter die Fahnen des alten Herrschergeschlechtes stellte. Deshalb sagt Colletta *) (in seiner trefflichen, von mir dankbar

---

*) Die Sicilianer klagen jedoch: Collettas Geschichte sey

benutzten Geschichte): „wir waren damals (möge unser Stolz sich dadurch nicht verletzt fühlen) nicht reif für freiere Einrichtungen. Um eines Volkes Freiheit zu gründen, dazu gehören nicht Gesetze, sondern Sitten; auch rückt die Freiheit nicht vorwärts durch Sprünge der Revolutionen, sondern durch Schritte der Bildung, und derjenige Gesetzgeber ist weise, welcher den Weg zu diesen Fortschritten bahnt; nicht aber der, welcher die bürgerliche Gesellschaft einem idealischen Gute entgegentreibt, dem die Fassungskraft der Geister, die Wünsche des Herzens und die Gewohnheiten des Lebens in keiner Weise entsprechen. Bekennen wir, daß ein Weniges den meisten Italienern geziemt und genügt: sie sind zu viel, oder nicht hinreichend gebildet, für die Unternehmungen der Freiheit."

Doch geschah damals in Neapel viel, und unter dem Vielen kann Manches als unausweichbare, nützliche Entwickelung bezeichnet werden: so die Anordnung und Vereinfachung des Finanzwesens, die Aufhebung mancher Mißbräuche des Lehnswesens, die Befreiung der Flußschiffahrt von schädlichen Banden, die Erleichterung der Gemeinheitstheilungen und An-

in Bezug auf ihr Vaterland sehr ungenau, und er habe sich als Beamter hart und grausam gezeigt. — Sollte nicht ein sehr geistreicher Florentiner G. C. an der Ausarbeitung und Darstellung wesentlich Theil genommen haben?

deres wovon später die Rede seyn wird. Mit den französischen Gesetzbüchern ward (zur Freude vieler Theoretiker und Advokaten) auch der Beredsamkeit ein freieres Feld eröffnet; für die Schulen erließ man nützliche Gesetze, leider aber fehlten die Geldmittel das Versprochene in Ausführung zu bringen. Zur Aufhebung der Klöster führte theoretische Abneigung, und noch mehr fiskalischer Eigennutz. Der Armen gedachte niemand bei diesen Veränderungen und wahrhafte Noth, wie unsittliche Gesinnung, erzeugten Grausamkeiten und Räubereien aller Art. Als Joseph nach Spanien abgerufen wurde, hatte er trotz aller Bemühungen, die Liebe seiner Unterthanen nicht gewonnen: denn manches Gesetz konnte erst später nützliche Früchte tragen, während die Mängel der Gegenwart bestimmt in die Augen fielen. Joseph, sagten seine Gegner, regierte nicht als König, sondern wie ein Feldherr seines Bruders, bereicherte Fremde auf Kosten der Einheimischen, machte theilweisen Bankerott und zugleich neue Schulden, opferte Kirchen und Klöster den Bedürfnissen des Tages, ohne der Religion und der Schulen zu gedenken, und vergaß daß der unkeusche Wandel eines Königs nicht bloß seiner Würde schadet, sondern auch verderblich in weiteren Kreisen einwirkt.

Am 15ten Julius 1808 ward Mürat zum König erklärt und zog den 6ten September in Neapel

ein. Man erwartete zwar keine väterliche, oder unabhängige Regierung, hoffte aber doch das Reich werde durch ihn größere Bedeutung, und das Volk durch die neue Verfassung nützlichen Einfluß gewinnen. Bald aber gewahrte man daß Neapel sich für französische Zwecke aufopfern sollte, und die Verfassung dem Könige ein Gräuel war. Sie kam (obgleich sie nirgends Gewalt und Einfluß verlieh) niemals zur Ausführung.

Mit seiner geist- und charaktervollen Frau gerieth Mürat in unschicklichen, mit seinem Schwager in unausweichbaren Streit, insbesondere über Geldzahlungen und Soldatenstellung.

Im Inneren wurden die Räuber durch die härtesten Mittel ausgerottet, und den Adel traf, durch strenge Anwendung der neuen Gesetze, eine solche Nemesis daß viele Familien verarmten und zu Grunde gingen, während Emporkömmlinge an ihre Stelle traten und auf Kosten des Staates bereichert wurden. Der Glanz, welchen jede Verschwendung für den Augenblick hervorruft, blieb auch hier nicht aus. Neue Ausgrabungen, wissenschaftliche Sammlungen, Sternwarten, botanische Gärten und ähnliche Dinge, bildeten die Lichtseite des Gemäldes; während der dunkele Hintergrund verdreifachte Steuern und Stillstand des Handels, mithin die Verarmung des Landes zeigte.

Gleichzeitig entwickelte sich (eine Folge wohlbe-

gründeten, oder übertriebenen Mißtrauens) ein System der Spåherei und Angeberei, welches in alle Kreise eindrang und selbst die höchsten Beamten erniedrigte.

Das neapolitanische Volk, an Wechsel gewöhnt und dessen begierig, hatte Mürat (gleichwie andere Herrscher) mit Beifall empfangen; doch kümmerte er sich wenig um diesen Beifall, und begünstigte lediglich das Heer, um sich durch dasselbe gegen innere und äußere Feinde zu erhalten.

Während der zehnjährigen Verwaltung der Franzosen (sagt ein verständiger Schriftsteller *) blühten Handel und Gewerbe nur durch die barbarische Behandlung fremder, und den ungeordneten Verbrauch einheimischer Waaren. Eine zahllose Schaar von Beamten eignete sich Millionen der laufenden Einnahmen und der neugewonnenen Staatsgüter zu. Ein Heer von 60,000 Mann (die Miliz und andere theatralisch gekleidete Personen ungerechnet); Officiere mit modisch wechselnden Uniformen und bürgerlichen Kleidungen; ein Ameisenhaufen Neuadlicher, wetteifernd mit alten Familien, welche den früheren Stolz an dem neuen Hofe nur in prächtigen und gestickten Kleidern zeigen konnten: genug, Unordnung, Thorheit und Verschwendung aller Art, wirkte zu augenblicklichem Vortheil

*) Sul cabotaggio fra le due Sicilie p. 61.

mancher Gewerbe; — nur der Ackerbau blieb, durch Unterbrechung alles Handels, in elenden Verhältnissen.

Bald gestalteten die Dinge sich ernster, und ohne den russischen Krieg wäre Mürat schon früher ganz mit Napoleon zerfallen. Des Kaisers Erklärung nach dem Rückzuge von Moskau verletzte jenen aufs tiefste, und in einem Briefe an die Königinn Karolina schrieb Napoleon: ihr Mann sey undankbar, unfähig für Politik, unwürdig seiner Verwandtschaft; er verdiene die härteste öffentliche Bestrafung.

Mürat antwortete in kühnerem Style, als Napoleon und Andere erwarteten. „Die Wunde welche Euer Majestät meiner Ehre schlugen, können Sie nicht wieder heilen. Sie haben Unrecht gethan einem alten Kriegsgefährten, der Ihnen treu war in Gefahren, kein unbedeutendes Mittel Ihrer Siege, Stütze Ihrer Größe, und Beleber Ihres Muthes als er am 18ten Brümaire dahinschwand."

„Sie sagen: wer die Ehre hat Ihrer berühmten Familie anzugehören, darf nichts thun was deren Ehre in Gefahr bringt und deren Glanz verringert. Und ich Sire, antworte Ihnen: daß Ihre Familie durch mich so viel Ehre empfangen hat, als ich durch die Heirath mit Karolinen gewann. Tausendmal sehne ich mich nach der Zeit zurück, wo ich bloßer Officier war und Vorgesetzte hatte, aber keinen Patron. Nachher bin ich König geworden; aber in dieser höchsten

Stellung von Euer Majestät tyrannisirt, und in meiner Häuslichkeit beherrscht, bedarf ich mehr als je der Unabhängigkeit, und dürste nach Freiheit. So verletzen, so opfern Sie durch Ihren Verdacht diejenigen Männer, welche Ihnen am treuesten waren, und Ihnen auf dem erstaunenswürdigen Wege zu Ihrem Glücke am Besten dienten. So ward Fouché dem Savary geopfert, Talleyrand dem Champagny, Champagny dem Bassano, Mürat dem Beauharnois, welcher in Ihren Augen das Verdienst stummen Gehorsams hat, oder ein anderes (welches Ihnen noch willkommener, weil es sklavischer ist), nämlich dem französischen Senate die Verstoßung seiner Mutter freudig angezeigt zu haben."

„Ich kann meinem Volke nicht mehr irgend eine Art von Herstellung des Handels versagen, zum Ersatz für den unermeßlichen Schaden welchen der Seekrieg diesem zugefügt hat."

„Aus Allem, was geschehen, folgt, daß das alte wechselseitige Zutrauen geändert ist. Es wird sich so gestalten wie es Ihnen gefällt; wie groß aber auch Ihr Unrecht seyn mag, bin ich noch immer Ihr Bruder und treuer Verwandter, Joachim." —

Nach langem Zweifeln schloß sich Mürat nochmals dem Kaiser an, sah ihn zuletzt in Erfurt, fand aber bei seiner Rückkehr nach Neapel (Ende 1813) gar bedenkliche Zeichen einer unsicheren, ihm feindlichen

Stimmung. Strenge und Schmeicheleien sollten abwechselnd die Carbonari schrecken, oder gewinnen, Unterhandlungen aber die fremden Mächte hinhalten. Endlich, am 14ten Januar 1814, schloß Mürat einen Waffenstillstand mit England und einen Vertrag mit Österreich, wodurch er als König von Neapel anerkannt ward. Die Kunst zu täuschen, galt ihm für höchste nothwendige Politik, und doch täuschte er niemand als sich selbst; insbesondere mit dem Traume von einer glänzenden Einheit Italiens, welche er zu begründen berufen sey.

Daher entschloß er sich nach Napoleons Flucht von Elba (26sten Februar 1815) übereilt zum Kriege, und drang mit seinem Heere vor bis zum Po. Seine Aufforderungen für die italischen Zwecke mitzuwirken, wurden mit Reden und Versen beantwortet; nirgends aber zeigte sich thätige Theilnahme und diejenige Begeisterung, welche keine Opfer scheut. So wenig hielt man den Zeitpunkt für günstig, und den König für fähig zur Lösung der vorliegenden großen Aufgaben; daß die von ihm aus österreichischer Haft befreiten Personen, vorzogen alle Gefahren zu meiden und sich ruhig nach Hause zu begeben.

Dem äußerlich so glänzenden Heere, entwich schon auf dem Rückzuge, Muth und Hoffnung; und Verrath gesellte sich zur Unordnung. Daher am 14ten Mai die Niederlage des Königs bei Tolentino und

am 22sten seine Flucht. Zwei Tage vorher machte er eine, auf den 30sten März zurückdatirte, Verfassung bekannt; als könne diese leere Form, im Todesaugenblicke auf wunderbare Weise neues Leben verleihen. In Folge des Vertrages von Casalanza zogen die Österreicher in Neapel ein; drangen aber (um die Wiederholung früherer Grausamkeiten zu verhindern) auf eine allgemeine Amnestie.

Hundertundvierter Brief.

Neapel, den 7ten Julius.

Wie fand Ferdinand bei seiner Rückkunft, Land, Volk und Stimmung? In Manchen hatte Zorn und Haß über den Druck, die Willkür, die Unsittlichkeit und Eitelkeit der Fremdenherrschaft so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie die Mängel der früheren Zeiten ganz vergaßen und eine unbedingte Herstellung des Alten wünschten und betrieben. Andere, deren Erfahrung weiter hinaufreichte, erinnerten sich besorglich all der Übel, welche man ehemals beklagte und die neu emporzuwuchern drohten. In Wahrheit hätte

die ächte Staatsweisheit eine unbedingte Beibehaltung des Neuen, und eine unbedingte Herstellung des Alten, in gleicher Weise ablehnen und verhindern müssen.

Gesetze, Sitten, Meinungen, Hoffnungen, Zwecke, hatten sich in den letzten zehn Jahren wesentlich geändert; nur die Masse des Volkes war im Ganzen auf derselben Stelle der geistigen, sittlichen und religiösen Bildung, oder Unwissenheit, stehen geblieben. Auch hatte man ihm seit Jahren so oft gesagt, es tauge Nichts; daß es fast glaubte ein Recht zu haben, diesen Ausspruch zu erweisen. Es war gewöhnt an den sträflichen Gewinn welcher aus bürgerlichen Unruhen hervorgeht, an die Plünderung der Feudalrechte, an die Bequemlichkeiten der neuen Gleichheit; und eben aus all diesen Gründen unruhig, habsüchtig, und nur durch Gewalt zu bezähmen.

Die Geistlichkeit voll Hoffnung auf Erweiterung ihrer Macht; der Adel als Körperschaft aufgelöset, und hinsichtlich seiner Interessen dem Volke näher stehend denn zuvor. Die Zucht im Heere wesentlich verringert, die Ansprüche jedes Ehrgeizigen, oder Talentvollen übermäßig gesteigert. An die Stelle ehemaliger Ehrfurcht vor der daseyenden Regierung, trat Furcht in dem Verhältnisse als sie sich mächtig zeigte, oder Anhänglichkeit in dem Maaße wie sie belohnte. Statt innerer Zuneigung, herrschte äußerliche Berechnung vor, und eher noch gehorchte man den Personen, als

den Gesetzen. Vielen galt es für Weisheit, Willkür mit Knechtssinn auszusöhnen, und nebeneinander zu üben.

Königliche, aus Messina übersandte Erklärungen vom 20sten und 24sten Mai 1815, erhöhten die Hoffnungen. Sie empfahlen Frieden, Eintracht, und versprachen Nichtgedenken des Vergangenen. Es leuchtete ein bescheidenes Bekenntniß eigener Schuld hindurch; und indem man von Grundgesetzen des Staates, von Freiheiten und förmlichen Bürgschaften derselben sprach, schien eine Verfassung dargeboten, obwohl man vermieden hatte, dieselbe zu nennen.

Die Königinn Karolina, Mürats Gemahlinn, sah aus dem Hafen welches Fest man dem Könige Ferdinand bereitete, und hörte die Lieder welche der auf Kähnen nahende Pöbel zu ihrer Verspottung absang. Dennoch glaubte Mürat neapolitanischer Anhänglichkeit vertrauen zu dürfen: er ward zum Tode verurtheilt von Leuten, denen er als König ihre Ämter gegeben hatte. Für den Augenblick war man des Revolutionirens überdrüssig und wollte nicht um eines Emporkömmlings willen, das ganze Volk in neue Gefahren stürzen.

Dieser leichte Sieg, gereichte der Regierung zum Verderben; denn sie hielt nunmehr alle Gefahren für beseitigt, zeigte immer bestimmter die Absicht auch das Heilsame der vorhergehenden zehnjährigen Regierung

aufzuheben, und ehemalige Gegner durch Anklagen, Zurücksetzungen und Strafen zu vernichten, statt sie durch ein entgegengesetztes Verfahren zu versöhnen und zu gewinnen. Nach dem Abzuge der Österreicher (1817) wurden der Regierungsfehler immer mehr, und wenn sie auch nicht solchen Umfanges und solcher Wichtigkeit waren, als in anderen deshalb revolutionirten Ländern, so schwanden doch Glauben, Liebe und Hoffnung; und edle, so wie überspannte und habsüchtige Carbonari, wirkten gleichmäßig das noch nicht fest gewurzelte Königthum zu erschüttern, und politische Formen anderer Art beliebt zu machen. Als man um diese Zeit die spanische Umwälzung in den Himmel erhob, Riego und Quiroga als Helden darstellte, wollten die neapolitanischen Carbonari nicht zurückbleiben: es kam zur Revolution von 1820.

„Man kann glauben (sagt der General Carascosa in seinen Denkwürdigkeiten), daß König Ferdinand bei der Rückkunft nach Neapel die Absicht hatte das zu halten, was er versprochen. Deshalb wurden die unter Mürat gedienten Männer anfangs mit Achtung behandelt, der Verkauf der Nationalgüter und der neue Adel bestätigt, und die Verwaltung beibehalten. Bald aber schlichen sich viele Irthümer ein. Man zog überall diejenigen Männer vor, welche den König nach Sicilien begleitet hatten, umgestaltete das Heer fünfmal binnen vier Jahren, und verzieh den Anhängern

der Bourboniden selbst arge Verbrechen. Daher große Unzufriedenheit, welche um so bedenklicher war, als zwei feindliche Eroberungen und zwei Herstellungen, die Sittlichkeit des Volks angegriffen und verderbt hatten."

Die geheimen Gesellschaften, die Calderai und die Carbonari waren, nach Maaßgabe der Standpunkte, von den verschiedenen Regierungen abwechselnd beschützt und verfolgt worden.

Als die Carbonari, diese Feinde der Fremdherrschaft, sahen daß ihre Hoffnungen in Hinsicht auf die Einführung einer Verfassung, nach Ferdinands Herstellung nicht erfüllt wurden, ordneten sie ihre fast aufgelösete Gesellschaft von neuem, und erhöhten durch Aufnahme unzähliger Mitglieder ihre Zahl und Macht dergestalt, daß sie fähig wurden alle Schritte der Regierung zu hemmen, und das Heer, besonders durch die Unterofficiere, von sich abhängig zu machen.

Am 2ten Julius 1820 proklamirte ein unbedeutender Lieutenant Morelli an der Spitze von etwa 150 Mann, eine neue, — unbekannt welche — Verfassung. Die Soldaten, welche man gegen ihn ausschickte, gingen meist zu den Neuerern über; während alle diejenigen, welche sich zeither die allein Getreuen genannt hatten, in Neapel den Muth verloren, und der gleich furchtsame König alle Gewalt seinem Sohne übertrug. Manchen mißfiel der Hergang, während

sie doch den Zweck des Aufstandes billigten, und als man rief: es lebe Gott, es lebe der König, es lebe die Verfassung! erwarteten die Meisten Erfüllung aller ihrer besonderen Hoffnungen, Ämter, Ehren, Verminderung der Steuern u. dgl.

Unterdeß Tausende der eingestellten Soldaten davongingen, eilten die Carbonari zum Revolutionsheere und erzwangen die Annahme der spanischen Verfassung, deren Inhalt man nicht kannte, und die für Neapel noch weniger paßte als für Spanien. An der Spitze der sogenannten heiligen Schaar, zog der Abt Minichini in Neapel ein, gekleidet als Priester, bewaffnet als Soldat, behangen mit allen Abzeichen und Ehrenzeichen der Logen. Ihm folgten ohne Ordnung in bunter Mischung, Geistliche, Mönche und Laien, Vornehme und Geringe, Carbonari oder Andere die jetzt dafür gelten wollten. Sobald der Zug dem königlichen Palaste sichtbar ward, befahl der Vicekönig, daß Alle das Zeichen der Carbonari anlegen sollten; wars Folge der Furcht, oder der Staatsklugheit, oder lag schon jetzt die Absicht der Täuschung zum Grunde?

Der General Pepe hielt dem Vicekönige eine feierliche Rede, und dieser antwortete: „Der König, das Volk, wir Alle sind Dank schuldig dem constitutionellen Heere und Euch seinen würdigen Häuptern. Der Thron war nicht gesichert, jetzt steht er fest ge-

gründet auf dem Willen und den Interessen des Volkes."

Nachdem auch der König am 13ten Julius die spanische Verfassung beschworen, schien das neue Glück unwandelbar begründet, und Alles sich aufzulösen in Freude und Zufriedenheit.

Das neue Parlament (im Durchschnitt zwischen 70 bis 80 Personen) nahm die spanische Verfassung zum zweiten Male fast unverändert an; Sicilien dagegen wollte sich seine Zukunft nicht von Neapel aus vorschreiben lassen. In Palermo kam es zu einem furchtbaren Aufstande, dann zu offenem Bürgerkriege zwischen den beiden Haupttheilen des Reiches. Den vom Generale Florestan Pepe mit Palermo abgeschlossenen Vertrag, verwarf das Parlament in leidenschaftlicher Parteilichkeit und schwächte die Kräfte des Reiches in einem Augenblicke, wo schon andere, nicht minder große Gefahren hereinbrachen.

Zunächst wuchs die Macht der Carbonari und ihrer Logen, über die Macht des Parlamentes hinauf. Die Besonnenen zogen sich in dem Maaße aus jenen zurück, als sich die Leidenschaftlichen und Eigennützigen vordrängten und mit heftigen Rathschlägen überboten. Statt der, anfangs noch zum Theil monarchischen Richtung, bekam die demokratische, oder vielmehr anarchische die Oberhand; welche sich weder um die vorliegenden inneren und äußeren Verhältnisse, noch

darum bekümmerte daß die anfänglichen Hoffnungen immer mehr schwanden, und einer allgemeinen Unzufriedenheit Platz machten. Unbekannte Leute ohne alles Verdienst, trachteten nach den ersten Ämtern und beriefen sich auf Massena und Hoche, wenn man ihre Fähigkeit bezweifelte. Statt in so neuen und schwierigen Verhältnissen alle Gründe des Zwistes zu vermeiden und sich um die bereits gar zu schwache Regierung zu einigen, mißhandelte man den Adel, beleidigte die Beamten in Staat und Heer, und glaubte so oberflächlich als unzeitig: Ziel und Zeichen der Freiheit bestehe in stetem Widersprechen und Opponiren.

Warnungen nicht Alles zu ändern und dadurch zu trennen und zu schwächen, Ermahnungen die Verfassung zu berichtigen und die fremden Mächte zu beruhigen, blieben ohne Erfolg. Man lebte der Überzeugung: die letzten würden sich so wenig um Neapel bekümmern, als läge es im Monde; auch zeige jede Rücksicht nur Schwäche und Sklaverei, während kühnes Vorschreiten imponire und zurückschrecke. Und diesen Glauben hegte man, während die Soldaten scharenweise nach Hause liefen, und die Zucht so ganz fehlte daß Lieutenants beschlossen ihr Oberst solle fortgejagt, oder umgebracht werden.

So standen die Sachen, als der König am sechsten December 1820 erklärte: er sey von den verbün-

deten Mächten eingeladen worden nach Laybach zu kommen, und werde aus allen Kräften dahin wirken, seinem Volke eine freie Verfassung auf folgenden Grundlagen zu verschaffen:

1) Keine bevorrechteten Stände, sondern überall persönliche Freiheit.
2) Recht der Volksrepräsentanten die Steuern zu bewilligen, den Staatshaushalt zu prüfen, und an der Gesetzgebung Theil zu nehmen.
3) Verantwortliche Minister und unabsetzbare Richter.
4) Eine feste Civilliste.
5) Preßfreiheit unter näheren, gesetzlichen Bestimmungen.
6) Keine Verfolgungen wegen des Geschehenen.

In der That enthielten diese Punkte alles Wesentliche was man hoffen und wünschen konnte; auch gewannen sie dadurch doppeltes Gewicht und Bürgschaft, daß die bestimmte Hoffnung erregt ward, die fremden Mächte würden sich damit einverstanden erklären. Dennoch verwarf das Parlament dieselben aus Hochmuth, und aus einer sinnlosen Vorliebe für die spanische Verfassung. Es vergaß daß, ungeachtet aller feierlichen Versprechungen des furchtsamen Königs, ein Krieg zur Vertheidigung dieses unpolitischen Machwerks unvermeidlich ward.

Fast alle Minister dankten ab, und es steigerte sich der Eifer im Reden und Schreiben, während man

in Wahrheit nichts that, um die nahenden Gefahren zu beschwören und zu besiegen. Das zusammengetriebene Heer war schwach, ohne Zucht und Ordnung, dem Kriege abgeneigt. Als daher Pepe am 7ten März die Österreicher übereilt und ohne irgend verständige Anordnungen bei Rieti angriff, lief seine Heeresabtheilung auseinander ohne Widerstand zu leisten, und die zweite des Generals Carascosa folgte diesem Beispiele. Die Einwohner der Abruzzen empfingen die Österreicher mit offenen Armen, und am 23sten März zogen sie ohne Widerstand in Neapel ein.

Der König, anstatt in der Schwäche und Elendigkeit seines eigenen Benehmens einen Milderungsgrund für Andere zu finden, ließ den Anklagen und Bestrafungen Unzähliger freien Lauf, und Neapel litt in kurzer Zeit unsäglich durch doppelte Tyrannei, die revolutionaire und die absolutistische. Es ist schwer über alle diese Ereignisse unbefangen zu urtheilen; gewiß muß man die Neapolitaner beklagen und anklagen. Jenes, sofern ihre Beschwerden keineswegs ohne Grund waren, aber alle förmlichen und gesetzlichen Mittel fehlten sie geltend zu machen und die Abstellung herbeizuführen. Das zwang fast zu revolutionairen Auswegen. Beklagen muß man sie ferner, daß sie (wie einst unter Mürat) für eine Sache kämpfen sollten, welche Viele für thöricht oder ungerecht hielten. So verloren sie zugleich den Ruf der

Weisheit und der Tapferkeit. — Anklagen muß man sie, daß allerdings Klugheit, Voraussicht und politische Mäßigung fehlte, welche nach so ordnungswidrigem Beginnen, doppelt zur Entschuldigung und Rechtfertigung nöthig waren. Kein Theil that das Rechte, keiner scheint durch Erfahrung belehrt zu seyn, und so wuchern die Krankheiten unter leichter Decke fort, bis zu einem nahen, oder fernen Ausbruche. Ein Neapolitaner (Colletta) urtheilt im Schmerze seines edeln Herzens strenger, als ich (ein Fremder) es wagen würde; er sagt: „frei ist in Italien der Gedanke und die Zunge, knechtisch das Herz, faul der Arm, und in jedem politischen Ereignisse nur Skandal, aber keine Kraft!" — Wahrsagend und weissagend fügt er an einer anderen Stelle hinzu: „ohnmächtig ist jede Revolution, jede Tyrannei! Nur Tugend und Bildung haben die Kraft, dauerhafte Verbesserungen herbeizuführen. Dahin also sollen Herrscher und Völker ihre Hoffnungen und ihre Thätigkeit richten!"

Hundertundfünfter Brief.

Neapel, den 8ten Julius.

So kurz und unvollständig auch der vorstehende Überblick der neapolitanischen Geschichte ist, wird er doch das Verständniß dessen erleichtern, was während der letzten 33 Jahre in Hinsicht auf die Gesetzgebung geschah. Die Richtung und der Inhalt dieser Gesetzgebung ist nach Maaßgabe der Stellung und der Gesichtspunkte verschiedener Regierungen, ebenfalls so verschieden, daß ich meine Mittheilungen danach ordnen und Alles zusammenstellen könnte, was unter Joseph, Mürat, Ferdinand u. s. w. verfügt ward. Weil jedoch dies Verfahren ein mehrmaliges Zerstückeln des Zusammengehörigen nöthig machen würde, scheint es mir besser alles ungetrennt vorzutragen was *einen Gegenstand* betrifft.

Beginnen wir mit der *Verfassung*. Joseph Bonaparte glaubte um so eher, er dürfe diesen bedenklichen Punkt ganz zur Seite lassen, da in Neapel bis dahin auch nur eine *Verwaltung* ohne eigentliche Verfassung bestanden hatte. Im Jahre 1808 hielt es indessen Napoleon für besser seinem Schwager Mürat einen Empfehlungsbrief in der Verfassung

vom 20sten Junius mitzugeben. Hundert Männer, aus Geistlichkeit, Adel, Grundbesitzern, Gelehrten und Kaufleuten erwählt, sollten die fünf Bänke des Parlaments bilden. Keine öffentliche Sitzungen, sondern geheime Berathungen und Abstimmungen; bei Strafe der Rebellion, kein Druck der Verhandlungen. Wenn der König das Parlament gehört hat, — so entscheidet Er.

Bei seinem Abgange erklärte Joseph: er müsse der grausamen Nothwendigkeit nachgeben und sich von einem Volke entfernen, welches zu lieben er so viel Grund habe. Um den Schmerz dieser Geliebten zu mildern, schrieb Mürat: „es ist unserem Gemüthe außerordentlich angenehm, daß wir erwählt sind ein mit den glücklichsten Anlagen begabtes Volk zu regieren und zur alten Glorie zurückzuführen. Die erste Pflicht, welche wir uns bei diesem Werke auflegen, ist die: bei jeder Gelegenheit unsere Dankbarkeit gegen den erhabenen Kaiser Napoleon, dem ganzen Europa zu zeigen, und unserem Volke alle die Vortheile fühlbar zu machen, welche aus der innigen Vereinigung seiner Interessen mit denen des großen französischen Reiches hervorgehen. — Die feierlich angenommene Verfassung wird die Grundlage unserer Regierung bilden. — Es ist unser Wunsch, uns binnen wenigen Wochen in eure Mitte zu begeben, mit der Königinn Karoline unserer erlauchten Gemahlinn,

mit unserem Kronprinzen Achilles Napoleon, und mit unserer kleinen Familie, welche wir gern eurer Liebe und eurer Treue anvertrauen!"

So die neumodisch-liberale und altmodisch-legitime Erklärung Mürats. Nach seiner Ankunft ergingen Verordnungen über Orden, Wappen, die königliche Geschlechtstafel und die Hofkleidungen; — in Hinsicht auf die Verfassung acceptirte er aber gern eine Erklärung des abziehenden Joseph vom 23sten Junius, worin es hieß: Bis die Epoche eingetreten seyn wird, wo die Akte der Verfassung in Aktivität treten soll (l'atto in attività) — bleibt Alles, so wie bisher!

Napoleon schwieg, und so kam weder die Verfassung von 1808, noch die zwei Tage vor Mürats Flucht bekannt gemachte, jemals zur Anwendung.

Hingegen versprach König Ferdinand bei seiner Rückkunft am 20sten Mai 1815: die persönliche und bürgerliche Freiheit wird gesichert. Das Eigenthum ist geheiligt, der Verkauf der Staatsgüter unwiderruflich. Die Auflagen werden nach den Formen bewilligt (decretate) welche die Gesetze vorschreiben werden. Im Heere behält jeder Stellung, Gehalt und Ehren; jeder Neapolitaner ist zu allen Ämtern zulässig. Der alte und neue Adel wird erhalten, die öffentliche Schuld verbürgt, und eine ganz unbedingte Amnestie (ohne alle Deutelei und ohne Ausnahmen) bewilligt.

Diese Zusicherungen wurden nur zum Theil gehalten, und von der angedeuteten Entwickelung des Staatsrechtes war gar nicht weiter die Rede. Daher großentheils die Revolution von 1820, die Annahme der spanischen Verfassung am 7ten Julius, und am 8ten die Ernennung einer Commission sie ins Italienische zu übersetzen, damit man erfahre welchen Schatz man gehoben, für welche Weisheit man sich begeistert, und welche Pflichten man beschworen habe. — Nachdem dieser Tand zerschlagen worden, ist leider nichts für das öffentliche Recht geschehen; es ist im höheren, formalen Sinne des Wortes, — in Neapel gar nicht vorhanden.

Betrachten wir jetzt die Schicksale der einzelnen Stände, zunächst der Geistlichkeit. Die Gesetzgebung Josephs und Mürats war in dieser Beziehung ganz der französischen nachgebildet. Der besondere Gerichtsstand hörte auf und dem Bischofe blieb bloß eine correktionelle Aufsicht über die Geistlichen. Ohne Pfarrei sollte niemand die Weihe erhalten, und dieselbe nicht mehr als fünfen auf 1000 Seelen ertheilt werden. Die Ländereien der Kirche wurden allen allgemeinen Gesetzen (z. B. über Grundsteuern, Gemeinheitstheilungen u. s. w.) unterworfen, wobei erheblicher Verlust nicht ausbleiben konnte *).

---

*) Einigen Steuern wurden manche Kirchengüter schon unter dem Könige Karl unterworfen.

Weit durchgreifender verfuhr man gegen Klöster und Mönchsorden. In der Einleitung zu einem Gesetze über die Aufhebung derselben von 1807 heißt es: Die Macht der Verhältnisse nöthigt jedes Volk, mehr oder weniger langsam der Bewegung zu folgen, welche der Geist jedem Jahrhunderte einprägt. Die religiösen Orden, welche in Zeiten der Barbarei so viel Dienste leisteten, sind eben durch den Erfolg ihrer eigenen Bemühungen minder nützlich geworden. Unsere Religion, jetzt glorreich und triumphirend, ist nicht mehr genöthigt vor Verfolgungen zu der Gastfreiheit der Klöster ihre Zuflucht zu nehmen; auch in dem Inneren der Familien sind Altäre errichtet, und die Weltgeistlichkeit entspricht unserem Vertrauen und dem unserer Völker. Allgemein verbreitete Liebe der Künste und Wissenschaften, der Geist des Krieges, des Handels, der Kolonien, haben alle Regierungen Europas gezwungen auf diese wichtigen Gegenstände hinzulenken den Geist, die Thätigkeit und die Hülfsmittel ihrer Völker. Weil wir dennoch (so heißt es nach allerhand anderem Lobe) die Klöster und Mönche mit Gerechtigkeit und Wohlwollen behandeln wollen; so werden jene aufgehoben, ihre Güter zum Besten der Staatsgläubiger verkauft und jedem Mönche ein Jahrgeld von 200, jedem Conversen von 60 Thalern (neapolitanischen Dukaten) zugebilligt. — An 250 Klöster nahmen auf diese Weise ein Ende. Nur einige Hospize,

sowie die Archive von Montecassino, Montevergine und la Cava wurden erhalten; die Bettelmönche, an denen nichts zu gewinnen war, blieben in ihren zeitherigen Verhältnissen.

In einem späteren Gesetze vom Jahre 1809 heißt es: die Macht der Verhältnisse gebiete unbedingt die Aufhebung aller Klöster ohne Ausnahme. Um jedoch das Schicksal der Betroffenen so viel als möglich zu verbessern, solle jeder zum Priester Geweihete jährlich 96 Thaler, jeder Andere 48 Thaler erhalten, und die Jahrgelder für die Mitglieder bereits aufgehobener Klöster um ein Fünftel verringert werden. Später erhielt der Professe jährlich 120, der Converse 60, die Nonnen 9, die Converse 4½ Thaler *).

So gewiß in das kirchliche und klösterliche Eigenthum rücksichtslos hineingegriffen und dasselbe oft für tadelnswerthe Zwecke vergeudet ward, so gewiß die Maaßregeln noch obenein durch Spott verbittert wurden; hatte doch andererseits die Überzahl der Mönche und Nonnen für den Anbau des Landes und die Fortschritte des Volkes sehr nachtheilige Folgen gehabt, so daß mittelbar aus den Neuerungen auch heilsame Früchte erwuchsen. Seit dem Jahre 1820 bewegt sich dagegen Alles wiederum in der früheren, entgegengesetzten Richtung. Viele Klöster und kirchliche Stif-

*) Bianchini III, 476.

tungen sind hergestellt, viele neue geistliche Genossenschaften gegründet, unzählige Schenkungen und Vermächtnisse gemacht, die Jesuiten aufgenommen und begabt, und dies Alles von der Regierung geleitet und bezahlt, oder doch bestätigt worden; — bis vielleicht aus neu gewonnener Macht, auch Herrschsucht und Übermuth der Geistlichen hervorgehen, welches dann nochmals gewaltsame Gegenwirkungen herbeiführen dürfte.

Vor der Hand ist, zur Anordnung aller kirchlichen Verhältnisse, am 21sten März 1818 ein Konkordat mit dem päpstlichen Hofe abgeschlossen worden, im Wesentlichen folgendes Inhaltes: die katholische Religion ist die alleinige des Reiches; deshalb muß der Unterricht in allen Universitäten, Gymnasien, öffentlichen und Privatschulen in Jeglichem ihren Lehren gemäß seyn. Jenseit des Pharus werden alle Erzbisthümer und Bisthümer erhalten; diesseit desselben aber neu abgegränzt. Kein Bischof soll unter 3,000 Dukati (Thaler) jährliche feste Einnahme beziehen; kein Stiftsherr unter 500; ein Pfarrer in Städten über 5,000 Einwohner wenigstens 200, zwischen 2 bis 5,000 Einwohner wenigstens 150, in Orten unter 2,000 wenigstens 100 Thaler.

Konsistoriale Abteien, welche nicht zum königlichen Patronate gehören, besetzt der Papst. Zu einfachen Pfründen (benfizj semplici di libera collazione, con fon-

dazione ed erezione in titolo ecclesiastico) ernennt während sechs Monaten der Papst, während der sechs anderen Monate die Bischöfe. Dasselbe gilt von den Kanonikaten; doch müssen alle Ernannten, Unterthanen des Königs seyn. Der Papst bewilligt den Bischöfen das Recht, die Pfarreien mit geprüften und gebilligten Personen zu besetzen. Steht das Patronat dem Könige, oder einem Laien zu, so führt der Bischof den Vorgeschlagenen ein, vorausgesetzt daß er tauglich befunden worden.

Noch nicht verkaufte Güter der Kirche werden ihr zurückgegeben und durch vier Personen verwaltet, von denen der König zwei und der Papst zwei ernennt. Dieser bestätigt den Besitz bereits verkaufter Kirchengüter. Die Klöster stellt man so weit wieder her, als es die vorhandenen Mittel irgend gestatten. Noch nicht veräußerte Güter werden unter die wiederum zu eröffnenden Klöster vertheilt, ohne alle Rücksicht auf frühere Titel des Eigenthums. Nicht hergestellte Mönche behalten ihre Jahrgelder. Die Kirche hat das Recht neue Besitzungen zu erwerben, und ohne Zustimmung des heiligen Stuhles findet keine Aufhebung einer geistlichen Stiftung statt. Dem Papste steht das Recht zu jährlich 12,000 Dukaten in Pfründen, an Unterthanen des Kirchenstaates zu vergeben.

Geistliche Rechtssachen, besonders Ehesachen, gehören vor die geistlichen Gerichte. Die Erzbischöfe

und Bischöfe üben die kirchliche Censur über Geistliche und Laien, nach den Vorschriften der tridenter Kirchenversammlung. Jenen steht frei mit Geistlichkeit und Volk in Verbindung zu treten (comunicare) und über geistliche Dinge Anweisungen und Befehle zu erlassen. Den Bischöfen, Geistlichen und dem Volke ist durchaus verstattet sich über kirchliche Gegenstände an den heiligen Stuhl zu wenden und mit demselben zu verkehren; folglich sind die Gesetze, Dekrete und Circularien des liceat scrivere widerrufen.

Jedesmal wenn die Erzbischöfe und Bischöfe finden, daß im Inlande gedruckte, oder vom Auslande eingeführte Bücher, etwas gegen die Lehren der Kirche, oder die guten Sitten enthalten, wird die Regierung deren Verkauf untersagen.

Der heilige Stuhl bewilligt dem Könige die Erlaubniß (accorda l'indulto), würdige Personen zu Erzbischöfen und Bischöfen zu ernennen. Bevor sie jedoch nicht in der zeither gebräuchlichen Weise kanonisch eingeführt sind, sollen sie sich mit der Verwaltung nicht befassen, und jene Einführung hängt von der Bestätigung des Papstes ab. Am 20sten Julius wurden die, früher aufgehobenen, geistlichen und weltlichen Patronatsrechte wieder hergestellt.

Man kann nicht sagen daß obige feste Einnahmen der Geistlichen (wenn anders ihre Zahl nothwendig und keine andere Dotation vorhanden ist) zu hoch angesetzt sind;

auch erscheinen viele andere Bestimmungen des Konkordats den Ansichten der katholischen Welt ganz angemessen. Doch würde das 18te Jahrhundert dem Papste schwerlich so viel bewilligt haben als das 19te; und es bleibt sehr zweifelhaft ob das Recht die Bischöfe unter so erschwerenden Bedingungen zu ernennen, den Staat und den König immer genügend gegen hierarchische Übergriffe schützen wird. Wenigstens klagen Manche schon jetzt über die, oft von Geistlichen ausgehende, harte Beschränkung der Literatur und Wissenschaft; während Andere behaupten der römische Hof habe öfter zur Ermäßigung der heftigen Leidenschaften gewirkt, und Laien wie Geistliche in Ordnung erhalten. Gewiß leidet die neapolitanische Regierung keine Bekanntmachung und Anwendung päpstlicher Verfügungen ohne ihre Zustimmung, und behandelt (trotz des Konkordats) die Angelegenheiten der Bischöfe und Geistlichen in einer so festen, ja bisweilen harten Weise, daß es der römische Hof von einem protestantischen Herrscher schwerlich ungerügt dulden würde.

Um zu verstehen was in neueren Zeiten für, oder vielmehr gegen Adel und Lehnswesen geschehen ist, muß man die Mängel des Früheren stets im Auge behalten. So sagt ein unterrichteter und verständiger Schriftsteller Afan de Rivera: „seit den Anjouinern lastete der Druck des Fiskus und der Lehnsbarone auf dem Lande. Alle Hauptsteuern wurden dem niederen

Volke aufgelegt, während Adel und Geistlichkeit meist frei blieben. Hiezu kam, unter den spanischen Habsburgern, eine elende, drückende Verwaltung, Gelderpressungen lediglich fürs Ausland, übertriebene Aushebung von Soldaten, thörichte Monopole der Regierung, Anfälle und Plünderung der Saracenen, Pest und böse Seuchen u. s. w.! Daher Armuth, Ehelosigkeit, Unthätigkeit, Auswanderungen. Das Volk, heruntergebracht durch so viel Unglück und Ungerechtigkeit, verfiel in eine Art von Stumpfsinn, aus welchem zu erwecken, keinem Vicekönig jemals einfiel. Es durfte nicht Brot backen in seinen Backöfen, nicht mahlen in seinen Mühlen, nicht Oliven pressen auf eigenen Pressen, weil Verjährung, Gewohnheit, oder Vorrechte entgegenständen!"

Die Gewalt hatte das angebliche Recht erzeugt und herbeigeführt, und um weniger Hochbegünstigten willen ging die ganze bürgerliche Gesellschaft täglich mehr zurück, bis Karl III hemmend dazwischen trat. Er mußte jedoch (durch Vorsicht und Widerspruch bestimmt) auf halbem Wege stehen bleiben; und erst im 19ten Jahrhunderte erlag das Lehnswesen in allen seinen Theilen, den gesteigerten Bedürfnissen und Wünschen der Zeit. Ein Gesetz Josephs vom Jahre 1806 bestimmt: das Lehnswesen und alle Lehnsgerichtsbarkeit ist aufgehoben; alle Städte, Ortschaften, Burgen u. s. w. werden den allgemeinen Landesgesetzen unter-

worfen. Doch können die Adlichen, Stand und Titel auf ihre Nachkommen in Ordnung der Erstgeburt vererben. Alle Lehnsabgaben an den Fiskus hören auf, und die Lehngüter werden den Landessteuern unterworfen. Ohne Entschädigung nehmen ein Ende alle Lasten, Dienste und Leistungen persönlicher Art, welche die Lehnsbesitzer unter irgend einem Namen, oder Rechtstitel von Gemeinen, oder Einzelnen zu erheben und beizutreiben pflegen. Desgleichen nehmen ohne Entschädigung ein Ende, alle verbietenden Rechte (Monopole), sofern sie nicht durch Kauf, oder auf lästige Weise entstanden. Flüsse bilden ein öffentliches Eigenthum. Die Lehnbarkeit von Ämtern, sowie die Fideicommisse hören auf; die sachlichen, ländlichen Rechte, Einnahmen und Leistungen dauern hingegen fort.

Noch strenger lautet ein zweites Gesetz vom Jahre 1809. Abgeschafft wurden, zu Folge desselben, alle Hütungs- und Weiderechte, welche die Barone auf Wiesen, oder Äckern anderer Personen übten. Desgleichen (ohne Entschädigung) aller Fleischzehent und alle Abgaben von Herden, oder Feuerstellen. Wer hievon eine Ausnahme zu erstreiten hofft, muß seine Beweise im Laufe des Jahres 1809 einer, besonders hiezu ernannten Behörde vorlegen. — Wie schwer ein solcher Beweis zu führen war, geht aus den Worten des Gesetzes hervor, welche den Standpunkt der Be-

urtheilung bezeichnen. Sollte auch (so heißt es) eine Entschädigung für die Leistungen möglich erscheinen; so ist doch der Kapitalwerth der zum Anbau hingegebenen Grundstücke, vollständig durch die Vermehrung der Personen und Feuerstellen ersetzt, von welchen willkürlich neue Steuern und Lasten mancherlei Art sind erhoben worden. Auch drücken alle diese Rechte vorzugsweise die ärmeren Klassen des Volkes.

So begründet auch viele dieser Klagen über Willkür und eigenmächtige Besteuerung der Armen und Ohnmächtigen waren, mußte doch die Commission von derlei Vorschriften und Ansichten geleitet, ebenfalls in viele Übereilungen, Willkürlichkeiten und Verletzungen des Besitzstandes hineingerathen. Deshalb hob sie Mürat im Jahre 1810 auf, und wies ihre Geschäfte den gewöhnlichen Behörden zu. Diese Geschäfte mehrten sich noch dadurch: daß alle Dienste, Abhängigkeitsverhältnisse, Abgaben, Gemeinheiten für auflösbar und ablösbar erklärt wurden *); wobei man in der Regel zehnjährige Durchschnitte und Abschätzungen von Sachverständigen zum Grunde legte. Streitigkeiten entschied meist der Friedensrichter; doch war in bestimm-

*) Ein lobenswerthes Gesetz über Theilung der Gemeinheiten, von 1792, war leider durch Widersprüche aller Art vereitelt worden. Bianchini Storia delle finanze di Napoli III, 79.

ten Fällen die Berufung an ein höheres Gericht frei-gestellt.

Diese wichtigen, trotz mancher Mängel im Großen heilsamen Veränderungen, waren schon unter der Fremdherrschaft so weit durchgeführt worden, daß es unmöglich blieb einen anderen Weg zu betreten, oder die Dinge auf den alten Fuß zurückzubringen. Doch hatte sich allerdings nach Ferdinands Herstellung, die Richtung und Stimmung der Regierung so verändert, daß sie den Klagen der Lehnsbesitzer ein geneigteres Gehör verlieh, die mit den neuen Gesetzen noch verträglichen Adelsrechte zu ermitteln und zu erhalten suchte, die Allodialerbfolge in Lehngütern bestätigte, und die Gründung von Majoraten (im Jahre 1818 und 1822) unter folgenden Bedingungen erlaubte: Nur Adliche können Majorate stiften, und jedes bedarf der höheren Bestätigung. Sie dürfen nicht den Betrag des Eigenthums überschreiten, über welches der Eigenthümer zu schalten befugt ist. Keines soll über 30,000, keines unter 2,000 neapolitanische Dukaten jährliche Einnahme gewähren. Diese kann herrühren aus Land, Grundzins, oder Staatsschuldscheinen.

Es ist schon so oft erörtert worden, welche großen Folgen eine Gesetzgebung der erzählten Art auf Land und Volk üben muß; daß jede weitere Betrachtung und Begutachtung überflüssig erscheint. Nur ein Paar mehr örtliche Bemerkungen mögen hier Platz finden.

1) Die Zahl der Landeigenthümer ist dadurch ungemein vermehrt und ihre Thätigkeit sehr erhöht worden; obwohl manche der kleineren, durch unbegränzte Theilung des Grundvermögens, zuletzt genöthigt wurden dasselbe zu verkaufen und in die Klasse bloßer Arbeiter überzutreten. Veräußerungen dieser Art führten andererseits zur Verstärkung einer Klasse von Landeigenthümern, deren Besitzthum zwischen dem Zuwenig und dem Zuviel, vielleicht die glücklichste Mitte hält.

2) Das System der Mezzadria, der Halbler, ist im Neapolitanischen fast ganz unbekannt. Das Eigenthumsverhältniß waltet vor, und wo es fehlt tritt Zins und Pacht ein. Die letzte, wenn nicht auf viele, doch auf mehre Jahre als in Sicilien, wo die meist nur dreijährigen Pachtungen von allen Verbesserungen zurückschrecken und den Landbau zu Grunde richten.

3) Der Adel bekümmert sich, mit seltenen Ausnahmen, fast gar nicht um den Ackerbau. Für diese in Italien leider so allgemeine und so nachtheilige Stimmung, fanden sich in Neapel noch besondere Gründe: erstens die Unsicherheit des Aufenthaltes auf den Schlössern, und zweitens das Bestreben der Könige, den Lehnsadel in die Hauptstadt zu ziehen und vom Hofe abhängig zu machen. Beide Gründe finden nicht mehr in früherem Maaße statt, und so wird der Adel sich hoffentlich immer mehr überzeugen, daß der-

jenige Macht und Einfluß verliert, welcher nicht thätig genug ist um zu erwerben, und nicht vorsichtig genug um zu sparen.

4) Obgleich es im Lande nicht an Kapitalien fehlt, ist der Zinsfuß noch immer sehr hoch, und die Schwierigkeit Darlehn zu bekommen sehr groß. Dies entsteht aus dem Mißtrauen der Kapitalisten, welches sich wiederum gründet auf sehr mangelhafte hypothekarische Einrichtungen, irrige oder gar betrügerische Abschätzungen, Parteilichkeit der Behörden, Langsamkeit der Prozesse u. s. w. — So fehlen oft dem Landbauer und dem Fabrikanten die Betriebskapitale, oder sie werden ihm unter Bedingungen überlassen, welche zu erfüllen kein natürlicher, sicherer Gewinn jemals hinreicht. Daher Bankerotte und verdoppeltes Mißtrauen.

Hundertundsechster Brief.

Neapel, den 9ten Julius.

Vielleicht hätte ich besser gethan meinen bisherigen Mittheilungen über Neapel, allerhand statistische Nach-

richten über Ausdehnung, Beschaffenheit, Bevölkerung des Landes u. dgl. voranzuschicken. Verfassung und Verwaltung wirkt aber eben so auf die materialen Zustände ein, als diese auf jenes; und so will ich dem Berichte über Verfassung, Geistlichkeit und Adel, sogleich einen anderen über die Verwaltung folgen lassen. Da diese unter Joseph und Joachim fast ganz nach französischem Zuschnitte eingerichtet war, und vieles hinsichtlich der Ministerien und des Staatsrathes beibehalten ist, so enthalte ich mich das hierüber Bekannte zu wiederholen, und theile nur Folgendes aus Gesetzen über die Städte und Gemeinen von den Jahren 1806 bis 1809 mit.

Die Städte zerfallen nach der Bevölkerung in drei Klassen, mit weniger als 3,000, mit 3 bis 6,000 und über 6,000 Einwohnern. Zu den letzten werden auch alle diejenigen gerechnet, welche der Sitz eines Intendanten, eines Appellationshofes, oder eines Gerichtes erster Instanz sind. Sie stehen unter dem Intendanten der Landschaft, und dem Minister des Inneren. Die von den steuerpflichtigen Familienhäuptern erwählten Dekurionen rathschlagen unter dem Vorsitze eines Syndicus über die Gemeineangelegenheiten. Alle Voranschläge der Einnahmen und Ausgaben, bedürfen einer höheren Bestätigung. Zuschlagscentimen zur Grundsteuer bilden die Haupteinnahme.

In Neapel besteht der Magistrat aus einem

Syndicus, 12 Erwählten, 12 Zugeordneten, und 12 Canzellieri für die 12 Abtheilungen der Stadt. Nur die Canzellieri erhalten Sold. Alle ernennt der König, auf den Vorschlag des Ministers des Inneren, meist auf drei Jahre. Außerdem ernennt der König 30 Eigenthümer auf vier Jahre zu Dekurionen.

Der Magistrat verwaltet das Eigenthum der Stadt, entwirft die Voranschläge, vertheilt die Abgaben, sorgt für Ausführung höherer Befehle über Werbung, Einquartierung, öffentliche Feste u. dgl., leitet die Marktpolizei und die Straßenpflasterung, hat die Aufsicht über Armenwesen, milde Stiftungen, Brunnen, Wasserleitungen, Buden u. s. w. u. s. w.

Den Dekurionen werden Voranschläge, wie Jahresrechnungen vorgelegt. Nur der Syndicus correspondirt mit dem Intendanten, sowie der Erwählte jedes Stadtviertels mit dem Syndicus. Das gesammte Polizeiwesen ist einem besonderen Polizeipräfekten überwiesen.

So viel aus den damaligen Gesetzen, welche bei der herrschenden Vorliebe für Centralisation, den Gemeinen keine wahre Macht, oder Bedeutung verliehen. Auch konnte man wohl zweifeln ob, bei größeren Bewilligungen, damals der geringste Gehorsam übrig geblieben wäre, und ob überhaupt eine freie Städteordnung ohne durchgreifenden Einfluß der Regierung da möglich ist, wo wenige Personen die Gemeinen zu

tyrannisiren fähig und geneigt sind, oder leidenschaftliche Parteien einander gegenüberstehen.

Nach der Rückkehr König Ferdinands erging im Jahre 1816 ein umständliches und wichtiges Gesetz über die gesammte Landesverwaltung, aus welchem ich die Hauptbestimmungen mittheile. Die Verwaltung bezieht sich entweder auf die Landschaft, oder auf den Bezirk, oder auf die Gemeine. Der erste Beamte in jeder Landschaft ist der Intendant. Er steht an der Spitze der gesammten Verwaltung, ist unmittelbarer Vorgesetzter aller Gemeinen und öffentlichen Institute, leitet das Steuerwesen, die Polizei und alle Kriegsangelegenheiten, sofern diese nicht anderen, technischen Behörden zugewiesen sind. Sein erster Gehülfe und Mitarbeiter ist der Generalsekretair. Der nach Weise des französischen conseil de préfecture gebildete Rath (consiglio) der Intendantur zählt drei, bis fünf Mitglieder; bei Gleichheit der Stimmen entscheidet die des Intendanten. Außer dem Rechtsprechen in gewissen fiskalischen oder Verwaltungsprozessen, hat diese Behörde auch die Pflicht, auf Befragen Gutachten über Gegenstände mancherlei Art abzugeben.

In jeder Landschaft ist ferner ein aus 15 bis 20 Mitgliedern bestehender Landschaftsrath (consiglio provinciale), welcher sich jährlich einmal höchstens auf 20 Tage versammelt, und nur über die ihm zuge-

wiesenen Dinge rathschlagen darf. Der Intendant eröffnet die Sitzungen, und die Beschlüsse gehen durch ihn an den Minister des Inneren, zur weiteren Berücksichtigung, Vertheilung und Beantwortung. Der Landschaftsrath prüft die Anträge der Bezirksräthe, entwirft unter Leitung des Intendanten die einzureichenden Voranschläge für die Landschaft, giebt Gutachten über den Gang der Verwaltung und das Benehmen der Beamten, ernennt Abgeordnete zur Leitung und Beaufsichtigung öffentlicher Arbeiten, schlägt die Hülfsquellen vor zur Bestreitung der hieher gehörigen Ausgaben, prüft die darüber angelegten Rechnungen u. s. w. u. s. w.

Der Bezirksrath von zehn Mitgliedern, hat in kleinerem Kreise dieselben Geschäfte wie der Landschaftsrath in der Landschaft.

In jeder Gemeine soll behufs der Verwaltung seyn: ein Syndicus, zwei Erwählte, ein Dekurionat oder Gemeinerath, und eine verhältnißmäßige Zahl von Unterbeamten. Der Syndicus leitet mit Rath der Erwählten die ganze Verwaltung, und ist Präsident der Dekurionen. Diese vertheilen die Steuern, bringen die Zuschlagscentimen in Antrag, prüfen die Voranschläge und haben das Recht sich über alle Angelegenheiten der Stadt gutachtlich zu äußern. Sie ernennen, jedoch unter dem Vorbehalte höherer Genehmigung, den Syndicus, die Erwählten und die niederen Stadt=

beamten. Sie schlagen für die Landschafts- und Bezirksräthe, eine dreifache Zahl von Personen vor. Die Zahl der Dekurionen steigt, nach Maaßgabe der Bevölkerung jeder Stadt, von 8 bis 30, und ein Drittel derselben soll wenigstens lesen und schreiben können *). Ihre Berathungen finden bei verschlossenen Thüren statt, und keiner ihrer Beschlüsse darf ohne Genehmigung des Intendanten ausgeführt werden. In höherer Stelle entscheidet das Ministerium. — Neapel hat einen Syndicus, 12 Erwählte und 30 Dekurionen.

In jeder Gemeine wird ein Verzeichniß derer entworfen, welche zu Stadt-, Bezirks- und Landschaftsämtern gelangen können. Um in dasselbe aufgenommen zu werden, muß man in den Städten erster Klasse, ein steuerpflichtiges Einkommen von wenigstens 24 neapolitanischen Dukaten (Thalern) haben; oder seit fünf Jahren ein freies Gewerbe (arti liberali) treiben. In den Städten zweiter und dritter Klasse genügt eine Einnahme von 18 und 12 Dukaten, und

*) In Preußen müssen alle öffentlichen und Gemeinebeamten lesen und schreiben können. Ja wenn die Regimentsbefehlshaber finden, daß einem Eingestellten diese Kenntnisse mangeln, sollen sie den betreffenden Behörden Anzeige machen, damit man über den mangelnden oder fruchtlosen Unterricht Nachforschungen anstelle.

das Betreiben eines Gewerbes, sowie eine Pachtung gewisser Größe. Jährlich scheidet der vierte Theil der Dekurionen aus, der Intendant bringt eine dreifache Zahl aus jener Liste zum Ersatze der Ausscheidenden in Vorschlag und der Minister wählt nach Belieben.

Die Dekurionen jeder Gemeine unter 3,000 Einwohnern, schlagen einen Kandidaten zum Landschaftsrathe vor; die Dekurionen jeder Stadt von 3 bis 6,000 Einwohnern schlagen zwei für den Landschafts- und zwei für den Bezirksrath vor. Noch größere Städte haben das Recht drei in Vorschlag zu bringen. Sie müssen auf dem Verzeichnisse der Wählbaren stehen und wenigstens eine Einnahme von 400 Dukaten haben. Die Regierung ernennt aus den Vorgeschlagenen das, jährlich neu eintretende, eine Viertel der Räthe.

Die Syndici und die Erwählten bleiben in der Regel drei Jahre im Amte; doch können sie noch einmal auf drei Jahre bestätigt werden, wenn sie selbst und die Dekurionen es wünschen, und die Regierung damit einverstanden ist.

Die Intendanten beziehen ein jährliches Gehalt von 3,000 bis 4,400 Dukaten; die Generalsekretaire von 940 bis 1,300, die Intendanturräthe von 500 bis 700 Dukaten. Kein Syndicus oder Erwählter wird besoldet; nur die von Neapel erhielten ehemals Entschädigungen.

Das Eigenthum der Städte, soll von dem des Staates und der Privatpersonen getrennt, und (sofern es die Verhältnisse erlauben) in Zins ausgethan werden. Alle Befreiungen von Gemeinelasten sind aufgehoben.

Sollte die Einführung von Verzehrungssteuern behufs der Deckung der Stadtausgaben nöthig werden, so legt man jene vorzugsweise auf Gegenstände des Luxus und nicht auf die ersten Bedürfnisse; insbesondere soll die Mahlsteuer nie einen Karlin auf den Tomolo übersteigen.

Die Dauer der Verpachtungen ist beschränkt bei
Verbrauchssteuern auf . . . . . 2 Jahre
Gerichtseinnahmen 3
Hütungen 3
Acker, Öl und Weinberge. . . 6
Häuser, Mühlen u. dgl. . . . 8
Bei Forsten auf die Jahreszahl des gesammten Umtriebes.

Die Voranschläge für feste Einnahmen und Ausgaben gelten auf fünf, für bewegliche Einnahmen und Ausgaben auf ein Jahr. Alle bedürfen nach Maaßgabe ihrer Höhe einer Bestätigung des Intendanten, Ministers, oder Königs. Erwerbungen, Veräußerungen, Übernahme neuer Pflichten und Lasten u. s. w. sind einer ähnlichen Prüfung und höheren Bestätigung unterworfen.

So weit der Hauptinhalt des Gesetzes. Daß bei Anwendung desselben, alle entscheidende Gewalt in den Händen der Intendanten und der Regierung liegt, darüber ist nur eine Stimme; auch kann es da wohl nicht anders seyn, wo die Bestimmung nöthig erschien: wenigstens ein Drittel der Stadtverordneten solle lesen und schreiben können! Ob aber Seitens der Regierung alles Mögliche geschieht um die Gemeinen zu einem lebendigeren, wirksameren Daseyn zu erziehen; ob nach Maaßgabe der Größe und Vorbildung der Gemeinen, sich auch die Rechte und die Selbständigkeit erweitere; ob die Bürger so viel Einsicht, Mäßigung und Unparteilichkeit zeigen, daß die Regierung ihnen ohne gerechte Besorgniß freiere Hand lassen darf; — diese und ähnliche, wichtige Fragen sind nicht leicht, und am wenigsten von einem Fremden zu beantworten und zu entscheiden.

Hundertundsiebenter Brief.

Neapel, den 10ten Julius.

Da die neuen neapolitanischen Gesetzbücher wesentlich den französischen nachgebildet sind, so bedarf

es keiner allgemeinen Charakteristik derselben; doch will ich einzelner Gegenstände erwähnen, welche entweder abweichend behandelt sind, oder durch die Beziehung auf Land und Volk ein besonderes Interesse erhalten.

Das bürgerliche Gesetzbuch handelt in drei Büchern und 2,187 Paragraphen von den Personen, den Sachen, den verschiedenen Arten des Eigenthums, und von der Weise dasselbe zu erwerben.

Was die Ehe anbetrifft, so hat dieselbe keine bürgerliche Gültigkeit (weder für die Ehegatten, noch für die Kinder), wenn sie nicht im Angesichte der Kirche, nach den Formen vollzogen ist, welche die tridenter Kirchenversammlung vorschreibt. Vor der Trauung (celebrazione) muß jedoch das Brautpaar schlechterdings den Vorschriften über den bürgerlichen Stand (atto civile) genügen, zu deren Handhabung bürgerliche Beamte angestellt sind. Das Landesgesetz beschränkt seine Vorschriften über die Ehe, auf die bürgerlichen und politischen Wirkungen; läßt dagegen alle Pflichten, welche die Religion auflegt, unberührt und unverändert. Vor dem 14ten und 12ten Jahre des Bräutigams und der Braut, darf keine Ehe eingegangen werden. Die, zur französischen Zeit gegebene Erlaubniß völliger Scheidungen, ist aufgehoben. Nur der Mann kann wegen Ehebruch Klage erheben. Die schuldige Frau wird drei Monate, bis zwei Jahre, in ein Besserungshaus eingesperrt; der Ehe=

brecher zahlt 50 bis 500 Dukaten Strafe. Sieht der Mann nach Ablauf der Haft seiner schuldigen Frau, keine Zeichen der Reue, oder Besserung; so kann er sie auf fünf Jahre in ein Kloster verweisen (far la dimorare in un retiro). Untersuchungen über die Vaterschaft sind verboten, über die Mutterschaft zugelassen.

Niemand der Kinder hat, darf im Leben oder von Todeswegen mehr als die Hälfte seiner Güter an Andere überlassen. Stirbt ein Vater ohne Testament, so erben die Kinder zu gleichen Theilen.

Sofern es nicht ausdrücklich untersagt ist, hat jeder Pächter das Recht zur Afterverpachtung. Der Tod des Pächters, oder Verpächters, oder ein Verkauf des Grundstückes, löset den Vertrag nicht auf. Der Pächter hat keinen Anspruch auf Erlaß, wenn der Verlust geringer war, als die Hälfte des jährlichen Ertrages.

Grundsätze und Anwendung des Verwaltungsrechtes (droit administratif) sind dem französischen Verfahren nachgebildet.

Das peinliche Gesetzbuch führt als Todesstrafen auf, das Enthaupten, Erhenken und Erschießen. Diebstahl wird mit Gefängniß, Raubmord mit dem Tode bestraft. Betrügerische Bankerottirer trifft ein- bis zweijährige Kettenstrafe. Der Nachdrucker verliert alle Exemplare und wird nach Befinden auf kürzere,

oder längere Zeit eingesperrt. Ähnliche Strafen treffen die Theaterdirektoren, welche das Eigenthum der Schriftsteller verletzen. Wer, um die katholische Religion zu beschimpfen, die Hostie verbrennt, zerreißt, oder zerstört, wird aufgehenkt. Wer, um das katholische Dogma zu verändern, gegen dasselbe lehrt, wird für immer aus dem Reiche verbannt. Geistliche, welche (bei Gelegenheit ihrer Amtsverrichtungen) Gesetze in der Absicht beurtheilen, Unzufriedenheit gegen die Regierung zu erregen, werden auf kürzere, oder längere Zeit eingesperrt.

Mit Gefängniß wird Bettelei bestraft: erstens wenn sie (gegen die Gesetze) an Orten eintritt wo öffentliche Anstalten für Arme vorhanden sind. Zweitens, wenn gesunde Personen irgendwo, aus bloßer Gewohnheit betteln. Drittens, wenn Hülfsbedürftige irgend wo und wie, sich Drohungen, oder gar Handlungen der Gewalt erlauben *).

Theilnahme an geheimen Gesellschaften wird durch Verweisung, ja bei größerer Schuld und bezwecktem Umsturze der Regierung, selbst durch den Tod bestraft.

Mit besonderer Umständlichkeit und Vorliebe behandelt die bürgerliche Gerichtsordnung, eine neue Ein=

*) Alle diese nützlichen Vorschriften, kommen in Wahrheit nicht zur Anwendung.

richtung der Schiedsrichter, oder Vermittler (conciliatori). Sie sollen vor Allem mit größter Thätigkeit dahin wirken, daß Haß und Feindschaften zwischen den Einwohnern der Gemeinen ein Ende nehmen; sie sollen gleicherweise, auf Verlangen, neu entstehende Streitigkeiten schlichten und Besorgnisse verscheuchen. Der Schiedsrichter kann ferner persönliche Streitigkeiten über bewegliche Dinge, bis zum Werthe von fünf Dukaten, schließlich entscheiden; er darf sich dagegen auf keinen Streit über unbewegliche Gegenstände einlassen.

Das peinliche Verfahren ist im Ganzen dem französischen nachgebildet und in vielen Theilen öffentlich; nur hat man sich gehütet die Einrichtung der Geschworenen anzunehmen.

Laut des Handelsgesetzbuches wird als Bankerottirer betrachtet:

1) wessen häusliche Ausgaben (welche niederzuschreiben er verpflichtet ist) für übermäßig erklärt werden;

2) wer große Summen verspielt, oder zu bloß zufälligen, unsicheren Unternehmungen verwandt hat;

3) wer, obgleich seine Schulden sein Vermögen um 50 Procent überstiegen, dennoch Anleihen gemacht und Waaren unter dem Preise verschleudert hat u. s. w.

Mit ähnlicher Strenge sind die Fälle bestimmt, wo ein Bankerott muß für betrügerisch erklärt werden.

Besondere und sehr rühmliche Erwähnung verdient die Statistik der bürgerlichen und peinlichen Rechtspflege, welche der Minister Parisio für 1833, auf 62 und 45 Tafeln herausgegeben hat. Man ersieht daraus die Zahl, den Gegenstand, die Behandlung, die Zunahme und Abnahme der Prozesse, die Zeit ihrer Dauer, die Art der Entscheidung, die Thätigkeit jeder Behörde u. s. w., woran sich (wenn hier der Ort dafür wäre) mancherlei anziehende Betrachtungen knüpfen ließen. Ich hebe nur noch Folgendes aus. Unter 5,813 Angeklagten, waren 5,466 Männer und 347 Frauen, 99 unter 14, und 13 zwischen 71 und 80 Jahre alt. 1,293 zwischen 26 bis 30 Jahren, 1,236 von 21 bis 25, 849 von 31 bis 35, 753 von 15 bis 20, 631 von 36 bis 40 Jahren u. s. w. Es befanden sich darunter 3,000 unverheirathete, 2,421 verehelichte, 392 verwittwete Personen. Ferner waren darunter 3,316 Landleute, 1,923 Handwerker und Dienstboten (artigiani e domestici), 364 Grundbesitzer (possidenti), 139 mit freien Künsten (arti liberali) Beschäftigte, 71 Beamte. Auf 1,020 Personen kommt ein Angeklagter, auf 1,438 ein Verurtheilter. 95 Angeklagte wurden zum Tode verurtheilt. 104 Anklagen fanden statt wegen verletzter Achtung gegen die Religion, 996 wegen Tödtung (vom Vatermorde bis zu unfreiwilligem Todtschlage), 431 wegen Verwundungen, 86 wegen Nothzucht, 1,703 wegen

verletzten Eigenthums. Es kommt ein Angeklagter auf 540 Männer, 8,586 Weiber, 1,099 Unverehelichte, 903 Verehelichte, 1,142 Verwittwete. In Capitanata kommt ein Verurtheilter auf 607, in Abruzzo ultra 1, auf 2,611 Personen. Es war angeklagt Einer von 559 Landleuten, 199 Handwerkern und Dienstboten, 508 mit freien Künsten Beschäftigten, 2,819 Grundbesitzern. Für die Jahre 1834 bis 1838 wird nächstens eine neue lehrreiche Übersicht erscheinen.

Schon anderwärts habe ich bemerkt daß die größere, oder geringere Zahl der Verbrechen, oft mehr den Zustand der Rechtspflege, als der Sittlichkeit offenbart, und äußere Umstände hier oft den wesentlichsten Einfluß haben, z. B. steigende Holzpreise bei unverändertem Tagelohn, auf die Zahl der Holzdiebstähle.

Hundertundachter Brief.

Neapel, den 11ten Julius.

Meine Mittheilungen machen keinen Anspruch, ein methodisch-geordnetes und wissenschaftlich fortschreitendes Ganzes zu seyn; darum darf ich heute zur Ab-

wechselung von etwas Abweichendem, vom Lande selbst und seiner Beschaffenheit und Bevölkerung handeln *).

Das neapolitanische Königreich diesseit der Meerenge zählt 24,971 italienische Quadratmeilen, und ist in Landschaften, Bezirke, Kreise und Gemeinen getheilt. Der größte Theil des Landes ist bergig und hügelig; doch giebt es einzelne Ebenen, und unter diesen begreift die größte, in Capitanata, fast ein Sechzehntel des Reiches. Auf den höchsten Bergen, dem Gran Sasso von 9,577 pariser Fuß und dem Majella von 8,684 Fuß, liegt ewiger Schnee. Die Küsten haben eine Länge von 1,144 italienischen Meilen. Ebbe und Fluth ist nicht gleich in allen Monaten: am geringsten im August (1 Fuß 7 Zoll); am höchsten im December (2 Fuß 2 Zoll). Auf Anspülen und Abreißen an den Küsten, wirken Stürme fast noch mehr als Ebbe und Fluth. Für große Flüsse ist kein Raum; doch findet mehr Wasserabfluß gegen Abend statt, als gegen Morgen. Seitdem die Berge kahler geworden, hat die Wassermenge abgenommen. Unter allen Seen ist der fuciner, oder celaner weit der größte: er hat an 44 italienische Meilen im Umfange und eine Oberfläche von etwa 100 Quadratmeilen. Auf der Ostseite fallen jährlich etwa 25 Zoll, auf der Westseite 39 Zoll Regen, was für Art und

*) Siehe del Re gründliche Beschreibung des Landes.

Gang des Ackerbaues und Waldbaues folgenreich ist. Unter dem 38sten Grade der Breite (etwas südlicher wie Reggio und Palermo) geht die Sonne auf

	den 21sten Juni	um	4 Uhr	37	Minuten,
	den 1sten Januar	„	7 „	15	
unter,	den 21sten Juni	„	7 „	23	
	den 1sten Januar	„	4 „	45.	

Von der gesammten Fläche des Königreichs werden etwa 14,100 Quadratmeilen zu Acker- und Fruchtbau verwandt, und eine italienische Quadratmeile hat 1,012$^2/_5$ Moggios.

	Moggios.
Von jener bebauten Fläche gehören etwa der Krone	37,000
Den öffentlichen Stiftungen, Kirchen, Klöstern	258,000 *)
Den Gemeinen	1,317,000
Den Privatpersonen	1,117,000.

Eine andere Berechnung (von Rotondo) stellt die Sachen folgendergestalt:

Flächenraum	25,275,000 Mogg.
Städte, Dörfer, Wasser, Straßen	5,275,000
Bebautes Land	20,000,000

*) Ich wähle überall unter den oft sehr abweichenden Zahlen diejenigen, welche mir, nach sorgfältiger Rückfrage die glaubhaftesten, oder doch die am wenigsten zweifelhaften zu seyn scheinen.

Davon Wald . . . . 2,831,000 Mogg.
Noch zu bebauen 2,880,000

Seit der Trennung des Reiches von Spanien hat die Bevölkerung (während früher Alles rückwärts ging) regelmäßig zugenommen. Sie betrug diesseit des Pharus im Jahre 1781, 4,709,000
1793, 4,828,000
1832, 5,818,000
1835, 5,946,000.

Jetzt hat Neapel etwa sechs und Sicilien zwei Millionen Einwohner. Unter der Bevölkerung von 1832 sollen gewesen seyn *)

	Männer	Weiber
bis 1 Jahr alt	99,000	95,000
zwischen 2 und 7 Jahren	441,000	446,000
8 „ 18 „	631,000	652,000
19 „ 25 „	351,000	371,000
26 „ 40 „	550,000	588,000
über 41 „	724,000	752,000.

Es gab, nach einer anderen Tabelle:

		(Verhältniß zur ganzen Bevölkerung wie:
Verheirathete	1,924,000	1 zu 3
Wittwer	190,000	1 zu 30
Wittwen	353,000	1 zu 16
Unverheirathete Männer	1,678,000	1 zu 3⁴⁰/₁₀₀

*) Die Summen stimmen nicht vollkommen.

		(Verhältniß zur ganzen Bevölkerung wie:
Unverheirathete Weiber	1,611,090	1 zu $3^{55}/_{100}$
Priester	28,000	1 zu 200
Eingestellte Soldaten	55,000	1 zu 102½
Gewerbe des Bedürfnisses	184,000	1 zu 31
„ „ Aufwandes	125,000	1 zu 45
Ackerbauer	1,424,000	1 zu 4
Hirten	66,000	1 zu 86.

In einem anderen Berichte (Ann. di Statist. XLVIII, 205) wird angegeben für 1835,

die Zahl der Priester auf 25,912
„ „ Mönche „ 11,380
„ „ Nonnen „ 9,231.

Es ließen sich über diese wenigen Angaben lange Betrachtungen anstellen; ich begnüge mich auf die große Zahl der Wittwen, Geistlichen und Hirten, und auf die verhältnißmäßig geringe Zahl der Gewerbtreibenden (man vergleiche England) aufmerksam zu machen, und verweise auf die gründliche und umständliche Entwickelung in Schuberts Staatskunde.

Aus den so eben erscheinenden Nachrichten über die Statistik der Stadt Neapel entnehme ich Folgendes: Im Jahre 1838 wurden geboren 13,228, darunter 6,850 Knaben, 6,378 Mädchen. Es starben 12,993, darunter 6,962 männlichen und 6,031 weiblichen Geschlechts. Die Bevölkerung der Stadt

betrug den ersten Januar 1839: 336,537 Menschen. Es fanden statt 22 Selbstmorde, darunter 12 Fremde. Es trafen ein 9408 Fremde und reiseten ab 8407.

Den 12ten Julius.

Während der Herrschaft Josephs und Joachims stimmten die neapolitanischen Kriegseinrichtungen in allem Wesentlichen mit den französischen, und noch jetzt sind diese in vielen Hauptsachen beibehalten, manches Einzelne jedoch geändert und wieder geändert worden. Ich kann keineswegs auf diese Einzelheiten und am wenigsten dann eingehen, wenn sie mit dem Technischen der Kriegswissenschaft in Zusammenhange stehen; wogegen das Folgende ein allgemeineres Interesse haben dürfte. Laut eines Gesetzes vom 21sten Junius 1833, ist das Heer berechnet auf sechs Generale, 14 Marschälle und 30 Brigadiers. Eine Compagnie Artillerie hat zwei Officiere und 57 andere Personen. Zwei Compagnien bilden eine Batterie von 8 Stücken Geschütz. Ein Regiment hat 16 Compagnien. Eine Compagnie reitender Artillerie zählt

im Kriege 256 Menschen und 294 Pferde
im Frieden 192 " " 200 "

Das Fußvolk besteht aus zwei Regimentern Gardegrenadieren, einem Gardejäger-, 12 Linieninfanterie-, vier Schweizerregimentern und sechs Bataillonen Jäger.

Es besteht		im Kriege	im Frieden
ein Regiment aus	Officieren	13	10
	Unterstab	36	31
Jede Compagnie hat	Officiere	4	4
	Gemeine	150	100
Ein Regiment hat	Officiere	97	58
	Gemeine	3186	1231.

Es giebt 7 Regimenter Reiterei im Frieden und 8 im Kriege.

Jede Schwadron zählt		im Kriege	im Frieden
	Officiere	5	5
	Reiter	186	148
	Pferde	156	126
Jedes Regiment zählt	Officiere	36	30
	Reiter	947	609
	Pferde	793	516.

Zu jedem Infanterieregimente gehören im Kriege 3 Kapelläne, 4 Wundärzte, 12 Musiker, 1 Schneider, 1 Schuster u. s. w. Die Gensdarmerie ist in ähnlicher Art gebildet und zu den bekannten Zwecken bestimmt. Nach einem anderen Überschlage würde das ganze Heer im Frieden etwa 30,000 und im Kriege 60,000 Mann zählen.

Die Grundsätze der Werbung und Einstellung sind nicht immer dieselben gewesen. Nach einem Gesetze von 1818 ward die freiwillige Einstellung mit der gezwungenen verbunden. Die zur gezwungenen Ein=

stellung Verpflichteten zerfielen in fünf Klassen, vom 21sten bis 25sten Lebensjahre. Es sollten ausgehoben werden, diesseit des Pharus, auf 2000 Seelen drei Personen, und jenseit des Pharus eine Person. Befreit von der Einstellung sind: Beamte die monatlich über 15 Thaler Gehalt beziehen, Verheirathete unter 21 Jahren, einzige Söhne, Wittwer mit Kindern, Promovirte (laureati) welche ihre Wissenschaft üben, von Akademien und Universitäten Belohnte (premiati), Mitglieder geistlicher Seminarien. Aus keiner Familie wird mehr wie ein Sohn ausgehoben. Die Aushebung geschieht jährlich durchs Loos, und Stellvertreter sind (unter gewissen näheren Bedingungen) erlaubt.

Die Gesetze von 1821 und 1823 fügen hinzu: Die Dienstzeit ist fürs Fußvolk 6, für die Reiterei 8 Jahre. Vom vollendeten 18ten bis zum vollendeten 25sten Jahre ist jeder der Werbung unterworfen. Der Minister des Innern vertheilt den erforderlichen Bedarf an Rekruten, nach Maaßgabe der Bevölkerung auf die Landschaften, der Intendant auf die Bezirke. Das neue Gesetz von 1834 bestimmt die Dienstzeit auf fünf Jahre im Heere, und fünf Jahre in der Reserve. Gensdarmen, Artilleristen und Freiwillige dienen acht Jahre, ohne Reserve. Die Vertheilung der Rekruten erfolgt in Neapel nach der Bevölkerung. Es giebt sieben Klassen, von 18 Jahren und einem

Tag, bis 24 Jahre und einen Tag. Der Rekrut soll wenigstens fünf Fuß messen. Zu den oben erwähnten Befreiungen sind mehre hinzugekommen; z. B. wer zur Erhaltung einer Familie durchaus nothwendig ist. Der einzige Bruder eines Geistlichen, oder Mönchs, wird fast in allen Dingen wie ein einziger Sohn behandelt. Das Gesetz zählt nicht weniger als 155 verschiedene Krankheiten auf, welche vom Kriegsdienste befreien.

Im Jahre 1818 ward eine landschaftliche Miliz, oder Landwehr gebildet. Sie sollte etwa ein Hunderttheil der Bevölkerung betragen, wesentlich für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit sorgen, und in außerordentlichen Fällen dem Dienste des Heeres zu Hülfe kommen. Vom 21sten bis 35sten Lebensjahre trat man in die beweglichen, vom 21sten bis 50sten in die nicht beweglichen Compagnien. Vorzugsweise zum Eintritte in die Miliz waren verpflichtet, Grundbesitzer welche wenigstens 5 Thaler Grundsteuer zahlen, Beamte welche wenigstens 50 Thaler Gehalt beziehen, Kaufleute, Gewerbtreibende, und überhaupt sichere, unbescholtene Personen. Weil diese Einrichtung den Erwartungen im Jahre 1820 nicht entsprochen hatte, ward sie 1821 aufgehoben und seitdem nicht wieder hergestellt. Hingegen bestehen in den Städten und auf dem Lande eine Art von Sicherheitswachen, welche nicht selten die Gensdarmerie

unterstützen, oder von ihr unterstützt werden. — Einige Male sind Soldaten nützlich bei öffentlichen Arbeiten, z. B. dem Straßenbau beschäftigt worden.

Zur königlichen Flotte gehören zwei Linienschiffe, vier Fregatten, zwei Corvetten und mehre kleinere Schiffe, zusammen mit 496 Kanonen. Für Bildung der Officiere sind öffentliche Anstalten vorhanden.

Hundertundneunter Brief.

Neapel, den 13ten Julius.

Ich will Euch heute allerhand aus den Gesetzen über die Schulen, Universitäten u. s. w. mittheilen, und hiebei die Zeit Josephs und Joachims von der späteren trennen. Jene beiden Könige ließen es (nach französischer Weise) nicht an Bestimmungen über jene Gegenstände fehlen; theils aus wahrer Theilnahme, theils um Eindruck und Aufsehen zu machen; aber leider kam von dem Vorgeschriebenen (meist aus Geldmangel) nur sehr wenig zu Stande.

Laut eines Gesetzes von 1806 sollte jeder Ort, dessen Bevölkerung über 3000 Einwohner betrug,

einen Schullehrer und eine Lehrerinn aus der Gemeinekasse besolden, um Unterricht in der christlichen Religion und den ersten Lehrgegenständen zu ertheilen. Man darf (wie gesagt) nicht annehmen daß der Zweck des Gesetzes erfüllt wurde; wohl aber daß vorhandener Mangel an Schulen die Veranlassung war es zu geben. In Neapel (Gesetz von 1808) sollen auf Kosten der Stadt 11 Mädchenschulen angelegt werden. In den Ortschaften dritter Klasse (Gesetz von 1810) mögen die Pfarrer zugleich Schullehrer seyn. Raum und sechs Thaler monatlich Gehalt giebt die Gemeine, einen Karlin monatlich der Schüler. Die Dekurionen können bis ein Fünftel der Schüler von dieser Zahlung entbinden. Ältern und Vormünder sind verpflichtet ihre Kinder zur Schule zu schicken, wo sie vom fünften Lebensjahre an aufgenommen werden.

Über den Schulen sollten (nach französischer Weise) stehen, Gymnasien, Lyceen und Universitäten. Die Universität Neapel bekam (laut des ersten Gesetzes von 1806) fünf Fakultäten mit 33 Lehrstühlen, darunter sechs für die Rechtsgelehrsamkeit, einer für Theologie, einer für philosophische Moral und Religion, sieben für Arzneikunde u. s. w. Aufgehoben wurden die Vorlesungen über Naturrecht (später hergestellt), bürgerliche und kirchliche Institutionen, Grundlehren der Theologie (teologia primaria), Thomas von Aquino, Geschichte der Concilien, römische Literatur

(von griechischer war ohnehin nicht die Rede) und allgemeine Geschichte. Für alle eigentlich philosophischen Wissenschaften ward nur ein Lehrer, für die Geschichte gar keiner bewilligt; dagegen ist ein Professor für die Würmer und mikroskopischen Thiere aufgeführt. Das Gehalt der Professoren betrug jährlich 200 bis 400 Thaler. Jeder sollte wöchentlich drei Vorlesungen, jede von wenigstens 1½ Stunde halten. In der ersten halben Stunde diktirt, in der zweiten erläutert, und in der dritten examinirt der Professor. Der Rath, oder Senat zur Leitung aller Universitätssachen, besteht aus dem königlichen Präfekten, sechs anderen königlichen Beamten, sechs Professoren, einem verwaltenden Mitgliede und einem Sekretair.

Diese dürftigen Bestimmungen und Einrichtungen wurden in den Jahren 1811 und 1812 vervollständigt. Die Fakultät der mathematischen Wissenschaften sollte zählen . . . . 9 Lehrstellen
der Arzneikunde . . . . 7 "
der Theologie . . . . 4 "
für Dogmatik, Archäologie, Kirchengeschichte und Exegese. Die juristische Fakultät sollte haben sieben Lehrer, nämlich: für Natur- und Völkerrecht, bürgerliches Recht (codice civile), peinliches Recht, Handelsrecht, Prozeß, römisches Recht, Statistik und Ökonomie. — Die literarisch-philosophische Fakultät zählte 10 Professuren, nämlich: für italienische Beredsam-

keit, lateinische Sprache und Beredsamkeit, griechische Sprache und Literatur, griechische und römische Literatur, hebräische Sprache, arabische Sprache, Kritik und Diplomatik, Moral, Chronologie, Ideologie.

Die Universität hat einen Rektor und jede Fakultät einen Dekan, welche der König aus drei Vorgeschlagenen auf zwei Jahre ernennt. Die Professoren tragen eine besondere Kleidung und eine Denkmünze; sie haben Zutritt bei Hofe. Sie sollen nicht zu gleicher Zeit an der Universität und einem Gymnasium lehren. Ein Professor erhält zuerst 115 Lire (oder Franken) für jeden Monat; nach fünf Jahren 150 Lire, nach 15 Jahren 200 Lire (das höchste Gehalt). Aus den Promotionsgeldern kann er jährlich bis 410 Lire, und der Dekan das Doppelte erhalten. Das Gehalt und alle sonstigen Einnahmen des Rektors konnten bis 4400 Lire steigen. Viele Personen wurden verpflichtet die akademischen Grade zu nehmen. Die Studenten sollten eine ganze Reihe von Papieren, Zeugnissen u. dgl. beibringen, und ihre Studien bei der philosophischen Fakultät beginnen. Alle zwei Monate mußten sie von den Professoren Zeugnisse über den Besuch der Vorlesungen erbitten.

In jeder Landschaft sollte wenigstens ein **Gymnasium** seyn (in Neapel zwei) mit 6000 Thalern Einnahme und Lehrern für Latein, Griechisch, Italienisch, Mathematik, Logik, Metaphysik und Ethik, Physik,

Geographie und Chronologie. Der Geschichte geschieht keine Erwähnung, hingegen ist die Rede von Lehrern für Schreiben, Zeichnen, Fechten, Tanzen und Französisch. So Alles auf dem geduldigen Papiere.

Die Aufsicht über die theologischen Seminare verblieb den Bischöfen; doch sollten die Intendanten den öffentlichen Prüfungen beiwohnen und kein Schüler vor vollendetem 18ten Lebensjahre aufgenommen werden.

Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften bestand, zu Folge eines Gesetzes von 1808, aus drei Akademien, für Geschichte und schöne Wissenschaften mit 20 anwesenden Mitgliedern, für strenge Wissenschaften mit 24 Gliedern, für schöne Künste mit 10 Mitgliedern. Das erste Mal ernannte der König die Mitglieder, später sollten sie durch Mehrheit der Stimmen erwählt werden. Der ebenfalls gewählte Präsident wechselte alle sechs Monate. Die Mitglieder trugen eine hellblaue, gestickte Uniform. — Im Jahre 1811 bestimmte Joachim: die Gesellschaft solle aus zwei Akademien bestehen, erstens für Wissenschaften, und zweitens für Philologie und schöne Künste. Jede Abtheilung konnte 30 ordentliche, 30 Ehrenmitglieder und 60 Correspondenten zählen.

Für Kunst-, Gewerb- und polytechnische Schulen, wurden wenigstens Verordnungen entworfen. Die Bibliotheken, Gemälde-, Bildsäulen- und andere

Sammlungen der aufgehobenen Klöster, sollten für die Schulen, oder andere öffentliche Anstalten bewahrt und abgeliefert werden; eine Vorschrift die man oft umgangen hat. Eine besondere Commission bekam den Auftrag für Erhaltung und Anordnung der Archive Sorge zu tragen. Ein Gesetz von 1807 bestimmt: kein Buch darf ohne Erlaubniß des Polizeiministers gedruckt, oder eingeführt werden; keines bei öffentlichem Unterricht zum Grunde gelegt, ohne Erlaubniß des Ministers des Innern; keines in Seminarien und Kirchen gebraucht, ohne Erlaubniß des geistlichen Ministers.

Über das Theaterwesen erging im Jahre 1811 ein umständliches Gesetz, im Wesentlichen folgendes Inhalts: Eine Schauspielergesellschaft welche Dramen oder Opern aufführen will, muß dem Oberintendanten erweisen, daß sie hiezu die Erlaubniß der Verfasser erhalten hat. Jeder Schauspieler, Sänger oder Tänzer erhält vom Oberintendanten ein Patent, oder eine Bestallung worin gesagt wird, ob er für die Theater erster und zweiter Klasse tauglich sey. Ferner muß sich jenes Zeugniß über seinen Rang aussprechen, ob er ein erster, zweiter, dritter Schauspieler und Tänzer u. s. w., oder ob er bloß Figurant sey u. dgl. Diese Patente werden von der Polizei visirt und geben das Recht auch auf den Provinzialtheatern zu spielen. Ohne Zustimmung des vom

Könige angestellten Intendanten, darf kein Stück aufgeführt, und keinem Schauspieler, Sänger oder Tänzer ein Paß ins Ausland verabreicht werden. Jeder Theaterunternehmer muß die Mittel darlegen, welche ihm zu Gebote stehen. Wird er bankerott, so erhält er nur gegen Bürgschaft eine neue Erlaubniß. Ohne eine solche darf keine herumziehende Gesellschaft spielen; keine darf improvisiren. In Neapel entscheidet der Oberintendant nebst einigen Beauftragten, allen Streit zwischen Unternehmern und Schauspielern; in den Landschaften entscheidet der Intendant. Jährlich soll jede Gesellschaft zwei Vorstellungen für die Armen geben. — Ich finde daß das Theater S. Carlo jetzt einen jährlichen Zuschuß von 57,000, das Fiorentino von 6000 Thalern erhält; weiß aber nicht ob und welche Vortheile ihnen aus öffentlichen Anstalten, oder durch den Hof sonst noch zufließen.

Der Rückschlag der allgemeinen Ansichten, welche nach der Herstellung des alten Königthums vorherrschten, zeigte sich auch bei den Schulen in Hinsicht auf Wahl und Begünstigung der Lehrgegenstände und der Lehrbücher; sowie in den Vorschriften über Gebete, Rosenkränze, Messehören u. dgl. In kleineren Orten möge der Geistliche, für eine mäßige Belohnung, auch Schulunterricht ertheilen; eine Anordnung welche gewiß Beifall verdient. Sonderbar lautet die Bestimmung: In denjenigen Gemeinen kann kein Gehalt

für eine Lehrerinn der Mädchen ausgeworfen werden, — wo sich keine findet die lesen, schreiben und Unterricht ertheilen kann. — Die Kenntniß dieser und ähnlicher Verhältnisse gab einem wohlunterrichteten Manne wohl Veranlassung in den Annalen der Statistik (XXIV, 315) zu behaupten: in der Lombardei sey für den Elementarunterricht des Volkes zehnmal so viel geschehen, wie im Neapolitanischen. — Darauf deutet auch hin: daß sich in Neapel so Viele davon nähren können, für andere, selbst wohlgekleidete aber des Schreibens unkundige Personen, Briefe zu entwerfen. Galanti behauptet in seiner Beschreibung Neapels (S. 211): „von etwa 100,000 Einwohnern zwischen 10 und 18 Jahren, genössen nur 4 bis 5000 Unterricht; und in den Landschaften stelle sich das Verhältniß noch viel ungünstiger." —

Auch für die Universität geschah nicht genug. Die Gehalte der Professoren wurden auf 360 bis 460 Thaler festgesetzt; keins stieg mit allen Nebeneinnahmen über 660 Thaler. Die Zahl der juridischen Professoren ward 1819 auf vier beschränkt: zwei für das römische Recht, einer für das bürgerliche Gesetzbuch, einer für die vier anderen Gesetzbücher, Naturrecht, Völkerrecht und politische Ökonomie. Die Studenten erhalten keinen akademischen Grad, wenn sie nicht nachweisen die Kirchen besucht zu haben. Sie zahlen kein Honorar.

Die borbonische Gesellschaft trat an die Stelle der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften. Sie zerfällt in drei Theile: 1) die Akademie für Herkulanum und Archäologie mit 20 Mitgliedern; 2) die Akademie der Wissenschaften mit 30 und 3) der schönen Künste mit 10 anwesenden Gliedern. Bei den Wahlen sollen wenigstens zwei Drittheile der Mitglieder gegenwärtig seyn und wenigstens die Hälfte der Stimmenden, mehr eins, sich beifällig erklären. Für jeden Besuch der Sitzungen und jede als tüchtig anerkannte Abhandlung wird eine Denkmünze ausgetheilt von sechs Thalern an Werth.

Nicht nur über die Strenge der weltlichen und geistlichen Censur wird (und wie es scheint mit Recht) geklagt; sondern auch über die Besteuerung der Bücher. Von jedem inländischen Prachtwerke sollen fünf, von jedem anderen acht Exemplare abgeliefert werden. Vom Auslande eingeführte Bücher zahlten sonst nur zwei Procent des Werthes; jetzo hingegen zahlt jeder vom Auslande eingeführte

Oktavband 3
jeder Quartant 6
jeder Foliant . . . . . . 9 Karlinen;

eine ungeheuer hohe Besteuerung, während im Preußischen ein ganzer Zentner eingeführter Bücher nur etwa vier Karlinen oder einen halben Thaler bezahlt. Ja mir ist glaubhaft erzählt worden, daß ein Exemplar der allgemei-

nen Zeitung, für welches Einkaufspreis und Porto bis Terracina bezahlt ist, dennoch in Messina jährlich 600 Gulden kostet!

Zur Rechtfertigung jener Besteuerung hat man vielerlei Gründe beigebracht, sie sind aber alle gleich thöricht. Man wolle hiedurch die inländischen Buchhandlungen unterstützen; aber die Untauglichkeit so monopolistischer Schutzzölle ist längst erwiesen, und die Einfuhr ausländischer, meist in fremden Sprachen gedruckter Bücher, hat mit dem neapolitanischen Drucken oder Nichtdrucken keinen Zusammenhang. — Man wolle die Leute abhalten Geld für schlechte Bücher auszugeben; eine abgeschmackte Voraussetzung und eine thörichte Vormundschaft. — Man wolle schlechte und unsittliche Bücher abhalten; als ob es nicht auch gute und sittliche Bücher gebe, oder das Maaß der Güte und Trefflichkeit am Formate zu erkennen sey u. s. w. — In Wahrheit liegt der ganzen Einrichtung ein allgemeiner Haß gegen Wissenschaft und literarische Bildung zum Grunde, der sich hinter Vorwänden aller Art versteckt; denn selbst für den absolutistischen Standpunkt giebt es andere und zweckmäßigere Mittel das Gute vom Schlechten zu scheiden und dieses zurückzuweisen. Keiner hat mehr den Muth jene Besteuerung zu vertheidigen; keiner hat den Muth und festen Willen sie abzuschaffen.

Erwähnung verdient ein Gesetz vom Jahre 1822

über die Ausgrabungen. Sie dürfen ohne Erlaubniß weder stattfinden, noch das Gefundene verkauft, oder hergestellt werden. Eine besondere Commission berichtet über den Werth der Gegenstände und deren etwanigen Ankauf.

Zur Vergleichung mit früheren Mittheilungen mag hier das Verzeichniß der Vorlesungen auf der Universität zu Neapel von 1838 bis 1839 folgen.

I. Theologische Fakultät.

Ferrigni Pisone, Erklärung des Buches Josua und der Richter.

Giannatasio, über die Wahrheit der christlichen Religion.

de Simone, Hebräisch und semitische Sprachen.

Apuzzo, von den Sakramenten.

Soldoerio, Kirchenrecht.

II. Juristische Fakultät.

Rossi, Pandekten.

Sorrentino, dritter Theil des bürgerlichen Gesetzbuches.

Pugnetti, Institutionen, 3tes und 4tes Buch.

Saliceti, Personenrecht.

Avellino, Institutionen 1stes, 2tes Buch. Geschichte des römischen Rechtes.

Cutillo, Natur- und Völkerrecht.

Criteni, 2tes und 3tes Buch des Civilrechts.
Nicolini, peinliches Recht und Criminalprozeß.

III. Medizinische Fakultät.

de Horatiis, Chirurgie.
de Furno, gerichtliche Arzneikunde.
Minichini, Hippokrates Sentenzen.
Lanza, von den Kachexien.
Lucarelli, Physiologie.
Santoro, von chirurgischen Krankheiten.
Quadri, Augenheilkunde.
Makri, Materia medica.
Ronchi, Pathologie.
Cattolica, Hebammenkunst.
Dimitri, Anatomie.
Ferrara, Geschichte der Medizin.
Grillo, Anatomie und Pathologie.
Vulpes, Krankheiten der Lunge und des Herzens.

IV. Philosophische Fakultät.

Giannatasio, Kegelschnitte.
Flauti, algebraische Gleichungen.
Bianchi, italienische Literatur.
Quaranta, griechische Archäologie und Literatur. Über einzelne Stellen Homers.
Baffi, Diplomatik.
Cua, Landwirthschaft.

Valente, Baukunst.

Ruggiero, mathematische Physik.

Sementini, philosophische Chemie.

Scorza, Geometrie.

Monticelli, Ethik.

Longo, Staatswirthschaft und Statistik.

Aprea, Paläographie.

Nobile, Algebra.

Giardini, Elektricität und Magnetismus.

Sangiovanni, einzelne Theile der Zoologie.

Fergola, Astronomie.

Costa, von den Zoophyten.

Galluppi, Logik.

Tenore, Botanik.

Lanzellotti, angewandte Chemie.

Lucignano, Rhetorik, Horaz de arte poetica, über das Theaterwesen der Römer.

Die jährlichen Vorlesungen beginnen den 5ten November und enden den 30sten Junius. An gewissen heiligen und Geburtstagen, in den Festwochen und an allen Donnerstagen des Jahres, wird nicht gelesen.

Ich mag die schon so oft gemachten Bemerkungen über die italienischen Universitäten nicht wiederholen. Geschichte und Staatsrecht fehlen wieder ganz, eigentliche Philosophie größtentheils, und die theologische Fakultät verdient kaum diesen Namen. Die materiellen Seiten der Wissenschaft treten überall in den Vorder-

grund, und das Spirituelle in den Hintergrund. Was an der Theologie auf der Universität fehlt, sollen die bischöflichen Seminarien ersetzen; und wo sich Mangel an geschichtlicher Einsicht und Weisheit zeigte, hat die Polizei versucht jeden Irrenden auf eine, ihr gefällige Bahn zu weisen, oder hinzustoßen. — Weil dies jedoch gar zu verdrießlich und absprechend klingt, mag noch folgende Stelle aus der Finanzgeschichte (III, 814) des gemäßigten Bianchini hier Platz finden. Er sagt: „Der Unterricht des niederen Volkes ist äußerst gering (pochissima) und die anderen Stände unterrichten sich mehr durch sich selbst, als durch öffentliche Anstalten. In manchen Landschaften rechnet man, daß von 150 bis 160 Personen, kaum eine in die Schule geht um Lesen und Schreiben zu lernen."

Hiemit steht der auffallende Umstand in Verbindung, daß selbst die Fakultätswissenschaften fast mehr außerhalb, als auf der Universität studirt, und theils von Universitätsprofessoren, theils von anderen Männern gelehrt werden. Jene Professoren (sagte mir ein wohlunterrichteter Mann) müssen diese Aushülfe suchen, um nicht Hungers zu sterben; und ein Student fügte hinzu: die, monatlich mit einem Scudo bezahlten Vorlesungen, werden viel sorgfältiger gehalten, als die unentgeltlichen bei der Universität. Auch kommt man, weil hier der Ferien zu viel sind, nur langsam

vorwärts; während man bei den Privatvorlesungen Zeit gewinnt und die akademischen Würden erhalten kann, ohne die Universität besucht zu haben, sobald man nur im Examen die nöthigen Kenntnisse zeigt und — die Gebühren pünktlich zahlt.

So treibt also die Unvollkommenheit der Hauptuniversität, zu dem schlechten Surrogate vieler kleiner Nebenuniversitäten; wobei Übersicht, genossenschaftlicher Zusammenhang, Vollständigkeit des Lehrplans und umfassende Gründlichkeit des Studiums gewiß leiden.

Laut und allgemein klagt man, mit welchem Leichtsinn und welcher Parteilichkeit die Professuren bei der Universität, oft an die unwissendsten Personen sind gegeben, und wahrhaft unterrichtete Männer ausgeschlossen worden. Bei diesen Verhältnissen muß man es für einen wesentlichen Fortschritt halten, daß durch ein vom Erzbischofe von Seleucia Mazzetti erstrittenes Gesetz, sorgfältig bestimmt ist: welche öffentlich anerkannte Verdienste ein Professor besitzen, oder welcher mündlichen und schriftlichen Prüfung sich jeder Bewerbende unterwerfen müsse. Anderwärts möchten die Mängel dieses Verfahrens leicht geltend gemacht werden; hier liegt schon darin ein Gewinn, daß geheime Intriguen und eigennütziger Schutz wegfallen, weil Fragen, Antworten, Prüfung und Beurtheilung öffentlich sind, ja durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß kommen.

Hundertundzehnter Brief.

Neapel, den 14ten Julius.

Erlaubt daß ich Euch heute einige zerstreute Bemerkungen über Landbau und Forstwesen im Neapolitanischen vorlege. Die Aufhebung des Lehnswesens, der Verkauf von Klostergütern und Domainen, sowie viele andere Gesetze, mußten auf Ackerbau und Waldbau großen Einfluß haben. So kam z. B. viel Grundeigenthum aus den Händen müßiger Vornehmen, in die Hände thätiger Personen, und die Zahl der unabhängigen Eigenthümer wuchs. Unzählige Dienstbarkeiten und Beschränkungen nahmen ein Ende, und hiemit entstand erst die Möglichkeit einer freieren Benutzung und eines höheren Ertrages.

Wiederum hatte diese neue Freiheit auch ihre Schattenseiten; nicht allein bei der Waldbenutzung (wovon ich sogleich sprechen werde), sondern auch in anderen Beziehungen. So fehlte es oft den neuen Erwerbern an hinreichenden Betriebskapitalien, sie geriethen in die Hände von Wucherern und Spekulanten, und mußten dann ihr neu gewonnenes Eigenthum bald wieder verkaufen. Reiche Erwerber hingegen, welche nicht selbst wirthschaften konnten, oder wollten,

anvertrauten sich Unkundigen und litten dadurch nicht selten ebenfalls abschreckenden Verlust.

Ökonomische Gesellschaften, welche man stiftete, blieben wohl nicht ohne nützliche Einwirkung, konnten aber die Abneigung der Vornehmen, selbst den Ackerbau zu lernen und zu treiben, nicht überwinden. Daher sagt ein hiesiger Schriftsteller *): „Das sogenannte Landleben der Neapolitaner besteht bloß darin, daß sie eine andere Luft einathmen und mehr Geld ausgeben, wie in der Stadt. Zahlreichere Gesellschaften, verderblicheres Spiel, prächtigere Mahle, kostspieligerer Zeitvertreib, überall das Gegentheil dessen was das Landleben seyn sollte; — siehe, darin bestehen die Villegiaturen." — In ähnlicher Weise hat schon Goldoni diese verkehrte Sitte dargestellt und verspottet.

So wie für die Güter der Adlichen noch nicht die rechte Benutzungsart aufgefunden ist, so bleibt auch für die Benutzung der Gemeinegüter noch viel zu wünschen übrig. Wenigstens hat die Vorschrift und der Gebrauch sie auf kurze Zeit zu verpachten, bedeutende Nachtheile; auch kommen sie gewöhnlich nur in die Hände der Personen, welche den größten Einfluß im Orte haben und ihn für sich, oder für Andere geltend machen.

Krieg und Frieden, innere Unruhen, Mangel an

---

*) Galanti, Napoli 220.

Absatz u. dgl. haben ebenfalls auf den Ackerbau störend eingewirkt, und nicht minder die schwankenden Grundsätze über den Getraidehandel. Daher sagt Pecchio *): „In Toskana und der Lombardei hat die glückliche Ausdauer der Schriftsteller, eine freisinnigere Gesetzgebung über den Getraidehandel herbeigeführt; nur im Königreiche Neapel blieben die alten Vorurtheile unüberwindlich. Seit 1401 bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts, ward das Getraidewesen daselbst immer nach falschen Grundsätzen geleitet. Alle Arten der schlechtesten Beschränkungen und Vorsichtsmaaßregeln folgten aufeinander: Magazine, Niederlagen, Verpachtung des Brot= und Mehlhandels, Festsetzung der Getraidepreise u. s. w. u. s. w. — und die unvermeidlichen Folgen waren Mangel, Hungersnoth und Sinken des Ackerbaues."

Lange glaubte die Regierung diesen Übeln am Besten entgegenzutreten, indem sie befahl alle vorhandenen Vorräthe genau anzuzeigen und feststellte wie viel jeder verkaufen dürfe, oder niederlegen müsse. Hieran reihte sich eine Unzahl von unnützen Controlen und Scherereien, und das letzte Ergebniß all dieser Bemühungen war, — eine Steigerung der Brotpreise. Obgleich man von vielen Irthümern dieser Art zurückkam, ja in einzelnen Augenbli=

*) Storia dell' economia pubblica p. 226.

cken plötzlich den Getraidehandel ganz frei lassen wollte, drängten sich doch die Besorgnisse immer wieder hervor, und die Einfuhr und Ausfuhr von Pferden, Rindvieh, Öl und Getraide ward (bis auf den heutigen Tag) bald erlaubt, bald verboten; was die Durchführung von Wirthschaftsplanen ungemein erschwert *).

Besonders in Sicilien fand die Einrichtung allgemeiner Getraidemagazine (caricatoji) lange Zeit lebhafte Vertheidiger und erst in den neuesten Zeiten ist man (wie ich später erörtern werde) davon abgegangen; wogegen die Darleihhäuser auf Getraide (monti frumentarii) noch immer großen Beifall finden. Die Gemeinen bringen gewöhnlich durch Zuschlagscentimen auf die Grundsteuer ein Kapital zum Ankauf von Getraide zusammen, welches den Dürftigen zur Aussaat vorgeschossen, und nach der Ärndte mit einem Aufschlage von etwa 6 Procent zurückgegeben wird. Bisweilen kann hiedurch allerdings augenblicklicher, außerordentlicher Noth abgeholfen werden; im Ganzen aber ist das Verfahren noch immer zu verwickelt, weitläufig und kostspielig; auch mindert solch eine Einrichtung überhaupt jede löbliche Voraussicht und Ersparung, und verführt, den künftigen Ertrag schon

*) Doch steht der Ackerbau in einigen Theilen des Reiches, z. B. terra di lavoro in höchster Blüthe.

im Voraus zu verzehren, anstatt die laufenden Ausgaben aus der Vergangenheit zu bestreiten.

In ähnlicher Weise wirkt die häufige Verschuldung der Vornehmen; ja sie werden, durch eigene Schuld und mangelhafte Gesetze, fast creditlos. Wenn der Adel zu träge, oder zu stolz ist Gewerbe zu ergreifen welche etwas erzeugen und einbringen, wenn andere Stände ihm in dieser Beziehung überall den Rang ablaufen, während er fortfährt über sein Vermögen hinaus Aufwand zu machen; — so kann sein Untergang nicht ausbleiben. Die Gesetze über Hypotheken, Abschätzungen und Subhastationen sind so einseitig und mangelhaft, die Prozesse gegen Schuldner so schwierig und weitläufig; daß jeder sich scheuet Geld auf Grundeigenthum auszuleihen. Oder es werden so unglaublich hohe Zinsen gezahlt, daß keine Art der Anlage des Kapitals dieselben herbeischaffen und decken kann. Ein Creditinstitut nach preußischer Weise, und unter den gehörigen Vorsichtsmaaßregeln eingeführt, müßte dem Lande den allergrößten Vortheil bringen.

Aus der Aufhebung des Lehnsverbandes und der Fideicommisse, dem Verkaufe der Domainen und Klostergüter, der Vertheilung von Gemeinegütern u. dgl. folgte, wie gesagt, ungemein viel Nützliches für Thätigkeit, Erzeugung, Ertrag u. s. w.; — es folgte daraus aber auch das Niederschlagen und Urbarmachen

der Wälder. Allerdings waren einige derselben auf eine schlechte Weise, oder gar nicht benutzt worden, allerdings konnte die Urbarmachung an manchen Stellen auch für die Dauer vortheilhaft seyn. In den Jahren 1807 bis 1811 dachten aber die Meisten nur an den nächsten Tag und an unmittelbaren Erwerb; daher übertriebene Holzschläge und leichtsinniger Ackerbau an der Stelle ehemaliger, meist auf den Bergen belegener Forsten. Nur zu schnell wurden aber die nachtheiligen Folgen offenbar. Nach wenigen günstigen Ärndten fand man Erschöpfung des ungedüngten Bodens, verdoppelte Macht der Stürme und Regengüsse, Wassersturz, rasche Überschwemmungen und lange Dürre, Vertrocknen der Quellen, Wegreißen der Erde, Herabrollen der Steine, Verlust und Verderb auf den tiefer liegenden Grundstücken.

Aus diesen und ähnlichen Gründen ward zuvörderst verboten ohne Erlaubniß Waldflächen urbar zu machen, und ein allgemeineres Gesetz erging am 18ten Oktober 1819, wonach einer besonderen Behörde die Aufsicht über alle Forsten im Reiche (also des Königs, der Kirchen, Gemeinen und Privatpersonen) übertragen, dieselbe jedoch dem Ministerium der Finanzen und des Innern untergeordnet ward. Kein Eigenthümer von Forsten (heißt es weiter) darf ohne Erlaubniß Holz schlagen, oder den Boden, es sey für Ackerbau, oder für neuen Waldbau urbar machen.

Die Urbarmachung zum Ackerbau darf nur eintreten,

1) wenn der Boden eben, oder doch so wenig abhängig ist, daß für die niedriger liegenden Ländereien und Straßen nichts zu besorgen bleibt;

2) wenn die Ausdehnung des Forstgrundes unbedeutend, derselbe von anderen Wäldern getrennt, und mit Ackerland umgeben ist;

3) wenn der Boden nachhaltig fruchtbar erscheint und

4) die Landschaft reichlich mit Holz versehen ist.

Dies Gesetz fand viele Lobredner, aber auch viele Widersacher. Man klagte über Chikane, unnütze Forderungen, irrige Voraussetzungen, falsche Beschränkung des Eigenthums u. dgl. Daher das Bemühen Gethanes zu verheimlichen, Beweise der Übertretung wegzuschaffen, zu bestechen und selbst Überführte frei zu sprechen.

Ein neues Gesetz vom 21sten August 1826 sollte diesen Klagen und Mißbräuchen ein Ende machen. Es ward also die Aufsicht der Behörden über die Privatwälder bloß auf die Erhaltung und Verbesserung derselben beschränkt, und die Abgabe erlassen, welche die Regierung zeither von Privatholzschlägen, als Entschädigung für ihre Verwaltungskosten erhoben hatte. Waldgrund soll ohne Erlaubniß nicht urbar gemacht, und diese nicht für schrägen, abschüssigen Boden ertheilt werden. Waldgrund der, seit 1815,

mit oder ohne Erlaubniß urbar gemacht ward, soll wieder mit Holz angebauet werden, sobald der Boden abschüssig ist und aus der Veränderung Nachtheil für die unterliegenden Ländereien entsteht. Dasselbe muß geschehen, wenn die Urbarmachung vor 1815 fällt, der Eigenthümer aber binnen zwei Jahren kein Mittel nachweiset, eintretenden Schaden zu verhindern. Die Forstbeamten stellen hierüber die nöthigen Untersuchungen an und entwerfen die erforderlichen Nachweisungen; der Intendant aber entscheidet hierauf über Ackerbau, oder Waldbau. Forsten, welche noch nicht getheilt und ganz freies Eigenthum geworden sind (mögen sie Kirchen, Stiftungen, Gemeinen, oder Privatpersonen gehören), bleiben der Aufsicht des Staates unterworfen und werden wie Staatswälder behandelt und verwaltet. Unregelmäßige Holzschläge sollen nirgends stattfinden, und genaue Vorschriften über Zeit und Umfang derselben, Weidebenutzung u. dgl. zur Anwendung kommen.

Manchen Übeln mochte dies Gesetz abhelfen; auch wird (hoffentlich der Wahrheit gemäß) behauptet: der entholzte Boden lasse sich leicht und mit geringen Kosten wieder mit Holz anbauen, sobald man nur das Vieh, insbesondere die Ziegen, lange genug von den Bergen abhalte. Die übermäßige Urbarmachung scheint jetzt verhindert, keineswegs aber das übermäßige Holzschlagen.

Auch ist es irrig anzunehmen, Mangel an Holze könne nicht eintreten, weil dasselbe immer im Verhältniß der Nachfrage erzeugt werde. Denn diese Erzeugung bedarf vieler Jahre, während der Besitzer mehr Renten bezieht, wenn er verwüstet, als wenn er seinen augenblicklichen Vortheil den Nachkommen und dem allgemeinen Besten nachsetzt.

Ja es wird behauptet, jenes wohlgemeinte Gesetz habe einen ganz entgegengesetzten Erfolg gehabt, und Gelegenheit gegeben für die ärgsten Mißbräuche eine Art von Beglaubigung durch leichtsinnige, oder eigennützige Beamte herbeizuschaffen. — Zu mancher Waldverwüstung giebt sogar die Regierung (mit sich selbst im Widerspruche) eine Veranlassung, indem sie z. B. die Einfuhr der Kohlen hoch besteuert, oder die Ausfuhr des Schiffbauholzes verbietet, was dann (zur Minderung des Ertrages für den Eigenthümer) verbrannt, oder verkohlt wird.

Hundertundelfter Brief.

Neapel, den 15ten Julius.

Ich reihe heute dem Vorstehenden einige Nachrichten an, über die Benutzung der Domainen, und den höchst eigenthümlichen Tavoliere von Apulien. Gleich nach der Thronbesteigung Josephs ward eine neue Behörde für die Domainen errichtet, und ihr nicht bloß die Verwaltung der Krongüter zugewiesen; sondern auch aller erledigten Kirchengüter und aller aufgehobenen Klostergüter. Fast noch mehr Geschäfte entstanden dadurch, daß man Gemeinheitstheilungen und Ablösungen für Kron=, Kirchen=, Lehn= und Gemeinegüter nachließ, ja anbefahl. Die Domainen wurden verkauft, oder in kleineren Theilen auf Zins ausgethan, oder an den Meistbietenden verpachtet. Im letzten Falle berechnete man den Ertrag nach der neuesten Pachtsumme, oder der Grundsteuer, oder dem Einkommen der letzten beiden Jahre.

Der Tavoliere von Apulien ist eine der Krone zugehörige, großentheils ebene Fläche von etwa 74 italienischen (etwa 4½ deutschen) Quadratmeilen, welche seit Jahrhunderten nur als Weide benutzt ward, ja nur als Weide benutzt werden durfte. Schon 1447

gab Alfons I umständliche Gesetze über Vertheilung des Bodens, Erhebung des Zinses, Zahl des einzutreibenden Viehes, Controlen, Aufsicht, Auspfändung, Behörden u. s. w. Im Sommer zogen die Heerden meist hinauf in die Abruzzen und gingen den Winter hinab zum Tavoliere; wobei (wie ähnlicherweise in Spanien) Unbilden und Nachtheile für Landbauer und Eigenthümer eintraten. Gar oft versuchte man, ohne Erfolg, diesen Übeln abzuhelfen; im Ganzen behielt man das alte System bei, wonach die Benutzung des Bodens immer nur auf ein Jahr (in neuerer Zeit auch auf sechs Jahre) zur Viehweide verpachtet ward, und jede Urbarmachung zum Ackerbau untersagt blieb. Gesuche das letzte zu erlauben, wurden, seit Karl V, unter allerhand Vorwänden immerdar zurückgewiesen, so z. B. weil es alsdann der Hauptstadt an Fleisch fehlen, und das rechte, unabänderliche Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau gestört werde. So dauerte die Benutzung einer europäischen Landschaft zwangsmäßig fort, als sey sie eine asiatische Steppe; und der Übergang aus dem Hirtenleben zum Ackerbau, oder die Verbindung beider Lebensweisen, galt für einen Rückschritt und eine Thorheit.

Die Franzosen mußten an dem Allem den größten Anstoß nehmen, und schon am 21sten Mai 1806 erging ein Gesetz, welches die Verhältnisse des Tavoliere völlig umgestaltete. An die Stelle der Zeitpacht sollte

ein fester Zins treten, und derselbe binnen gewissen Fristen (mit vier vom Hundert zu Kapital gerechnet) abgelöset werden. Jeder durfte den Boden, nach Belieben, als Weide oder Acker benutzen. — Die letzte Bestimmung und der nachgewiesene Übergang aus unsicherem Zeitbesitze zu festem Eigenthume, war eine löbliche Befreiung und ein wesentlicher Fortschritt. Doch zeigen sich schon hier in den aufgezwungenen Bestimmungen, fiskalisch eigennützige Zwecke. Viel ärger, ja auf verdammliche, das neue Gute ganz zerstörende Weise, traten diese aber hervor, als man den abzulösenden Zins auf mannichfache Weise erhöhte, so daß ein Carro, welcher bis dahin in Wahrheit nur 24 Thaler zahlte, jetzt (einschließlich der neuen Grundsteuer) 66 bezahlen sollte. Wer sich binnen 20 Tagen nicht zur Annahme all dieser Bedingungen bereit erklärte, verlor sein Anrecht und ward aus dem Besitze gesetzt. — Noth, Furcht, Gewohnheit, neue und übertriebene Hoffnungen, ließen meist jeden Widerspruch verschwinden.

Bis zur Herstellung König Ferdinands hatten aber Anbau, Verbesserung und Ablösung nicht die erwarteten Fortschritte gemacht; wofür man unzählige Gründe angab, wogegen man unzählige Mittel vorschlug, — nur nicht den rechten Grund und das rechte Mittel.

Am 13ten Januar 1817 erschien ein neues Gesetz über den Tavoliere, welches alles Verständige und

Heilsame des früheren aufhob, alles Unverständige und Nachtheilige aber beibehielt, ja noch steigerte. Aufgehoben ward die Erlaubniß, durch eine Ablösung des Zinses, freies Eigenthum und Credit zu gewinnen; aufgehoben ward die Erlaubniß das Land nach Belieben zu bebauen: beibehalten hingegen, ja gesteigert ward der unvernünftig hoch angesetzte Zins. Damit das rechte und natürliche Verhältniß zwischen Weide und Ackerland im Reiche erhalten werde, sollte niemand (bei Strafe der Einzahlung des zehnfachen Zinses) jemals mehr als ein Fünftheil seines Landes besäen! Wer dies (unter Zustimmung des früheren Gesetzes) gethan hatte, ward für einen unrechtmäßigen Besitzer erklärt u. s. w. u. s. w.

Eine genaue Zergliederung des Gesetzes würde erweisen wie Recht Matteo de Augustinis hat, wenn er von demselben sagt: es ist ein unförmlicher Haufen von Bestimmungen, welche Unwissenheit aller wahren Theorien von Verwaltung und Staatswirthschaft zeigen.

Die Noth und die Klagen im Tavoliere stiegen immer höher, so daß die Regierung endlich selbst Gutachten und Erklärungen sehr verschiedener Männer hervorrief. Die vielen hierüber gedruckten Schriften beweisen die Aufrichtigkeit der Verfasser und (für diesen Fall) die Freisinnigkeit der Censoren; der Werth des Inhaltes ist aber ungemein verschieden. Während

nämlich einige jener Schriften zugleich richtige wissenschaftliche Einsicht und große praktische Kenntniß zeigen; sind andere noch nicht bis zum A=B=C der Theorie vorgedrungen, und verbreiten sich über angeblich praktische Vorschläge, welche offenbar nicht auszuführen, ja abgeschmackt sind. So meinen Einige: der Landbesitzer solle erst Gräben ziehen, Bäume pflanzen, die Luft reinigen, Häuser und Ställe nach Normalvorschriften bauen u. dgl.; und dann um die Erlaubniß einkommen den Boden zu besäen. Diese Erlaubniß sey nur zu ertheilen, wenn das mathematische und nothwendige Verhältniß zwischen Weide- und Ackerland nicht gestört werde und man finde, die künftige Verbesserung werde nicht an anderen Stellen Verschlechterung herbeiführen. Eine so dumme Vielregiererei und Allerweltseinmischung empfahlen Leute, welche nebenbei von Erhöhung der Freiheit sprachen.

Überlasse man jedem Einzelnen, was er mit seinem Grund und Boden anfangen, und ob er seinen Zins ablösen will oder nicht; allgemeine Berechnungen über den Fleischbedarf Neapels und den pflichtmäßigen Fleischbeitrag des Tavoliere, sind thöricht und lächerlich. Daß steigender Ackerbau auch die Viehzahl erhöht, scheint jenen Rathgebern nicht eingefallen zu seyn; und eben so wenig daß jeder Landbesitzer das rechte Verhältniß beider Zweige besser ordnet, als eine Centralbehörde in der Hauptstadt.

Schon im Jahre 1832 waren die Verhältnisse wissenschaftlich so erörtert, und praktisch so vollständig auseinander gesetzt; daß man eine wesentliche Änderung und Verbesserung des verkehrten Gesetzes hätte vornehmen können und vornehmen sollen. Statt dessen geschah Nichts und der Tavoliere befindet sich noch immer in derselben, elenden Lage. Eine im Jahre 1834 gestiftete Bank, welche den dortigen Grundbesitzern für 6 bis 7 Procent Geld leihen wollte, hat weder diesen etwas geholfen, noch selbst gute Geschäfte gemacht; — was denn freilich auf den Hauptpunkt, das noli me tangere hinweiset. Nämlich:

1) daß ohne freie Benutzung des Bodens und Erlaubniß zur Ablösung des Zinses, kein wahrer Fortschritt möglich ist, und

2) daß vor diesen Besserungen kein Landbesitzer im Tavoliere, Hypotheken nachweisen und Credit gewinnen kann. Aber selbst eine günstige Erledigung dieser Punkte führt nicht zum Ziele, so lange man

3) den widerrechtlich aufgelegten, übermäßig gesteigerten Zins beibehält. Erfolgt keine den Verhältnissen angemessene, billige Verminderung desselben, so wird es dem Besitzer immerdar an Überschüssen und Betriebskapital, dem Gläubiger aber an Sicherheit fehlen.

Ungeachtet des gerechten Tadels, welcher über diese und über manche andere Dinge auszusprechen ist, gestehen selbst strenge Beurtheiler, daß Ackerbau, Vieh-

zucht, Fabriken, Handel, Straßen u. s. w. seit 1806 wesentliche Fortschritte gemacht haben: eine Folge der natürlichen Beschaffenheit des Landes, der eigenen Thätigkeit, des Friedens, der Gesetzgebung. Doch hat sich die letzte bisweilen in große Irthümer hineindrängen lassen, bisweilen dieselben mit Vorliebe selbst gehegt und gepflegt. Aber auch die Vorschläge und Ansichten derer, welche außerhalb der Verwaltung stehen und sie mit gutem Rathe versorgen, sind keineswegs immer aus einem Stücke. Derselbe Mann z. B. welcher klagt daß die Schafzucht nicht mehr durch Einführung von Merinos verbessert werde, will die Pferdezucht durch ein Verbot Pferde einzuführen in die Höhe bringen, und dankt der Regierung, daß sie ein solches erlassen habe *).

In ähnlicher Weise leben noch sehr Viele (und insbesondere die Regierung bei Bestimmung der Zollsätze) der irrigen Meinung: hohe Schutzzölle und Monopole könnten die einheimische Fabrikation allein in die Höhe bringen. Von den entgegengesetzten großen Erfahrungen, welche man in neuerer Zeit über diese Dinge im Preußischen und in Deutschland gemacht hat, weiß man hier nichts, oder will davon

*) Die Einführung fremder Maschinen ist so unverständig hoch besteuert, daß man ohne große Kosten und Scherereien keinen Pflug, oder Spinnrad kann kommen lassen.

nichts wissen. — Die Tuch-, Baumwollen- und Eisenfabriken (an deren Spitze jedoch großentheils Ausländer stehen) haben in neuerer Zeit Fortschritte gemacht, zum Theil freilich nur durch künstliche Mittel und auf Kosten der Käufer; an welche, verkehrt genug, die Gesetzgeber in der Regel weit weniger denken als an die Verkäufer.

Es ist bekannt wie sehr es bis auf die neueren Zeiten im Neapolitanischen an guten, fahrbaren Straßen gefehlt hat; zum Theil gewiß eine Folge der Gleichgültigkeit und Unthätigkeit. Doch muß man andererseits nicht vergessen, welche große Schwierigkeiten hier oft entgegenstehen: zerschnittener Boden, wenig Ebenen, keine langen Bergrücken oder Thäler, sondern auf und ab, Bergknoten, tiefe Einschnitte, Bergwässer u. s. w. — Erst allmählig hat die Wissenschaft diese Hindernisse besiegen gelernt; früher walteten viele Irthümer ob, und viel Geld ward verschwendet. So sind ältere Straßen zu steil und gerade über Berge geführt, weshalb große Lasten darauf gar nicht fortzubringen sind. Ferner störten Vorurtheile und Eigennutz: so verlangten z. B. die Meisten, man solle die Straße ganz nahe an ihren Grundstücken vorüberführen, dieselben aber nicht berühren. Endlich nahm man zu viel Rücksicht auf den Gang der alten Straße, ja auf die Lage alter Wirthshäuser. Es giebt drei Arten von Straßen: 1) solche die auf königliche Ko-

sten angelegt und erhalten werden, z. B. nach Rom, Apulien, den Abruzzen, Kalabrien; 2) landschaftliche, welche auf Kosten der Landschaften gebaut sind; 3) Gemeinewege. Oft hat die Regierung, wenn die Landschaft eine Straße angelegt hatte, die spätere Unterhaltung übernommen. Diese Unterhaltung wird gewöhnlich, unter genauer Feststellung der Bedingungen, in Pacht gegeben, in der Regel aber kein Chausseegeld erhoben.

Vor 1806 ward fast aller Handel in genuesischen und französischen Schiffen geführt. Selten wagte man sich über die Küstenfahrt bis Dalmatien, nie aus dem mittelländischen Meere hinaus. Jetzt sind neapolitanische Schiffe zum baltischen Meere, ja nach Amerika und Ostindien gesegelt. An die Stelle unzähliger kleiner unbequemer Schiffahrts- und Handelsabgaben, trat ein verständigeres, einfacheres Besteuerungssystem. Über die Tonnenzahl der neapolitanischen Schiffe in früherer und späterer Zeit, weichen die Angaben sehr untereinander ab; gewiß hat sie sehr zugenommen. Es liefen während des Jahres 1838 von Neapel aus Schiffe:

neapolitanische	976
französische . .	81
englische . . .	92
russische . . .	2
sardinische . . .	19

toskanische . .	34
römische . . .	1
amerikanische	3
schwedische . .	1
holländische .	1
norwegische .	1
luchesische . .	1
belgische . . .	1
spanische . . .	1
türkische . . .	1.

Die Handelsverträge, welche man früher nach irrigen, jetzt veralteten Grundsätzen abschloß, bedürfen einer neuen Prüfung und Abänderung, so z. B. die Bestimmung daß England, Spanien und Frankreich 10 Procent Erlaß von allen Handelsabgaben erhalten; was denn freilich das vollkommene Gegentheil einer neapolitanischen Bevorzugung der Einheimischen seyn würde, wenn man nicht versucht hätte, diese in anderer Weise noch mehr zu begünstigen.

Bei den neuen Verhandlungen über Abänderung des zeitherigen Systems und Abschluß eines Handelsvertrages mit England, sind alle die Vorurtheile nochmals ausgesprochen und die Irthümer vertheidigt worden, welche gründliche Wissenschaft und umfassende Erfahrung längst widerlegten. Desto mehr Verdienst hat derjenige hohe Staatsbeamte, welcher Geduld und Muth nicht verliert, diesen Stall des Augias zu rei-

nigen und seinen Mitbürgern in neue glücklichere Bahnen hineinzuhelfen. Er hat siegreich erwiesen: 1) daß die früheren Verträge mit Frankreich, England und Spanien, sowie die den Einheimischen bewilligten Vortheile und Prämien, einseitig und nachtheilig waren, und die Fortschritte des Handels nicht durch dieselben, sondern troß derselben eintraten; 2) daß jene Verträge unbillig gegen andere Mächte sind, deren Flaggen (zum Schaden der Producenten) zurückschrecken und Repressalien (zum Schaden der Kaufleute) hervorrufen; 3) daß es ungerecht und zugleich thöricht ist, im Handel nur durch den Schaden Anderer und durch Monopol gewinnen zu wollen; 4) daß in unseren Tagen nicht das Überbieten im Besteuern, Chikaniren und Übervortheilen, die Grundlage der Handelsverträge seyn kann; sondern Offenheit, Berücksichtigung des beiderseitigen Interesse und ächte Reciprocität.

Wenn der Fürst von Cassaro zum Heile seines Vaterlandes mit diesen Ansichten durchdringt, so muß zugleich das große Ungeheuer (welches andere Väter hat), nämlich das sicilische Schwefelmonopol, verdienten Todes sterben. Auch wird das Übergewicht abnehmen, welches (bei vernünftigeren Grundsätzen und größerer Thätigkeit) die sardinischen Staaten über die neapolitanischen ausüben.

Hundertundzwölfter Brief.

Neapel, den 16ten Julius.

Nachdem ich Euch über gar viele Dinge Nachricht gegeben, muß ich endlich auch der Steuern und des Finanzwesens erwähnen. Man könnte sagen: per tot ambages tendimus in Latium; — wäre nur das Finanzwesen ein erfreuliches Latium. Die Irrwege, Mißgriffe, Krankheiten desselben, machen schon dem Kenner keine Freude; viel weniger dem Liebhaber, welcher sich eher alles Andere gefallen läßt — als die Langeweile! Von dieser Überzeugung durchdrungen, will ich den größten Theil meiner Auszüge über Bord werfen, und den unausweichbaren Weg so rasch als möglich zurücklegen.

Es wäre sehr irrig anzunehmen: daß bis zum Jahre 1806 ein weises Steuer- und Finanzsystem im Neapolitanischen geherrscht hätte, und erst seitdem revolutionaire Verkehrtheit eingebrochen wäre. Vielmehr hatte das alte Abgabenwesen die größten Mängel; an Vorgriffen, Mehrausgaben, Schulden und Willkür vielfacher Art aber großen Überfluß. Mit dem Eintritte der französischen Herrschaft ward Einiges noch schlechter als vorher, Anderes dagegen viel besser; um-

gestaltet ward fast Alles ohne Ausnahme. Doch ich muß (nolens, volens) etwas mehr ins Einzelne gehen. Die neuen Einnahmequellen waren: Grundsteuer, Gewerbsteuer, Personensteuer, Zölle und Accise, Stempel- und Eintragungsgebühren, Monopole (Salz, Tabak, Spielkarten, Schießpulver, Salpeter), Post, Lotterie.

Schon am 8ten August 1806, ward eine ungemein große Zahl kleiner Grundabgaben aufgehoben und die Erhebung einer allgemeinen Grundsteuer anbefohlen. Allerdings hatten jene früheren Abgaben verschiedenartigen Ursprung, geringen Zusammenhang, Ungleichheit des Maaßstabes und Unbequemlichkeit der Erhebung: im Ganzen aber waren sie sehr mäßig und die Zahlenden daran gewöhnt. Schon Karl III befahl die Anfertigung eines allgemeinen Steuerbuchs; Widerspruch der bevorrechteten Stände hinderte aber die Ausführung. Jetzt nahm man auf Widerspruch solcher Art nicht allein keine Rücksicht; sondern es war offenbar ein Hauptzweck: die befreiten Güter der Kirche und der Adlichen mit der neuen Steuer zu treffen und dadurch die Einnahmen zu erhöhen. Leicht war es ausgesprochen: es solle der reine Ertrag (meist nach dem, damals hohen, zehnjährigen Durchschnitte) ermittelt und davon ein Fünftel als Grundsteuer bezahlt werden. In drei Wintermonaten ließ sich Größe, Güte, Ertrag u. s. w. gar nicht ermitteln; und so fanden sich dann Irthümer, Betrügereien, Ungerechtig-

keiten in so großer Zahl und so großem Maaße ein, daß die Berichtigungen welche in verschiedenen Zeitpunkten eintraten, die Mängel zwar vermindern, aber nicht ausrotten konnten. Ja um ein noch größeres Übel, die stete Ungewißheit des Eigenthums, nicht länger fortbestehen zu lassen, ward endlich festgesetzt: bis 1860 solle keine weitere Veränderung hinsichtlich der Grundsteuer eintreten. Sie beträgt jährlich die Summe von 6,150,000 neapolitanischen Dukaten (Thalern). Außerdem werden als Zuschlag erhoben:

10 Grani für die Staatsschuld,
7 „ für feste landschaftliche Ausgaben,
2 „ für bewegliche landschaftliche Ausgaben,
bis 2 „ für Gemeineausgaben und
$1/2$ „ für die Gensdarmerie.

Jedenfalls ruht ein sehr bedeutender Theil der neapolitanischen Abgaben auf dem Grundvermögen.

Die neue Gewerbsteuer ward (mit Abschaffung anderer ähnlicher Abgaben) der französischen nachgebildet, dann allmählig vielfach geändert, und 1815 ganz aufgehoben. Stempel- und Eintragungsgebühren sind dagegen (nach mannichfachen Abänderungen) in der bekannten Weise beibehalten worden.

Die Einträglichkeit wie die Mängel der Regierungsmonopole, brauche ich nicht wiederholt auseinanderzusetzen. Ein Plan die Tabakseinnahme, durch eine Mahlsteuer zu ersetzen, ist nicht zur Ausführung

gekommen. Auch das Monopol der Spielkarten dauert fort; Hazardspiele sind dagegen bei einer Strafe von 50 bis 500 Dukaten verboten. Die Salzsteuer war nicht immer gleich hoch. Der Versuch im Jahre 1807 die Abnahme einer gewissen Menge zu erzwingen, mißlang. Noch immer sind die Vorschriften lästig, die Strafen hart, und das Verbot aller eigenen, leichten Bereitung des Seesalzes drückend. Laut Rotondo gilt der Rotulo Salz

in der Lombardei	. .	16 Gran.
in Sardinien	. .	12
Neapel	. .	12
Toskana	. . .	12 bis 13
Kirchenstaat	. .	9.

Die Scherereien sind schlimmer, als die Steuer selbst.

Fast eben so nothwendig wie das Salz, ist den Einwohnern Neapels der Schnee, oder das durch Schnee gekältete Wasser. Die Versorgung der Hauptstadt ist gewissen Personen verpachtet, und vorgeschrieben wie viel in den 60 bis 65 Hauptbuden immer (der Rotolo zu vier Gran) vorräthig seyn muß. Für jede Stunde, wo es daran fehlen würde, sind erhebliche Strafen festgesetzt.

Wäre doch die Sorgfalt der Regierung beim Lotto so löblich, wie beim Schneeverkaufe. Seit 1682 besteht dies Übel in mannichfacher Gestalt, hat aber seit 1800 außerordentlich zugenommen, obgleich

von der Bruttoeinnahme (gegen 2 Millionen Dukaten) die Hälfte nicht zurückgegeben, sondern als die verderblichste Steuer von den verführten Massen erhoben und inne behalten wird. Am Meisten hat sich die Hauptstadt dieser Leidenschaft hingegeben. Von allen Einsätzen kommen auf

Neapel	12 Zwanzigstel.
den Bezirk Neapels u. Terra di Lavoro	4
Prinzipato citra	1
Auf alle übrigen Landschaften . .	3

Wie in allen Ländern findet sich auch in Neapel eine ganze Reihe von Zollgesetzen, mit vielen theils freiwilligen, theils aufgedrungenen Veränderungen. Vor 1809 überwog das sogenannte Merkantilsystem, die Steuerrollen zeigten aber weder Wissenschaft, noch Einheit. Das Gesetz vom 24sten Februar 1809 litt an denselben Mängeln, und zog nur eine Unzahl kleiner, oft örtlicher Abgaben, in eine Steuer zusammen. Hieraus entstanden aber oft wunderliche, ungerade Zollsätze: so gab das Dutzend Wachstuchhüte 1 Dukaten und 31 Gran, der Zentner roher Kuhhäute 1 Dukaten 13 Gran u. s. w. Ein zweites Gesetz vom 10ten Mai 1810 bereitete die Aufhebung aller inneren Zölle und aller Abgaben von der Küstenschiffahrt vor. Das dritte Gesetz vom 6ten November 1810 war eine Folge der unheilbringenden Continentalsperre. Gesetze vom 20sten Januar 1815 und 20sten April 1818 hoben

diese Tyrannei auf, stellten aber selbst noch kein verständiges System an ihre Stelle. Seit dieser Zeit hat man, besonders durch die Zollrollen von 1823 und 1824 einen doppelten Zweck zu erreichen gesucht: volle Handelsfreiheit im Inneren und an den Küsten, sowie Staatseinnahmen und Schutz der Fabriken und der Schiffahrt gegen das Ausland. In der Regel ist deshalb die Ausfuhr aller Produkte und Fabrikate frei, oder doch sehr gering; die Einfuhr aber zum Theil noch übertrieben hoch besteuert. So giebt z. B. Papier 30 bis 40 Procent des Werthes, musikalische Instrumente 30 Procent, Tücher 18 Procent u. s. w. Für Pelzwerk finden sich 35, für Schnupftücher 67 Zollsätze. Die Erhebung geschieht nach der Menge, oder dem Gewichte. Man ist beschäftigt diese Dinge zu vereinfachen und Manches zu benutzen was Wissenschaft und Erfahrung in den neueren Zeiten über das Zollwesen und insbesondere die hohen, monopolisirenden Schutzzölle zu Tage gefördert hat. Auch die Steuer von der Ausfuhr des Öles wird alsdann wohl noch eine Änderung erleiden. Sie ertrug

182^1/$_3$ bei 42 Gran den Stajo 1,304,000 Dukaten,
183^0/$_2$ bei geringeren Sätzen 1,939,000.

In Sicilien ist diese Steuer bedeutend geringer. Noch immer bleibt der Gewinn bei der Contrebande zu hoch, als daß die Furcht vor harten Strafen davon zurückgeschreckt hätte.

Man hat berechnet es habe betragen im Königreiche Neapel vom Jahre

	1774 bis 1784;	von 1820 bis 1832.
der jährliche Verbrauch		
von Cacao	2,000.	1,000 Ztr.
Kaffee	1,000.	5,500
Thee	800 Pfund.	5,500 Pfd.

Es ist kaum nöthig auf die Unsicherheit solcher Überschläge aufmerksam zu machen, wenn sie gleich Bedürfniß und Neigung im Allgemeinen richtig bezeichnen. Die Zolleinnahmen sind für eine bestimmte Summe verpachtet, und die Mehreinnahme wird, nach gewissen Procenten, zwischen der Regierung und dem Pächter getheilt. Dieser übt über die königlichen Hebungsbeamten eine Aufsicht und Controle, welche man für sicherer hält, als die durch vorgesetzte Behörden. Ein solches Mißtrauen, eine solche Anomalie, ist hinreichender Beweis für die Schlechtigkeit dieser Beamtenwelt; wovon jeder Reisende sich zu überzeugen täglich hinreichende Gelegenheit findet.

Die Verbrauchssteuern in den Städten sind (mit Ausschluß Neapels) auf folgende runde Summen überschlagen worden.

Vom Fleische	193,000 Duk.
Fischen	39,000
Schnee	15,000
Wein	351,000

Öl	5,000 Duk.
Gemahl	664,000
Käse, Eingesalzenem u. s. w. . . .	20,000
Andere vorübergehende Monopole und freiwillige Zahlungen	199,000
Summa	1,490,000.

Die 1826 aufgelegte Mahlsteuer ward 1831 auf die Hälfte herabgesetzt, fand aber noch immer so viele Schwierigkeiten (wegen der Handmühlen, der Armen, der Aufsicht); daß der geforderte, oder erwartete Betrag meist in anderer Weise und nicht durch jene Mahlsteuer aufgebracht wird.

Laut der Steuerrollen von 1818 und 182²/₄ bezahlt in Neapel

	Duk. Gr.	Duk. Gr.
Branntwein, 12 Barili .	3 60.	¹/₁₀ weniger.
Lämmer, eins	— 20.	
Hafer, der Zentner . . .	1 60.	1 10.
Ochse	5 80.	
Kohlen, die Fuhre . . .	— 50.	
Frisches Fleisch, der Zntr.	3 50.	
Ein Hammel	— 50.	— 40.
Waizen, der Zentner . .	— 66.	
Türkischer Waizen, d. Ztr.	— 30.	
Linsen	1 —	
Mandeln	1 —	
Öl	3 20.	

	1818.		182²/₄.	
	Duk.	Gr.	Duk.	Gr.
Gerste	1	10.		
Weißes Brot	—	80.		
Reis	1	—		
Schaf	—	30.		
Schwein	1	70.	4	—
Kuh	4	70.		
Kalb	1	50.		
Wein, 12 Barili . . .	3	60.		
Wein, die Flasche . . .	—	—	—	½.

Ich übergehe einige kleinere Änderungen. Die Regierung erhebt alle Verzehrungssteuern in Neapel, und zahlt der Stadt jährlich eine bestimmte Summe von 260,000 Dukati.

Über den Betrag der gesammten Staatseinnahmen finde ich Ziffern die Menge, für deren Genauigkeit aber niemand einstehen kann; da die Wahrheit theils vorsätzlich verheimlicht ward, theils Änderungen im Kassenwesen vieles umgestalteten, was sich aus den Hauptsummen gar nicht entnehmen läßt. Im Ganzen sind Einnahmen und Ausgaben immer mehr angewachsen, und die letzten haben nur zu oft die ersten überstiegen.

Es betrugen angeblich die Einnahmen

1790, 16,708,000 Duk.
1810, 14,488,000

1812, 16,464,000 Duk.
1820, 20,354,000
1823, 24,061,000
1829, 26,777,000
1832, 27,442,000.

Dieser Anwachs war keineswegs allein Folge zunehmenden Wohlstandes, sondern meist Folge erhöhter Abgaben und steigenden Druckes. Kaum war man auf besserem Wege, als die Revolution von 1820 die Einnahmen sehr verringerte, und die Ausgaben sehr erhöhte; so daß Anleihen auf Anleihen folgten, schlechte Spekulationen und Börsenbetrügereien u. s. w. überhand nahmen, und dennoch der jährliche große Mangel, das Deficit, nicht gedeckt wurde.

Man kann sich hierüber nicht aufrichtiger und betrübter aussprechen, als das Gesetz vom 11ten Januar 1831. Es heißt in der Einleitung desselben: Wir haben den Zustand des neapolitanischen Finanzwesens in seiner ganzen Blöße wollen kennen lernen. So traurig er seyn mag, werden wir doch kein Geheimniß daraus machen. Diese gesetzliche Freimüthigkeit ist unser würdig und des großgesinnten Volkes, welches zu regieren uns die Vorsehung anvertraute. Das Gesetz vom 28sten Mai 1826 ließ die Herstellung des Gleichgewichts der Ausgaben und Einnahmen hoffen; aber diese Hoffnung ist getäuscht worden. In Folge der Begebenheiten von 1820 bestand ein Deficit, wel-

ches sich jährlich durch die Zinsen noch vermehrte. Unter dem geheimnißvollen, in den neueren Finanztheorien angenommenen Namen einer schwebenden Schuld, bestand ein Übel, welches immer eine Schuld blieb, und zwar um so härter und lästiger, weil die Hülfsmittel zu einer dauernden Verminderung fehlten, und die fälligen Zahlungen sich nicht immer aufschieben lassen. Die Summe dieser Schuld beträgt 4,345,000 Dukati, und das Deficit noch immer über eine Million Dukati u. s. w.

In Beziehung auf die Staatsschulden tritt noch ein doppelter Übelstand hinzu: erstens daß zwei Drittel im Auslande gemacht und dahin zu verzinsen sind; zweitens daß keine Herabsetzung der Zinsen möglich ist, weil im Lande der Zinsfuß noch so viel höher steht, daß jeder gern das dargebotene Kapital annehmen würde.

Jedenfalls ist unter der Regierung des jetzigen, sehr sparsamen Königs, viel zur Verbesserung des Staatshaushaltes geschehen; was im Einzelnen nachzuweisen jedoch hier nicht passend seyn dürfte. Nur die Voranschläge für . . . 1834 1838 u. 39 mögen Platz finden:

	1834	1838 u. 39
	Dukaten.	Dukaten.
Gesammteinnahme . . .	26,150,000.	26,670,000.
Ministerrath (Ausgabe) .	40,000.	44,000.
Auswärtige Angelegenheiten	259,000.	251,000.

	1834. Dukaten.	1838 u. 39. Dukaten.
Justizministerium	628,000.	727,000.
Geistliches Ministerium .	40,000.	40,000.
Finanzen, königliches Haus und Staatsschuld . . .	14,490,000.	14,236,000.
Inneres	1,846,000.	—
Krieg	7,200,000.	—
Flotte	1,330,000.	1,721,000.
Polizei	205,000.	200,000.

So gewöhnt man auch ist im heutigen Europa zu sehen, daß die Staaten selbst im Frieden durch übermäßige Kriegsausgaben erschöpft und zu Grunde gerichtet werden; fällt es doch auf zu finden, daß in Neapel für dieselben über 8½ Million Thaler verwandt werden, während dem geistlichen Ministerium spottwenig Geld zugewiesen ist *). Die Vermuthung: dies sey auf andere Weise reichlich begabt, findet keine Bestätigung, wenn wir auf das zurückblicken was über das Schulwesen gesagt ist, und ich über das Armenwesen noch bemerken werde. — Auch die Staatsschuld und das königliche Haus nimmt viel (das letzte etwa 2 Millionen) hinweg; so daß nach Abzug dessen was die Vergangenheit zu viel verbraucht hat, und was

*) Und außerdem lasten ja noch viele Kriegsausgaben auf den Gemeinen und den Einzelnen.

man aus Furcht für die Zukunft ausgiebt, noch nicht ein Viertel der gegenwärtigen Staatseinnahmen, wirklich für die Gegenwart verwandt wird. Ists ein Wunder, wenn das lebende Geschlecht bei solchen Verhältnissen oft unzufrieden wird, obgleich es über Gründe und Gegenmittel nicht im Klaren ist?

Ich will an dieser Stelle noch Einiges über die Einnahmen und Ausgaben der Stadt Neapel beibringen. Sie betragen jährlich etwa 407,000 Dukati. Die wichtigsten Einnahmen sind in runden Summen folgende:

	Duk.
Von Mühlen und der Mahlsteuer etwa . .	39,000.
Maaß- und Gewichtgeld	6,700.
Zins-, Markt- und Standgeld	19,000.
Abzug an Gehalten	8,600.
Zuschlagsgeld zur Grundsteuer	8,800.
Antheil an der Salzsteuer	8,600.
Antheil (von der Regierung bezahlt) an den Verbrauchssteuern	260,000.

Unter den Ausgaben sind folgende die erheblichsten:

Stadtverwaltung jeder Art an	50,000.
Schulen	13,000.
Straßen, Brunnen, Wasserleitungen u. s. w.	45,000.
Erleuchtung und Feueranstalten	66,000.
Pensionen	8,000.

	Duk.
Erhaltung der Chiaja	3,000.
Öffentliche Baue und Arbeiten	55,000.

Für die Geistlichen, die Armen und an Unterstützungen finden sich viele kleinere und größere Posten.

Viele Jahre hindurch hat die Stadt Neapel (gleichwie der Staat Neapel) mehr ausgegeben, als eingenommen; eine Folge zum Theil unabweisbarer Noth und Gewalt, zum Theil aber auch des Mangels an strenger Ordnung und weiser Ersparung. Mürat übernahm die Stadtschulden, sprach sich aber zu gleicher Zeit einen noch viel größeren Werth an Grundstücken und Steuern zu. Die neueren Schulden beziehen sich meist auf kostspielige Unternehmungen, Baue u. dgl. Hier mehr aus dem weitläufigen Voranschlage aufzunehmen, halte ich für unpassend.

Vergleichen wir das Verhältniß mehrer italienischer Städte zu den von ihnen aufgebrachten Verbrauchssteuern, so ist dasselbe sehr verschieden. Triest z. B. bezieht dieselben ganz und giebt der Regierung nur eine bestimmte Summe ab; während diese in Turin und Neapel die ganze Einnahme an sich nimmt, und den Städten nur eine feststehende Summe zuweiset. Beide Formen unterliegen dem wichtigen Bedenken: daß im Falle des Steigens, oder Sinkens der Städte, feststehende Summen unangemessen, und für die Regierung, oder für die Stadt, zu groß, oder zu klein

erscheinen. Würde dagegen ein Antheil, eine Quote der Gesammteinnahmen, dem Staate oder der Stadt ausgezahlt; so stiegen, oder sänken die Summen für beide Theile, nach Maaßgabe der wirklichen Verhältnisse.

Daß in den Städten und Landschaften, durch die Regierung und die Gemeinen große Verbesserungen sind vorgenommen worden, habe ich bereits erwähnt. Den Provinzialräthen steht hierüber der Vorschlag zu; die Ausführung leiten in der Regel, drei von jenem Rathe erwählte Männer. Weil jedoch hiebei Streit, Übelstände, Mißgriffe und Mißverwendung des Geldes selten ausblieben, hat die Regierung meist Sachverständige zugeordnet, und dem Intendanten die höhere Aufsicht überwiesen.

Hundertunddreizehnter Brief.

Neapel, den 25sten Julius.

Es giebt gar viele Sitten, Gewohnheiten, Einrichtungen, Gesetze eines Volkes, welche in der Ferne thöricht erscheinen, welche man aber in der Nähe begreifen lernt und natürlich findet; es giebt umgekehrt aber auch etwelche, die in der Nähe wie aus der

Ferne irrig sind, und als Vorurtheile und Mängel bezeichnet werden dürfen. Zuweilen haben Schriftsteller (dem Volke, oder der Regierung, oder beiden entgegentretend) derlei Irthümer bekämpft und zuletzt den Sieg mehr, oder weniger davon getragen; zuweilen sind sie in denselben Vorurtheilen befangen und suchen diese mit dem Scheine der Weisheit zu bekleiden, oder Vorwände aller Art zu ihrer Rechtfertigung aufzusuchen. Ein in solcher Weise bald verständig, bald unverständig behandelter Gegenstand, ist das Armenwesen.

Ich will das nicht wiederholen, was ich in meinen Briefen aus England über die allgemeinen Standpunkte gesagt habe, aus welchen die Armuth betrachtet werden kann*); sondern meine Bemerkungen über die hiesigen Verhältnisse an eine neapolitanische, so eben erschienene Schrift anreihen. In dieser Schrift: Egoismus und Liebe betitelt, behauptet Hr. Rotondo mit vollem Rechte: der Staat könne und solle nicht das gesammte Armenwesen unbedingt leiten; dem Einzelnen müsse (neben den öffentlichen Beamten) auch eine unmittelbare Einwirkung, eine christlich liebevolle Unterstützung seiner nothleidenden Brüder verstattet seyn. — Ich kenne aber keinen Staat und keinen Schriftsteller, der dies jemals praktisch verhindert, oder theoretisch geläugnet hätte. Der Streit begann nur über das Maaß

---

*) Band I, S. 152.

der amtlichen Einwirkung, und die Art der persönlichen Hülfe; wobei kein Grund vorhanden ist, die eine, oder die andere Ansicht von vorn herein als egoistisch zu bezeichnen und ihr eine levis notae macula anzuhängen.

Es ist nicht meines Amtes das Werk des Grafen Petitti über das Armenwesen zu vertheidigen, welches Hr. Rotondo in wohlgemeintem Eifer überheftig angreift: meines Erachtens wird es dem Grafen nicht schwer werden nachzuweisen, welche Mißverständnisse hiebei obwalten; ich begnüge mich einige andere Punkte hervorzuheben. Rotondo vergleicht das englische, und das italienische Armenwesen, findet beide in allen Punkten verschieden, und giebt dem letzten unbedingt den Vorzug. Hiebei drängt sich zuvörderst die Frage auf: weshalb Rotondo die italienischen Einrichtungen, lediglich mit denen vergleicht, welche fast allgemein als sehr mangelhaft anerkannt worden sind? Auf diese Weise gelangt man nicht zu einer Verherrlichung des italienischen Verfahrens; sondern höchstens zu der Überzeugung: die altenglische Methode sey noch schlechter, als die jetzige italienische; — in der That ein sehr geringes Lob.

Hiezu kömmt daß Rotondo, die früheren englischen Einrichtungen nicht genügend kennt, und ihnen Vorwürfe macht welche sie nicht verdienen: z. B. die englische Regierung habe alle milde Stiftungen zerstört

und das ganze Armen= und Almosenwesen in ihre Hände genommen. Gerade umgekehrt: England ist an milden Stiftungen so reich wie Italien, und beide Länder verdienen in dieser Beziehung gleiches Lob, oder gleichen Tadel. Ferner hat sich die englische Regierung, bis auf die neueste Zeit, eher zu wenig als zu viel um das Armenwesen bekümmert: daher entstanden so große Mißdeutungen der Gesetze, so große Verschiedenheiten in den einzelnen Theilen des Landes und (aus falsch angewandter christlicher Liebe) so viel Ungerechtigkeiten und Thorheiten. Lassen wir indeß die älteren englischen Mängel zur Seite; warum spricht Rotondo nicht von dem neuen englischen Armengesetze und seinen Wirkungen, nicht von den schottischen und deutschen Einrichtungen, nicht von der irländischen Noth u. s. w.? Dann aber würde sich freilich die Schattenseite des italienischen Verfahrens, und das Ungenügende der von ihm vorgeschlagenen Hülfsmittel, deutlich ergeben haben.

Hiemit steht eine andere Behauptung Rotondos in wesentlicher Verbindung. Er sagt nämlich: der Zweck aller Anstrengung, alles Fleißes, aller menschlichen Thätigkeit, sey die Muße, das Nichtsthun: als wenn die Thätigkeit ihren Zweck und Lohn nicht wesentlich in sich trüge; sondern das Höchste für den Menschen, in dem Aufhören der Thätigkeit, in einer bloßen Verneinung läge. Allerdings ist nach gethaner

Arbeit gut ruhen, und dem schwach gewordenen Alten, der Rückblick auf sein früheres Leben, ein großer Trost und ein edler Genuß. Stelle ich aber die Muße götzendienerisch als das Erste und Letzte dar; so wäre der, welchem die Verhältnisse von Hause aus das Faullenzen erlaubten, viel glücklicher und klüger, als der welcher sein Brot im Schweiße seines Angesichts äße. Der Gelehrte, der Künstler, der Staatsmann, muß den höchsten Inhalt und Genuß seines Lebens, in der Thätigkeit und in den Werken seines Lebens finden; sonst wird er auch am Schlusse nicht otium cum dignitate genießen.

Eine richtige Deutung der Lehre von Arbeit und Muße, und ihrer Wechselwirkung, ist keineswegs unmöglich; wenn aber selbst gebildete Männer hier oft in Mißverständnisse hineingerathen, so kann man sich kaum wundern, daß Geringere sie in das Ordinaire und Gemeine übersetzen und ausdeuten, wonach Betteln besser ist, als Arbeiten. Und diese den Menschen herunterbringende Ansicht, ist wohl nirgends verbreiteter als in Italien, wobei Regierungen und Schriftsteller nicht ohne Mitschuld sind; insofern sie Armenwesen und Bettelei in einen Topf werfen, und meinen eines gehöre nothwendig zum anderen. Ganze Völker Europas beweisen (unbeschadet der christlichen Liebe) gottlob das Gegentheil.

Ein anderer neapolitanischer Schriftsteller mag hier als Zeuge auftreten *). Matteo de Augustinis sagt: „Man muß Armuth, von der Bettelei (mendicità) unterscheiden. Diese findet öffentlich und auf den Straßen statt, oder insgeheim und durch Vermittelung. Unzählige betteln ohne Noth, der Muße (oder vielmehr des Müßiggangs) halber und um ein bequemeres Leben zu führen. Täglich wird jeder von Landleuten und Städtern angesprochen, welche stark, gesund und zur Arbeit tauglich, oder auch wirklich Arbeiter sind. Ja, es ist dahin gekommen, daß viele Personen beiderlei Geschlechts welche ihren Geschäften nachgehen, sogleich Almosen fordern, sobald sie nur jemand ansichtig werden, den sie für wohlwollend halten. Noch Andere treiben dies (besonders in großen Städten) als ein eigenes Gewerbe; und wenn man ihnen eine Gabe verweigert, so gehen sie von den beweglichsten Bitten, über zu Vorwürfen und Beleidigungen, ja bisweilen zum Fluchen und Schmähen."

In ganz ähnlicher Art erweiset Morichini in seinem trefflichen Werke über die milden Anstalten Roms, daß deren Übermaaß die Zahl der Armen vermehre. Noch trauriger, fügt er hinzu, sind die Folgen der Bettelei für die Sittlichkeit. Sie befördert

*) Della condizione economica del regno di Napoli, p. 116.

den Müßiggang, und unterstützt die Laster welche stets die unsichtbaren Begleiter derselben sind.

Ich halte dies systematische, legalisirte Bettelwesen für eine der größten und gefährlichsten Krankheiten des heutigen Italien; um so größer und gefährlicher, da so viele Regierungen und so viele nicht bettelnde Italiener es als ein Kennzeichen edler Mildthätigkeit und ächten Christenthums betrachten. Tritt man der Sache unbefangen näher, so schwindet selbst der schwache Schein welchen man darüber zu verbreiten sucht.

Nichts untergräbt und vertilgt mehr den Werth, die Würde, das Selbstgefühl des Menschen, als stetes Betteln. Sogar das Verbrechen (begangen im Augenblicke der Noth, oder der Leidenschaft) führt nicht solche moralische Auflösung mit sich, ist nicht ein solcher unheilbarer Krebs für die Sittlichkeit. Es bleibt also die größte Härte und Barbarei, einen wahrhaft Hülflosen, auf die Straße zum Betteln hinauszuweisen, statt mit größerer christlicher Liebe auf eine würdige Weise für ihn zu sorgen; es ist eine verdammenswürdige Nachlässigkeit, die Bettelei der nicht Hülfsbedürftigen, zu deren eigenem Verderben ungestört einreißen zu lassen. Beides geschieht in Italien, damit (so sagen Etliche) der Christ immer Gelegenheit habe, das Verdienst der Mildthätigkeit zu erwerben. Also nach dem Sprichworte: fiat experimentum in

corpore, oder in anima vili, soll der Arme als Reizmittel für die Tugend des Reichen verbraucht und geopfert werden! Ist dies der höchste Zweck, so taugen alle milden Anstalten nichts, sondern die darin Aufgenommenen müßten (zur Vermehrung der Barmherzigkeit) ohne Ausnahme auf die Straßen hingelegt werden. Trifft man aber eine Auswahl, nach welchem Rechte und nach welchen Grundsätzen decimirt man denn die Hinausgeworfenen?

Ist es christliche Liebe: dem Zufalle zu überlassen, ob der Straßenbettler nichts, wenig, viel oder zuviel erhalte? Findet nicht Streit statt über die vortheilhaftesten Plätze; sind nicht die einträglichsten (z. B. an einigen Kirchthüren) als Erwerbszweige betrachtet und selbst in eine Art von Pacht genommen worden?

Bettelei, wie man sie in den meisten Städten Italiens antrifft, vermehrt nicht die christliche Liebe, sondern führt durch ihr Übermaaß zur Hartherzigkeit; sonst wäre es nicht möglich, daß mit den schrecklichsten Krankheiten Behaftete sich Jahre lang an derselben Stelle in ihrem Elende umherwälzen. Und eben so unwahr, als daß diese Bettelei die Liebe erhöhte, ist die Behauptung: daß durch Almosen an Straßenbettler gegeben, jemals Bettelei und Noth abgeschafft und vertilgt worden sey.

Ein Volk, das sich auf seinen Schönheitssinn so viel zu Gute thut, sollte auch die ästhetische Seite

nicht ganz unberücksichtigt lassen, und das Eckelhafte keineswegs überall ausstellen. Ich habe gesehen, daß ein Weib, dessen Gesicht durch böse Krankheiten ganz zerfressen war, schwangere Frauen unablässig verfolgte und ihnen widerwärtig nahe kam, um von den Furchtsamen etwas zu erpressen. Gerade vor dem Palaste des Königs hält sich hier ein Kerl auf, der seine Beinkleider öffnete und mir mehre Male ein Gewächs oder einen Bruchschaden von der Größe eines Flaschenkürbisses fast in die Hand legte, so daß ich vor Eckel einen Seitensprung machte. Von christlicher Liebe (ich wills nicht läugnen) fühlte ich in diesen Augenblicken gar nichts, sondern weit mehr die Neigung mit meinem Stocke dem Unverschämten eins überzuziehen.

An einer anderen Stelle seines Buches sagt Rotondo: in London würden jährlich 20,000 Kinder ausgesetzt. Ich weiß nicht wer ihm eine so völlig unwahre und unglaubliche Nachricht aufgebunden hat; und wünsche, daß meine Nachrichten über die italienischen Findlinge nicht an ähnlichen Mängeln leiden. Aus Florenz erhalte ich nachträglich die Belehrung: am Schlusse des Jahres 1838 habe das dasige Findelhaus (für etwa ⅔ von Toskana) 7600 Kinder verpflegt, von denen nach einer Schätzung etwa 3400 unehelicher, die übrigen ehelicher Geburt waren. Die Zahl der jährlich ausgesetzten Kinder beträgt etwa

1200. Die Sterblichkeit, welche sich früher bis auf 80 Procent belief, hat abgenommen, seitdem man die Verpflegungsgelder steigerte, das heißt, die Ausgaben sehr erhöhte. In Neapel wurden ausgesetzt im Jahre

1824	1977,	davon	starben	1471
1827	1891	„	„	1457
1828	1893	„	„	1503
1838	2022	„	„	1440.

Die Richtung der christlichen Liebe ist bei den Findelhäusern so irrig und schlecht angewandt, wie bei der Straßenbettelei. Anstatt meine schon häufig über diesen Gegenstand ausgesprochenen Klagelieder zu wiederholen, erwähne ich nur den Einwand einer Dame: „ohne Findelhaus kann ein Mädchen das geboren hat, den Verlust ihrer Jungfrauschaft nicht verheimlichen und wird dann keinen Mann bekommen." — Diese Ansicht: daß Regierungen durch öffentliche Anstalten, den Hehler für Unkeusche machen sollen, damit ein unschuldiger Bräutigam desto leichter betrogen werde; — war mir neu und unerwartet. Abgesehen aber davon, daß hienach ein schlechtes Mittel zu angeblich gutem Zwecke angewandt, und die Lüge fast zur Grundlage der Ehe gemacht würde; verfehlt man den Hauptzweck: weil da, wo solch Lügen und Verheimlichen unmöglich ist, die Geschwächte weit häufiger und von Rechts und Natur wegen, den Vater ihres Kindes heirathet, wo dann ohne Ver=

gleich besser für dasselbe gesorgt wird, als durch die großen privilegirten Mordanstalten, welche man Findelhäuser nennt!

Hundertundvierzehnter Brief.

Neapel, den ersten August.

Kein Mensch von Verstande und natürlichem, unbefangenem Gefühle, kann ohne innige Theilnahme die Klagen der Irländer darüber anhören, was ihr geliebtes, grünes Vaterland seyn könnte, und was es ist. Der Schmerz der Sicilianer und ihrer Freunde muß aber, wo möglich noch größer seyn: denn auf dem tragischen Hintergrunde der abgebildeten Gegenwart, sehen wir zugleich was Sicilien einst war, wie vollendet der Anbau des Landes, wie vielseitig die geistige Entwickelung, wie rastlos die Thätigkeit. Und wollten Menschen in stumpfer Gleichgültigkeit darüber schweigen, so reden in ihrer Riesenschrift die Steine: te saxa loquuntur!

Woher dieser unselige Verfall? Einst die Kornkammer Roms, jetzt oft selbst Mangel leidend, Wü-

sten statt bebauter Felder, kahle, verbrannte Strecken statt baumreicher Haine, und umgestürzte Säulen und Tempel als einziger Gegenstand der Aufmerksamkeit, Forschung und Bewunderung; während die Gegenwart nichts bietet als schwarze, sich über das Ganze hinlagernde Schatten, damit das Bild durch den Gegensatz nur noch dunkler und erschreckender werde!

Woher dieser unselige Verfall? da Sicilien nicht (wie Kleinasien) Jahrhunderte lang durch wilde Horden beherrscht und zu Boden gedrückt ward; da der muhamedanische Halbmond mit seiner Sichel das christliche Land nur vorübergehend berührte; da geistige Bildung nach kürzerem Schlummer schon im 12ten, 13ten Jahrhunderte wieder emporleuchtete, und unter den Herrschern sich einzelne befanden, fähig wie Kaiser Friedrich II Jahrhunderte in neue Bahnen zu weisen; da die Verfassung nie (wie in Neapel) ihre Bedeutung verlor, und das Meer gegen so manche Störungen und Gefahren schützte, denen das Festland ausgesetzt war?

Das Räthsel wird noch größer, wenn wir die letzten funfzig Jahre ins Auge fassen, und das Schicksal Siciliens mit dem Neapels vergleichen. Dieses Land litt durch Umwälzungen, Kriege, Kriegssteuern, Handelssperren, Aufopferung für fremde Zwecke u. s. w. Sicilien hingegen blieb geschützt gegen diese Übel, erfreute sich der so lang entbehrten Anwesenheit des

Hofes und der Behörden, bezog durch freien Handel und die Anwesenheit der Engländer große Summen, erhöhte den Preis seiner Erzeugnisse, den Werth seines Bodens u. s. w. u. s. w.

Trotz jener Leiden hat Neapel in vieler Beziehung wesentlich gewonnen, durch Änderung mancher unzeitigen Gesetze, freieren und schnelleren Geldumlauf, Veräußerung von Kron= und Klostergütern u. s. w.; während in Sicilien sich nach Abschluß des Friedens viele Verhältnisse schlechter stellten als in Neapel.

Einige läugnen alle Übel in Sicilien und nennen alle Klagen unbegründet, weil einzelne Besserungen (z. B. an Straßen und Häfen) stattfanden, oder die Bevölkerung hie und da zunahm. Andere läugnen alle Fortschritte, weil dieselben nach Abzug der Rückschritte nicht bloß verschwänden, sondern die allgemeine Verschlechterung offenbar werde. Ohne in diese Bruchrechnungen von Plus und Minus einzugehen, genügt es in dieser Einleitung meiner Mittheilungen die Wahrheit auszusprechen: daß die Zustände in Sicilien und die Verhältnisse des Landes zu Neapel ohne Zweifel äußerst mangelhaft sind, weil eben das Gefühl, die Überzeugung von dieser Mangelhaftigkeit in Sicilien so lebhaft als allgemein ist, und weil zwischen beiden Haupttheilen des Reiches sich eine Abneigung, ein Haß, eine Verachtung offenbart, welche (wenn keine rasche und wesentliche Hülfe und Besse=

rung eintritt) auch den gesundesten Staat auflösen und zu Grabe führen müßten.

Wer trägt die Schuld? Ein Theil weiset sie dem anderen zu: die Neapolitaner den Sicilianern, die Sicilianer den Neapolitanern, die Regierung dem Volke, das Volk den Königen und Ministern. A priori kann der Philosoph, durch unzählige Erfahrungen kann der Historiker im Voraus wissen, daß Alle an der Schuld Theil haben; aber in welchem größeren, oder geringeren Maaße, ergiebt sich erst bei Prüfung des Einzelnen.

Zwei Fragen will ich an dieser Stelle nicht beantworten, sondern nur aufwerfen; weil sie sich bei jedem einzelnen Gegenstande wiederholen lassen und bei jedem Schritte eine Art von Wegweiser, oder Prüfstein abgeben können. Hat Sicilien mehr gewonnen oder verloren, daß es außerhalb der großen Weltbewegungen der neuesten Zeit lag, und den Leiden, den Anstrengungen, der Erziehung, dem Fegefeuer entging, welchen fast alle anderen Völker ausgesetzt waren? Hat Neapel aus all diesen Verhältnissen den Vortheil einer wahren Wiedergeburt der Herrscher und des Volkes gezogen; oder gehen jene (nach wie vor) in der Irre, und ist dieses in den Grundlagen des Charakters und der Gesinnung noch immer das alte und ehemalige geblieben?

Sowie manche ärztliche Schule alle Krankheiten

und alle Heilmittel auf ein Paar Hauptformen zurückführt, so unsere Zeit die Krankheiten und Heilmittel der geselligen Verhältnisse meist auf die Formen der Verfassung. Sprechen wir deshalb zuerst von dieser. Seit dem Mittelalter bestand in Sicilien eine Verfassung, wesentlich auf die bekannten drei Stände gegründet, Adel, Geistlichkeit und Städte. Diese so löbliche, natürliche Grundform erkrankte aber bald an den gewöhnlichen Übeln.

Erstens nämlich sahen die Könige darin meist nur ein Hinderniß ihrer Willkür, oder ihres verständigen, guten Willens; und es gelang ihnen die Thätigkeit und Einwirkung der Stände fast auf Nichts herabzudrücken. Wo aber

Zweitens diese Einwirkung noch hervortrat, war sie meist nur eine einseitige und nachtheilige, durch das gewaltige Übergewicht der beiden ersten Stände, und die ungenügende, mangelhafte Vertretung des dritten Standes. Bei weitem der größte Theil des Grundvermögens blieb in den Händen des Adels und der Geistlichkeit, und obenein durch kirchliche Gesetze, Fideicommisse, Majorate, Erbrecht u. s. w. einer förderlich entwickelnden Bewegung fast ganz entzogen. Die Erstgeborenen wurden Haupterben, und erschöpften deßungeachtet ihr Vermögen sehr oft durch unverständigen Aufwand und leichtsinniges Schuldenmachen. Selten lebten sie auf dem Lande, und noch seltener beschäftigten sie sich mit der

Bewirthschaftung ihrer Güter. Auch die nachgeborenen Adlichen ergriffen fast niemals ein wahrhaft erzeugendes Gewerbe; sie wurden in der Regel Advokaten, Soldaten, oder Mönche.

Um das Ende des 18ten Jahrhunderts war also die Verfassung in gar keiner, oder in einer nachtheiligen Thätigkeit, und die Ansichten der Regierung stimmten in keiner Weise zu denen des Adels und der Geistlichkeit. Jene wünschte das neuere Kriegs-, Steuer- und Verwaltungssystem einzuführen; diese wünschten alle Vorrechte, das alte Lehns- und Kirchenwesen, die Unbeweglichkeit des Grundeigenthums, die strenge Abhängigkeit des Volks u. s. w. zu erhalten. Über die Vorzüge des einen, oder des anderen Systems mochten die Meinungen verschieden seyn; gewiß aber war es unmöglich beide nebeneinander in voller Ausdehnung bestehen zu lassen, oder miteinander zu verbinden.

Seit der Verlegung des Hofes nach Sicilien traten dessen Ansprüche immer bestimmter heraus, und die Aristokratie sah in ihm ihren größten und gefährlichsten Feind. Weil nun die damals in Sicilien anwesenden Engländer oft ebenfalls mit dem Hofe unzufrieden waren, so suchten jene Vornehmen Hülfe bei denselben wider König und Regierung; sie glaubten eine, der englischen Verfassung nachgebildete, müsse ihnen, dem Könige gegenüber eine weit größere Macht,

die Macht des Oberhauses verleihen. Die Engländer gingen auf diesen Gedanken ein, theils aus Vorliebe für ihre eigene Verfassung, theils weil sie hofften auf diesem Wege nicht bloß den Adel, sondern alle Einwohner Siciliens für sich zu gewinnen. In der That freuten sich diese aus ihrer zeitherigen Nichtigkeit hervorzutreten, sie hofften (so gering auch der Anfang sey) sich eine einflußreichere Bahn zu eröffnen; Alle endlich waren zufrieden daß in Bezug auf das Staatsrecht nochmals eine völlige Trennung von Neapel ausgesprochen werde.

So kam die Verfassung von 1812 unter Mitwirkung des Lords Bentink zu Stande, mit einem erwählten Unterhause und einem Oberhause aus Baronen und Bischöfen zusammengesetzt.

In dem Maaße aber als alle Stände zu gewinnen hofften, glaubte der König und die Königinn zu verlieren. Jener übertrug mißvergnügt am 16ten Januar 1812 die Regierung seinem Sohne, und die Königinn zerfiel so mit den Engländern, daß sie Sicilien verließ und sich über Konstantinopel nach Wien begab. Diese offenbare Unzufriedenheit, dies völlige Zurückziehen des Königs und der Königinn, ward der neu eingeführten, unbefestigten Verfassung sehr nachtheilig. Täglich wucherten Ränke und Mißverständnisse hervor, unter den scheinbar Einträchtigen entstand Zwist, und die große Schwierigkeit sich in ganz neue

gesellige Verhältnisse hineinzufinden und sie mit Mäßigung weiter auszubilden, ward in Sicilien nicht minder gefühlt, wie in anderen Ländern. Der Adel glaubte: ihm erwachse im dritten Stande, oder in der zweiten Kammer ein neuer Feind, viel gefährlicher als der König; und während im Oberhause einige Führer verständige Nachgiebigkeit laut anempfahlen, sahen Andere in unbedingter Verweigerung und Zurückweisung jedes Vorschlages, das einzige Rettungsmittel. Nicht minder uneinig, leidenschaftlich und ohne Erfahrung waren viele Liberale; was dann (wie gewöhnlich) den Journalisten und Zeitungsschreibern einen Tummelplatz für Leidenschaften aller Art eröffnete.

Fast kein einziger Beschluß des Unterhauses (z. B. über Fideicommisse, Lehnsabgaben, Ackerbau, Getraidehandel, Regierung der Städte u. dgl.) erhielt die Bestätigung des Oberhauses. Da nun die allgemeinen Besserungen und Vortheile, welche man so lebhaft erwartet hatte, ausblieben; so ward das Volk gleichgültig gegen die neue Verfassung, und auch viele höher Gestellte verloren Lust und Zutrauen, während nur Wenige zu Ausdauer, Mäßigung und Geduld ermahnten, und tadelten daß man nach wenigen Wochen das ärndten wolle, was erst nach Jahren erwachsen und reifen könne.

Diese sicilianischen, sowie andere europäische Verhältnisse machen es begreiflich, wie der König nach

seiner Herstellung, im December 1816, die alte und die neue sicilianische Verfassung aufheben konnte, ohne Widerstand, ja ohne vielen Widerspruch zu finden. Doch darf man nicht vergessen, daß zu gleicher Zeit wichtige Versprechungen gegeben wurden: in Sicilien sollen bloß Sicilianer angestellt und die hohen Ämter, nach Maaßgabe der Bevölkerung, zwischen ihnen und den Neapolitanern getheilt werden. Nur am Hofe und im Heere findet keine strenge Sonderung statt. Das Lehnswesen bleibt abgeschafft und neue Abgaben werden nicht ohne Beistimmung des Parlamentes erhoben. Der Statthalter Siciliens soll aus der königlichen Familie, oder ein ausgezeichneter Mann seyn.

Obgleich diese Versprechungen in mancher Beziehung Sicilien zu begünstigen schienen, ließen sich doch schon im ersten Augenblicke manche Bedenken erheben. Gewährt die Anstellung der höheren Beamten nach der Bevölkerung ($^1/_4$ zu $^3/_4$), den Sicilianern irgend eine genügende Gewähr, daß ihre nationalen Wünsche und Zwecke jemals durchgehen werden? Was heißt es: das Lehnswesen sey abgeschafft? Wo ist, nach Aufhebung der alten und neuen Verfassung ein Parlament zu finden? Wie wird man es gestalten? Wird man eins berufen? Warum ist nicht gesagt: der ausgezeichnete zum Statthalter Siciliens bestimmte Mann, müsse immer ein Sicilianer seyn u. s. w. u. s. w.

Gewiß geschah in den nächsten Jahren gar Nichts

zur Ausbildung des Staatsrechtes und einer Verfassung: durch welche Gleichstellung mit Neapel, die Sicilianer sich in ihren Rechten für verletzt und in ihrem Nationalstolze für beleidigt hielten. Hiezu kam, daß die Verwaltungsweise anstatt diese Unzufriedenheit zu vermindern, nur neue Gegenstände des Mißvergnügens hervorrief und entgegensetzte Wünsche und Richtungen offenbarte. Die neapolitanische Regierung nämlich behielt daheim manche Einrichtungen bei, welche die Franzosen zwar in willkürlicher Art, aber doch zum Besten größerer bürgerlicher Freiheit und Gleichstellung gegeben hatten, sie wollte diese Einrichtungen auch nach Sicilien verpflanzen. Hiemit waren aber die beiden ersten Stände, welche die Beibehaltung aller alten feudalen Vorrechte wünschten, sehr unzufrieden; und so sehr den Freunden des Neueren auch der Inhalt der Gesetze behagen mochte, gesellten sie sich doch in vieler Beziehung ebenfalls zu den Gegnern der Regierung. Man klagte also, daß diese (bei allem laut erklärten Hasse gegen das Französische), doch deren Centralisationswuth theile, ja überbiete und Sicilien gleichsam durch Eroberung in Jeglichem mit Neapel gleich stellen wolle. Warum nicht die seit Jahrhunderten in Sicilien bestehenden Einrichtungen um so mehr unangetastet lassen, da man nichts mehr fürchte, als eine Unterordnung unter das Neapolitanische? Warum diese Gleichmacherei, diese Einmischung der Be=

hörden in Alles und Jedes, diese beschränkende Aufsicht über die Gemeinen, diese Einführung neuer Lasten vor Aufhebung der alten, zu einer Zeit wo das Land durch Umstellung des Handels leide, und die Preise aller Erzeugnisse fielen?

So die Ansichten und Stimmungen in dem Augenblicke, wo zu Neapel die Revolution des Jahres 1820 ausbrach. Sie offenbarte daß in Sicilien hinter gleichartigen Beschwerden, doch ganz verschiedene Meinungen darüber obwalteten, wie sie abzustellen wären, und wie man ihnen für die Zukunft vorbeugen könne. Nur über einen Hauptpunkt war man einig: daß Sicilien ein volles Recht auf eine Verfassung habe, und die Regierung keineswegs durch einen willkürlichen Beschluß, Land und Volk dieses unschätzbaren Gutes berauben dürfe. Nur Wenige aber dachten an eine Herstellung der ganz alten Verfassung; während den Meisten eine solche ultraconservative Vorliebe für das anerkannt Mangelhafte, sehr unverständig erschien. Etliche Mitglieder der ersten Stände fühlten, daß man den Wünschen und Bedürfnissen der Zeit wenigstens in Etwas nachgeben müsse, und hätten sich jetzt die (ihnen früher verhaßte) Verfassung von 1812 wohl gefallen lassen; aber Vielen genügte dieselbe nicht mehr, obwohl auch die Liberalen in ihren Planen keineswegs übereinstimmten. Eine (in Palermo vorherrschende) Partei drang nämlich auf völlige Unab-

hängigkeit Siciliens, und verwarf die spanische Verfassung nicht bloß ihrer Mängel halber; sondern auch weil sie von Neapel aufgedrungen werde, und das alte, selbständige, eigenthümliche Königreich, in eine bloße Landschaft nach dem gleichartigen Zuschnitte aller anderen verwandele. — Eine zweite Partei (vorherrschend in Messina) drang dagegen auf Annahme der spanischen Verfassung; theils aus Widerspruch gegen Palermo, theils weil sie lieber in Verbindung mit Neapel treten, als abhängig von den sicilianischen Baronen bleiben wollte.

Nach dem Siege der Österreicher bei Rieti und der Rückkehr des Königs nach Neapel, fielen alle diese Plane zu Boden, und von Staatsrecht und Verfassung war seitdem nicht mehr die Rede. Denn in der Einführung der neapolitanischen Städte- und Kreisordnung sahen die Sicilianer eine Beschränkung oder Vernichtung größerer Rechte, und nur ein Gesetz vom 19ten December 1838, wodurch das Lehnswesen nochmals aufgehoben ward, bewegt sich zum Theil auf jenem staatsrechtlichen Boden. Das schon öfter Vorgeschriebene, zeither meistentheils Umgangene, sollte endlich in größerem Maaße zur Ausführung kommen. In der Einleitung zu jenem Gesetze heißt es: „der Ackerbau kann nicht blühen, ohne ein solch unbedingtes Eigenthum der Grundstücke, daß jedem Dritten verboten werden kann dieselben zu betreten. Das Land

gewinnt nur da Werth, wo viele wohlhabende Bebauer vorhanden sind, welche Liebe zum Eigenthum an den Boden fesselt. Die großen, kahlen, wüsten, unbebauten Strecken, welche sich in Sicilien finden (ungeachtet der natürlichen Fruchtbarkeit und des günstigen Klimas), können nicht verbessert werden, solange mehrere Herren desselben Bodens vorhanden sind."

Dem gemäß folgen neue Vorschriften, welche schnellere und zweckmäßige Gemeinheitstheilungen und Auseinandersetzungen begünstigen. Auch die sehr großen Ländereien derjenigen Kirchen, wo der König Patron ist, sollten nach den allgemeinen Vorschriften behandelt und in Zins ausgethan werden. Obgleich dies Gesetz binnen wenig Monaten noch nicht umfassend wirken konnte, und von einer Seite her noch immer auf große Schwierigkeiten stößt, bahnt es doch den Weg zu wesentlichen Verbesserungen und wird den verdienten Beifall gewinnen, welcher ähnlichen Maaßregeln (nach anfänglichem Widerspruche) immer zu Theil geworden ist.

Nachdem die Verfassung Siciliens aufgehoben ward, blieb den Bewohnern nur eine eigenthümliche, von neapolitanischen Behörden unabhängige Verwaltung, über welche sie mit verdoppelter Aufmerksamkeit dergestalt wachten, daß ihnen jede seit Jahren eintretende kleinere Veränderung, schon als Andeutung größerer Gefahr erschien. Diese Besorgniß war nicht

unnatürlich und ist in Erfüllung gegangen. Ich übergehe der Kürze halber die früheren Bestimmungen und theile nur den Hauptinhalt des Gesetzes von 1837 mit, wonach die sicilianische Verwaltung ganz mit der neapolitanischen verschmolzen wird. Es heißt daselbst: die zeitherige Trennung der Verwaltung hat nicht die erwarteten Vortheile gebracht, während sich annehmen läßt, ein entgegengesetztes System, werde für Rechtspflege, Steuerwesen, Gesinnung, gleiche Vereinigung um den Thron u. s. w., äußerst vortheilhaft wirken. Deshalb wird der König in Zukunft alle weltlichen und geistlichen Ämter in allen Theilen seines Reiches nach Belieben mit Neapolitanern oder Sicilianern besetzen; in der Regel jedoch soviel von jenen in Sicilien, als von diesen in Neapel anstellen. Fernerhin giebt es weder in Sicilien, noch in Neapel besondere Minister und Ministerien für jenes Land; vielmehr werden alle Geschäfte unter die für das ganze Reich angestellten Staatsminister vertheilt, und von ihnen nach Sicilien hin verfügt, sowie aus Sicilien an sie berichtet. Es genügt, dem Statthalter in Palermo gewisse Hülfsarbeiter für die verschiedenen Zweige der Verwaltung zuzuordnen.

Ob eine solche Verwaltung des ganzen Reiches von einem einzigen Mittelpunkte aus, vorzuziehen sey verschiedenen, mehr localisirten Verwaltungen, läßt sich im Allgemeinen und a priori gar nicht entscheiden.

Jedes System hat nämlich im Allgemeinen seine Licht- und Schattenseite, und das Übergewicht der Gründe wird sich hieher, oder dorthin wenden, nach Maaßgabe von Land, Sitten, Gesinnungen, Wünschen u. s. w.

Gewiß sieht die große Mehrheit der Sicilianer in der neuen Einrichtung einen neuen Verlust, fürchtet die Parteilichkeit und Unwissenheit der entfernten Behörden, schilt die angebliche Vereinfachung der Geschäfte, eine verdoppelte, Zeit kostende Schreiberei, und hält die als Lockspeise angerühmte Versetzung von Sicilianern nach Neapel für keinen Gewinn, sondern für einen wesentlichen Verlust. Die Beamten, sagt man, werden hiedurch in Sklaven verwandelt und gezwungen sich von Vaterland, Eigenthum, Sitten, Verwandten, Freunden u. s. w. zu trennen, sobald es einem Minister einfällt, sie willkürlich bald da, bald dort hin zu schicken.

In denjenigen Ländern wo man nicht bloß die Versetzbarkeit, sondern auch die willkürliche Absetzbarkeit aller Beamten vertheidigt; wird man diese Betrachtungsweise der Sicilianer veraltet, ja abgeschmackt und thöricht nennen. Hat sie denn aber nicht ihre natürliche, edle, menschliche Seite, und ist es nicht vielmehr ein bloßer Aberglaube der neuesten Zeit: je mehr man jenes Natürliche, Edle, Menschliche untergrabe und ausrotte, je mehr man den Beamten in ein willenloses Rad der verwickelten

Maschine verwandele; desto vollkommener sey die Oberleitung der Regierung, desto besser stehe es um die geselligen Verhältnisse der Menschheit? Wahrhaft weise und gerechte Regierungen fahren sich nicht auf derlei Abstraktionen fest; sondern wissen das allgemeine Wohl, auch an dieser Stelle mit dem persönlichen Wünschen und Wohlbefinden auszusöhnen.

Hundertundfunfzehnter Brief.

Neapel, den 2ten August.

Indem ich meinen vorigen Brief wieder ansehe, finde ich in demselben mehr des Schattens, als des Lichts, und außerdem werden wir noch durch andere dunkele Gegenden wandern müssen. Deshalb möchte ich gar gern einige hellere Stellen aufsuchen und einschieben.

Die Bevölkerung hat in den letzten Zeiten gewiß und fast mehr als im Neapolitanischen, zugenommen; sie beträgt jetzt an zwei Millionen. Indessen ist eine solche Vermehrung, wie gesagt, nicht immer Beweis zunehmenden Glückes; auch werden Manche

den Kopf schütteln, wenn sie hören: unter dieser Bevölkerung zähle man 127 Prinzen, 78 Herzöge, 130 Marcheses, unzählige Grafen, 28,000 Mönche, 18,000 Nonnen *). Verhältnißmäßig groß (zum Theil durch Aufnahme des Landvolkes) ist die Bevölkerung der Städte. Smith giebt in seiner Reise von 1824 folgende, vielleicht nicht ganz beglaubigte, Zahlen: Taormina 3500, Bronte 9000, Alicata 11,000, Castrogiovanni 11,000, Monreale 12,000, Syracusä 13,000, Piazza 13,000, Acireale 14,000, Girgenti 15,000, Caltanisetta 16,000, Caltagirone 20,000, Marsala 21,000, Modica 21,000, Trapani 25,000, Messina 61,000, Catanea 74,000, Palermo 180,000; — und diese Summen hatten sich seitdem noch erhöht, bis die Cholera einen bösen Rückschritt herbeiführte. Zu jener Vermehrung hat gewiß beigetragen, die Aufhebung beschränkender Monopole und Zünfte, die Verminderung hochadlichen Einflusses, das Emporkommen des niederen Adels und des dritten Standes, die Auflösung oligarchischer Gemeineverwaltungen u. s. w. Termini z. B. welches früher aus seinen Gemeinegütern gar keine Einnahme hatte, bezog 1821 jährlich schon 80 Unzen, Marsala statt 30 nun 300, Mazara statt 31 nun 318 u. s. w. **). Dies war

---

*) Karaczay manuel du voyageur.

**) Eine Unze ist etwa 3 Thlr. 10 Silbergroschen.

theils Folge der Aufhebung von Weidegerechtigkeiten, theils anderer Maaßregeln, wodurch eigennützige Verpachtungen erschwert, oder unmöglich gemacht wurden.

Daß in Sicilien keine Zwangseinstellung von Soldaten stattfindet, wird von Vielen als ein großes Vorrecht betrachtet; und doch sollte der Mangel aller kriegerischen Ausbildung eher als ein wesentlicher Verlust bezeichnet werden. Gewiß führte jenes Privilegium zum Anwerben schlechten Volkes, und zum Hinübersenden vieler Neapolitaner, insbesondere neapolitanischer Officiere nach Sicilien. Auch behaupten die Neapolitaner: zu dem jährlichen Bedarf von 8000 Mann, müsse Sicilien eigentlich 2000 stellen. Jenes unbillige Vorrecht erhöhe also die neapolitanischen Lasten, insofern 2000 Menschen mehr Soldaten werden, oder Stellvertreter theuer bezahlen müßten. — Auf diese Klagen antworten die Sicilianer: eine solche Berechnung sey ungerecht, weil sie uralte Rechte als nicht vorhanden behandele. Im Laufe der Zeit, entgegnen nochmals die Neapolitaner, müßten derlei ungerechte, den Staat schwächende, ja zu Grunde richtende Vorrechte, eben vernichtet und ein gleichartiges geselliges Leben begonnen werden.

Von hier bietet sich der Übergang zu einem

neuen Streitpunkte: die Gensdarmerie und Polizei. Im Jahre 1833 erging ein Gesetz über die Bildung einer Körperschaft von Wächtern für die innere Sicherheit Siciliens. Nach Maaßgabe der Bevölkerung sollten in jeder Stadt 30 bis 200 erwählt werden, aus Beamten, Eigenthümern, Kapitalisten, Kaufleuten und anderen unbescholtenen Leuten. Sie dienen umsonst und an ihrer Spitze steht ein, vom Intendanten abhängiger Hauptmann. Die Wahl erfolgt durch eine Commission bestehend aus dem Ortsrichter, Bürgermeister, Pfarrer und zwei vom Intendanten ausgesuchten Dekurionen. Höchstens alle 10 Tage übernehmen 3 bis 12 Personen die Nachtwache, und leisten überall Hülfe, wo sie zu Erhaltung der öffentlichen Ruhe nöthig erscheint.

Durch spätere Gesetze von 1837 und 1838 wurden bei Gelegenheit einer neuen Organisation der Gensdarmerie in Neapel, diese Einrichtungen in einigen Punkten verändert, vor Allem aber die sogenannten Waffencompagnien in Sicilien aufgehoben und die gesammte Sicherheitspolizei in die Hände der Gensdarmerie gelegt.

Diese Compagnien waren zur Erhaltung der Sicherheit im Lande vor fast 100 Jahren gestiftet und im Jahre 1812 weiter ausgebildet worden. An

der Spitze einer jeden stand ein Hauptmann, der seine Leute nach Belieben auswählte und für seinen Bezirk verpflichtet war allen Raub und Diebstahl zu ersetzen, der bei Tage auf den großen Straßen begangen ward. Die Besoldung der Compagnien erfolgte aus öffentlichen Kassen. Schon im Jahre 1816 trat die Gensdarmerie neben ihnen auf, aber erst jetzt nahmen sie ein Ende. Die ganze Einrichtung, sagten ihre Gegner, stammt aus einer Zeit wo die Regierung schwach, kein Mittelpunkt vorhanden und zu viel den Gemeinen überlassen war. Die neue Einrichtung hat allgemeinere Zwecke, und bezieht sich nicht bloß auf Raub und Diebstahl an hellem Tage begangen. Sie wird jeden, bei Tage und bei Nacht, in den Schranken der gesetzlichen Ordnung erhalten, welche die Sicilianer in der neuesten Zeit nur zu oft überschritten haben.

Die Sicilianer hingegen, sprechen klagend also: die alten Einrichtungen führten zum Zwecke, die neuen müssen ihn verfehlen. Denn jene Bürgschaft auf Ersatz des durch Raub, Diebstahl u. dgl. angerichteten Schadens nimmt ein Ende. Die zeither hiezu Verpflichteten kannten Land, Menschen, Lebenswandel, Verbindungen, Schlupfwinkel, Hehler u. s. w.; — die hergesandten Neapolitaner wissen dagegen von dem Allem nichts und mühen sich ab ohne Erfolg, während Raub und Plünderung über=

hand nehmen. Es war nicht der geringste Grund zu diesen Veränderungen vorhanden; es sey denn daß man überall das Sicilianische zu vernichten und Alles verkehrter Weise über einen Leisten zu schlagen sucht. Zur Vermehrung des Übels kommt noch: daß man die Hauptpolizeibehörde, welche in Palermo für die ganze Insel bestand, aufgehoben und anbefohlen hat, daß jeder Intendant und Unterintendant unmittelbar mit den Ministern in Neapel in Verbindung trete. Daher kennt jetzt niemand die Verhältnisse über seinen Bezirk hinaus, und für Spitzbuben und Räuber beginnt eine gute Zeit.

Von der Rechtspflege aus, lassen sich diese Übel um so weniger abstellen, da die Sicilianer selbst deren Mängel, die Überzahl der Advokaten und eine ungemäßigte Prozeßlust ihrer Landsleute eingestehen.

Hundertundsechzehnter Brief.

Palermo, den 8ten August.

Wenn man von dem Verfalle eines Landes spricht, pflegt man die Gegenwart mit der nächsten, oder doch nicht sehr entfernten Vergangenheit zu vergleichen, und den Grund der neueren Übel aufzusuchen, so=wie sich über die dabei obwaltende Schuld auszu=sprechen. Siciliens Verfall beginnt aber schon mit den Kriegen wider Karthago, er reicht noch über Verres hinauf. Seitdem zeigt sich ein wiederholtes Steigen und Sinken; obgleich das Land nie wieder den ersten Glanz erreichte, und deshalb vorzieht sich in dem Widerscheine desselben abzuspiegeln und aus der Vergangenheit Nahrung für den großen Na=tionalstolz zu ziehen, als diese Vergangenheit durch Anstrengungen der Gegenwart zu überbieten, oder doch ihr gleich zu kommen. Daß dies nicht geschah und geschieht, das (behaupten die meisten Sicilianer) war und ist Schuld der schlechten Regierungen, und nicht der Einzelnen, oder des Volkes. Mir hinge=gen scheint es immer sehr bedenklich, einen solchen unbedingten Gegensatz, eine solche scharfe Trennung

aufzustellen, und hiedurch die wechselseitige Einwirkung, sowie die Vertheilung von Ehre und Unehre zu läugnen. Viele Dinge lassen sich ohne die Regierungen bessern, und selbst einer schlechten, parteiischen müßten solcherlei Veränderungen willkommen seyn. Anlegung von Landstraßen, Gründung von Schulen, Verbesserung des Zustandes der Landleute, musterhafte Theilnahme der Vornehmen am Ackerbau, Einführung trefflicher Viehstände, sorgfältigere Düngung, Abschaffung vieler Mißstände des Lehnswesens, Übergang aus kurzen zu längeren Pachtungen, Gemeinheitstheilungen und Ablösungen, Verleihung des Eigenthums, Vermeidung alles Schuldenmachens, aller unnützen Prozesse: — dies und Ähnliches was man in Sicilien vermißt, wo das von Natur begünstigte Land, mit weniger begünstigten keineswegs gleichen Schritt gehalten hat; ist nicht von der Regierung verhindert worden, kann von keiner Regierung verhindert werden. Wenn sich also zu den Klagen der Sicilianer über die Regierungen, etwas mehr ernste Selbsterkenntniß gesellte, und die Thätigkeit zur Erwerbung eigener, neuer Lorbern sich steigerte; so wäre dem Lande und den Bewohnern damit wesentlich geholfen, und den einseitigen Gesetzen könnte man mit doppeltem Rechte und doppelter Kraft entgegentreten.

Sowie meine, durch keine Nebengründe bestimmte Betrachtung, sowie, ich möchte sagen, mein Gewissen mich trieb vorstehendes, vielleicht Manchen verletzendes Urtheil auszusprechen; will ich nun an zwei wichtigen Gegenständen zu zeigen suchen, daß die einseitigen Klagen der Regierung über Eigensinn und Widerspenstigkeit der Sicilianer ebenfalls viel zu weit gehen, ja daß hier die letzten in Hinsicht auf das Wesentliche in vollem Rechte sind, wenn sich auch Einzelne mit zu Irthümern und Verkehrtheiten fortreißen ließen. Ich spreche von der sogenannten freien Schiffahrt (libero cabotaggio) und dem Handel mit Schwefel.

Die unläugbare Wahrheit: daß eine Verbindung von Ackerbau, Gewerbe und Handel vielen Völkern ungemein vortheilhaft geworden ist, konnte auch in Sicilien nicht unbemerkt bleiben, und der Wunsch sich ebenfalls auf dieser Bahn zu bewegen, war natürlich und löblich. Bald aber gerieth man in die so oft widerlegten, und immer wiederkehrenden Irthümer: man wollte plötzlich Fabriken erschaffen, für welche es an Kapital, Vorübung und tausend anderen Erfordernissen und Verhältnissen fehlte; man wollte sich, weil dies Alles fehlte, durch außerordentlich hohe Schutzzölle nicht bloß von fremden Ländern, sondern auch von Neapel absperren;

man vergaß in neuem übertriebenen Eifer um weniger Begünstigter willen, die ungeheure Besteuerung derer, welche die Besitzer erkünstelter Fabriken bereichern sollten. Manche Neapolitaner stellten sich auf denselben Boden, und wollten ähnlicher Weise gegen Einfuhr sicilianischer Erzeugnisse, z. B. des Weins, des Getraides geschützt seyn.

So einseitige Grundsätze die neapolitanische Regierung auch bei dem Zollsysteme gegen das Ausland noch immer anwendet, hatte sie doch vollkommen Recht, wenn sie die Sperrungen, die Binnenlinien zwischen Neapel und Sicilien aufheben und freien Handel begründen wollte. Diejenigen Sicilianer dagegen hatten Unrecht, welche dem unfreien Handel das Wort redeten, und in der Absperrung von der ganzen übrigen Welt die Grundlage unendlicher Fortschritte sahen; sie hatten Unrecht statt auf volle Anwendung der Grundsätze des freien Handels, und Abstellung einzelner Mängel zu dringen, ein Continentalsystem für ihre kleine Insel herbeizuwünschen, wobei zuletzt Dorf von Dorf abgesperrt werden müßte.

Eben so irrig bezogen sich manche Neapolitaner auf die englischen Korngesetze, um so die Zurückweisung des sicilianischen Waizen, wie die Sicilianer eine Zurückweisung der neapolitanischen Fa-

brikate zu rechtfertigen. Vielmehr beweisen jene englischen Gesetze, wie große Mühe es kostet, einen erkünstelten Zustand, auf den natürlichen zurückzuführen. — Oder ein näher liegendes Beispiel: Die erhöhte Besteuerung des genuesischen Papiers hat nur eine monopolistische Steigerung der neapolitanischen Preise herbeigeführt. Sogleich fertigten die Genueser wohlfeilere Papierkisten, bemächtigten sich des Handels mit Südfrüchten nach Triest, und die meisten sicilianischen Häuser gingen, in Folge übermäßiger Beschützung, zu Grunde.

Wo liegt also der Fehler, wo der rechte Grund der Klagen über den, seit 1824 eingeführten freien Handel zwischen Neapel und Sicilien? Er liegt darin: daß ungeachtet all der schönen Anpreisungen der Freiheit und Gleichheit, dieselbe nicht vorhanden ist; sondern noch gar viele Beschränkungen, meist zum Nachtheile Siciliens, obwalten. Hieher muß sich die Prüfung richten, auf wahrhafte Durchführung des neuen Systems müssen die Sicilianer dringen, nicht (aus ungeduldiger Verzweiflung) auf eine Rückkehr, oder gar auf eine Steigerung der alten Verkehrtheiten.

Sicilien ist also z. B. im Nachtheile, daß neapolitanische Regierungsmonopole (Tabak, Salz, Pulver) die Ausfuhr aus Sicilien nach dem Festlande verhindern; während allen neapolitanischen Erzeugnissen kein

ähnliches Hinderniß in Sicilien entgegensteht. Ferner zahlt der sicilianische Wein bei der Einfuhr in Neapel eine bedeutende Abgabe, nicht aber der neapolitanische, wenn er nach der Insel verschifft wird. Zur Rechtfertigung dieses Verfahrens hat man gesagt: der sicilianische Wein sey besser wie der neapolitanische, müsse also höher besteuert werden. Worauf die Sicilianer antworten: ihr Ertrag sey, bei höheren Erzeugungskosten dennoch geringer. Durch Rechnereien solcher Art kommt man nie zu einem einfachen, vernünftigen Besteuerungssysteme; vielmehr müßte z. B. jede Weinsorte (von der Somma, Ischia, Capri, Kalabrien u. s. w.) ihren eigenen Zollsatz haben, und die Zahl der Douanenlinien, Absperrungen, oder Nachsteuern sich ins Unendliche vermehren. Mehr Nachdruck dürfte darauf zu legen seyn, daß die Staatsmonopole nur in Neapel, nicht aber in Sicilien bestehen, wodurch dies Land sich in anderer Beziehung im Vortheile findet. Irrig hingegen ist die Behauptung: die Weinsteuer in Neapel sey eine bloße Stadtsteuer, da der Staat bei weitem den größten Theil für sich behält.

Als einen weiteren Beweis, wie sehr man trotz des Redens überhaupt noch vom freien Handel entfernt sey, theile ich Euch folgende Stelle aus dem Briefe eines Sachverständigen mit. Sämmtliche ausländische Waaren, welche von Neapel nach Sicilien

versandt werden, zahlen bei ihrer Ankunft zum zweiten Male den ganzen Zoll; gleichviel ob sie bereits mit königlich neapolitanischem Blei versehen sind, oder nicht. Eben so verhält es sich mit ähnlichen Sendungen aus Sicilien nach Neapel.

Die ganze Insel zahlt 10 Procent weniger Zoll, als die Hauptstadt Palermo; was hingegen hier die 10 Procent zahlte und wieder hinausgeht, hat auf Rückvergütung keinen Anspruch.

Gegenstände die dem Plombiren nicht unterworfen sind (z. B. Quincailleriewaaren), zahlen bei Versendungen aus der Stadt Messina nach Palermo, und umgekehrt, jedesmal von neuem den ganzen Zoll.

Hundertundsiebzehnter Brief.

Malta, den 20sten August.

Ihr erinnert Euch gewiß aus früherer Zeit daß man der lieben Schuljugend zuweilen lateinische Aufsätze einhändigte, in denen mit Vorsatz alle nur mögliche

Fehler gegen Grammatik und Syntax gemacht waren; damit man dieselben herauscorrigire und einsehen lerne, wie man nicht latein schreiben müsse. Dasselbe Verfahren scheint man in Neapel bei Anordnung des sicilischen Schwefelhandels eingeschlagen zu haben; es läßt sich an den neueren Gesetzen und Verträgen vollständig nachweisen, wie man zu Folge ächter Wissenschaft und Erfahrung, Dinge dieser Art nicht leiten und behandeln soll. Insbesondere ist der Vertrag zwischen der Regierung und der Gesellschaft Taix und Aycard, ein monstrum horrendum, ingens, cui lumen ademptum, wie es in der neueren Finanzgeschichte Europas schwerlich zum zweiten Male vorkommt. Beschuldigungen solcher Art sind hart; es wird aber nicht schwer werden dieselben zu beweisen.

Als vor einigen Jahren der Preis des Schwefels, des wichtigsten Ausfuhrartikels von Sicilien, aus mancherlei natürlichen Gründen sank, klagten (wie gewöhnlich) alle Verkäufer, und manche drangen darauf: die Regierung solle etwas thun damit Preis und Gewinn sich erhöhe. Diesen Irthum, als könne irgend eine Regierung, die Einkaufs- und Verkaufspreise der Waaren nach Belieben regeln, benutzten Eigennützige und ein Hr. Taix übergab einen großen Plan, wie jenen Verkäufern zu helfen sey. Er lief im Wesentlichen auf das hinaus, was wir sogleich

werden kennen lernen. Ungeschreckt dadurch daß sicilische Beauftragte diesen Plan aus sehr guten Gründen verwarfen, trat Hr. Aycard mit einem zweiten und endlich mit einem dritten hervor, worin es hieß: es sey thöricht den Eigenthümern der Schwefelminen zu verstatten, dieselben durch übermäßigen Anbau zu erschöpfen; der Staat müsse ordnend dazwischen treten, den Eigennutz bändigen und den leeren Traum von freiem Handel verscheuchen. Er müsse das Monopol des Schwefelhandels, welches die Natur der Insel gegeben, wider das Ausland sichern und festhalten. Es sey ein Glück wenn Sicilien wenig Schwefel erzeuge, und für dies Wenige viel Geld erhalte. Eine geschlossene Handelsgesellschaft könne allein zu so herrlichem Ziele führen, und die Herren Taix, Aycard und Compagnie, wollten aus bloßer Großmuth ein so gefährliches Geschäft übernehmen, und obenein Straßen bauen, Almosen geben, Eigenthümer entschädigen und ein mineralogisches Kabinet in Palermo gründen!

Redensarten und Lockvögel solcher Art gewannen manchen Unverständigen, Mittel anderer Art wurden an anderen Stellen angewandt, eine Prüfung in vollem Staatsrathe aber vermieden und die Führung der Sache meist einem Minister anvertraut.

Gleichzeitig gingen aus Sicilien laute Klagen ein, über die in neueren Zeiten sehr erhöhte Mahlsteuer, und gewisse Leute drangen auf Verminderung derselben;

nicht aus Gefühl der Gerechtigkeit, oder weil man die Einnahme entbehren konnte; sondern weil man alsdann dem salto mortale zur Gründung einer Schwefelgesellschaft nicht mehr entgehen könne.

So erschien denn am 27sten Junius 1838 eine königliche, vom Minister S. Angelo gezeichnete Verfügung, in deren Einleitung es heißt: Zum Besten unserer geliebten Unterthanen, um in Sicilien Schulden zu bezahlen, Lasten zu erleichtern, großen Reichthum zu verbreiten und überall öffentliche Werke hervorzurufen, deren die Insel so sehr bedarf, wird (ohne den Planen von Privilegien und Vorrechten Gehör zu geben) mit Taix, Aycard und Compagnie auf zehn Jahre ein Vertrag geschlossen, im Wesentlichen folgendes Inhaltes:

1) Da die große Produktion des Schwefels alles Unglück in Sicilien erzeugt, soll dieselbe von jährlich 900,000 Zentnern auf 600,000 hinabgebracht, also um ein Drittheil vermindert werden.

2) Der Durchschnittsertrag vo $183^4/_7$ bestimmt das Maaß der zwei Drittheile über welche hinaus man künftig keinen Schwefel zu Tage fördern darf.

3) Der Preis zu welchem die Gesellschaft einkauft und zu welchem sie verkauft, wird amtlich bestimmt.

4) Sie bezahlt dem Könige jährlich 400,000 neapolitanische Dukaten.

5) Die Eigenthümer haben volle und unbeschränkte

Freiheit ihren Schwefel zu verkaufen an wen sie wollen, und zu verschicken wohin sie wollen, sofern sie nicht geneigt sind ihn der Gesellschaft zu überlassen.

So der Freiheit günstig, lautet diese Vorschrift in der Verfügung vom 27sten Junius 1838; in dem von S. Angelo am 8ten August mit Taix abgeschlossenen Vertrage, ist jedoch nach dem Worte überlassen, eine einzige kleine Zeile hinzugefügt worden: „vorausgesetzt daß die Eigenthümer, 20 Karlinen für den Zentner an die Gesellschaft zahlen."

So das Wesentliche eines Vertrages, der (ich wiederhole es) schwerlich seines Gleichen in der Finanzgeschichte hat. Obwohl er keiner Erläuterung bedarf, mag ich ein Paar Bemerkungen nicht unterdrücken.

1) Allerdings kann die Menge des Erzeugnisses, über den Bedarf und die Nachfrage hinaussteigen. Dann sinken die Preise, und dies vorübergehende oder dauernde Zeichen, dient jedem verständigen Producenten und Fabrikanten dazu, seinen Betrieb hier oder da, mehr oder weniger, oder (in der Aussicht auf einen günstigen Wechsel der Dinge) auch gar nicht einzuschränken. Bei der tausendfachen Verschiedenheit sachlicher und persönlicher Verhältnisse, kann nur der Einzelne hierüber angemessene Beschlüsse fassen; es ist eine handgreifliche Thorheit sie für Unzählige gleichmäßig vorschreiben zu wollen. Jede Festsetzung der Art be-

ruht immer auf bloßer Willkür, zeigt immer ein Zuviel, oder Zuwenig.

2) Es ist einer der größten Irthümer, den Reichthum eines Volkes dadurch erhöhen zu wollen, daß man durch Gesetze die Verminderung der Erzeugnisse und der Thätigkeit allgemein anbefiehlt. Das alte fabelhafte Geschichtchen: die Holländer hätten die Gewürze ins Meer geworfen, um die Preise zu erhöhen, wiederholt sich in unseren angeblich aufgeklärten Tagen, völlig erwiesen und in größerem Style. Folgerecht, wird man auch zum Wohle Siciliens die Erzeugung des Öls, Weins, Waizens u. s. w. beschränken; Alles um Reichthümer zu erwerben, Schulden zu bezahlen u. s. w. u. s. w. Welcher weise Zauberer, welches Orakel nur den Normalsatz von zwei Dritteln und einem Drittel inspirirt und offenbart haben mag? Wenn ein englischer Minister ähnliche Maaßregeln in Hinsicht auf den Betrieb der Kohlenminen in Antrag brächte; man würde es ganz angemessen finden, daß er nach Bedlam geschickt würde.

3) Aus einem Irthume folgt der andere. Der Durchschnittsertrag dreier Jahre, bestimmt den künftigen Umfang des Gewerbes; ohne Rücksicht auf gute oder schlechte Zeiten, beschränkte oder steigende Kapitalien, ohne Erlaubniß zu Fortschritten. Sowie man die zwei Drittel auf Pfund und Loth zu Tage gefördert hat, steht das Gewerbe still; ja ein Drittel aller

Arbeiter wird zur Mehrung des Reichthums plötzlich brotlos und muß sich aus Hunger fast auf Rauben und Stehlen legen. Die Regierung selbst hat das Geschäft übernommen, eine unerschöpfliche Pflanzschule von Unglücklichen und Verbrechern zu gründen, und der schlechte Gewinn geht großentheils schon dadurch verloren, daß man Regimenter Soldaten, zur Aufrechthaltung der Ordnung, nach Sicilien senden mußte. Je mehr man bei diesen Dingen ins Einzelne geht, desto einleuchtender tritt die Thorheit hervor. So hat ein amerikanisches Haus sehr große Summen zur Anlegung von Schwefelminen verausgabt, in den Jahren 183⁴/₇ aber noch gar keinen Ertrag bezogen. Dabei bleibt es, zu Folge des weisen Gesetzes, nun auch in der Zukunft. Von Willkür, Verheimlichung, Betrug, Unmöglichkeit der Aufsicht, und doppeltem Leiden der kleinen Eigenthümer, werden nur zu viele Beispiele angeführt.

4) Wie tyrannisch und verkehrt es ist, Einkaufs- und Verkaufspreise auf Jahre hinaus festsetzen zu wollen, weiß jeder, der auch nur das A-B-C der Nationalwirthschaft kennt; und die Gesellschaft, welche so gut für sich zu rechnen glaubte, wird sich zuletzt dennoch verrechnet haben. Wenn sie aber

5) auch gar keinen Gewinn machte, wären die 400,000 Dukaten, die man (zur Vermehrung ihres Reichthums) den Eigenthümern der Schwefelgruben

abnimmt, doch eine über alle Maaßen drückende, ungerechte Steuer. Kaum aber kann man sagen, ob es nicht am bittersten und widerwärtigsten ist: daß derjenige welcher obige Gesetze entwarf, mit unglaublicher Dreistigkeit, vom Hasse gegen Vorrechte und Privilegien spricht, und die völlige Freiheit des Handels lobpreiset; während er in den 20 Karlinen für den Zentner Schwefel, der Gesellschaft ein Monopol ertheilt und jedem Eigenthümer den freien Verkauf völlig unmöglich macht.

Zu gleicher Zeit weiß die Gesellschaft den Einkauf zu den bestimmten Preisen zu umgehen; überall sucht man außerhalb Siciliens Schwefel aufzufinden, und eine in Manchester gemachte Entdeckung dient schon für viele Zwecke als Ersatz. Trotz aller Reue und aller Abänderungen, werden unverständige Machthaber binnen kurzer Zeit den Haupthandel Siciliens so zerstört haben, daß für dies, ohnehin so unglückliche und unzufriedene Land, keine Herstellung möglich ist. So abgeneigt ich bin in die, nur zu häufigen, Klagen gegen Behörden einzustimmen, offenbart sich doch hier eine grenzenlose Unwissenheit; oder es haben noch unsittlichere Gründe entschieden, über welche man sich in Neapel und Sicilien so laut und persönlich ausspricht, daß ich es nicht zu wiederholen wage.

Aber die Sicilianer sind ebenfalls nicht ohne Schuld. Denn wenn man es Vielen auch nicht zu hoch an=

rechnen will, daß sie die ächten Grundsätze der Staatswirthschaft nicht kannten; hätte doch die rasch eintretende Erfahrung und das Nothgeschrei des Landes sie aufklären sollen. Statt dessen überreichten nicht Wenige, selbst aus den ersten Familien, dem Könige bei seiner Anwesenheit in Sicilien, eine Danksagung für Gründung der Schwefelgesellschaft. Mag nun Unwissenheit, Irthum, Feigheit, Schmeichelei, Eigennutz, oder dies Alles zusammengenommen, diesen Schritt herbeigeführt haben; gewiß steht diesen thörichten Lobrednern kein Recht mehr zu, sich zu beklagen; oder die angegriffenen Machthaber werden ihnen ihre eigene Handschrift hohnlächelnd wie ein Medusenhaupt entgegenhalten. — Daß unterdessen Vaterland und Volk immer tiefer sinken, wen kümmert es? Oder die es kümmert, denen stehen keine gesetzlichen Mittel der Abhülfe zu Gebote, und sie scheuen von Rechtswegen die ungesetzlichen.

Hundertundachtzehnter Brief.

Messina, den 23sten August.

Das was ich Euch in meinem vorigen Briefe über das Schwefelmonopol schrieb, übertrifft (so geht man rückwärts) weit alle die Sonderbarkeiten und Thorheiten, welche früher zum Verderben des Getraidehandels stattfanden, und allmählig abgestellt wurden. In der Mitte des Monats August traten nämlich ehemals obrigkeitliche Personen zusammen, bestimmten was das Getraide im laufenden Jahre gelten solle, wie viel die Regierung für das Land, wie viel die Ortsobrigkeit für den Ort mit Beschlag belege, wie viel zur Ausfuhr in die großen Magazine (caricatoji) in Catanea, Girgenti, Sciacca, Termini und Alicata abgeliefert werden müsse u. s. w. — Willkür, Betrug, Bestechungen, Scherereien aller Art, waren mit diesen Einrichtungen nothwendig verbunden, und richteten den Ackerbau zu Grunde. Und noch jetzt fehlt es diesem in Sicilien an all den Fortschritten, welche andere Länder aus besseren Theorien und reichen Erfahrungen bezogen haben; und gleiche, sehr große Unvollkommenheiten werden bei der Bereitung des Schwefels von Sachverständigen gerügt, ohne daß man ihren richtigen Rath zur Erhöhung des Ertrages

benützt. Daß die Klagen über Holzverwüstung gegründet sind, zeigt der Anblick der kahlen sicilianischen Berge.

Nach dem Sinken der Getraidepreise, wurden die Klagen über die Höhe und ungleiche Vertheilung der neueren Grundsteuern so laut, daß man zu Berichtigung der Heberegister schreiten, und den Durchschnittsertrag von 18$^{20}/_{30}$ zum Grunde legen mußte. Es soll hinsichtlich des Ackerbaues bis 1880, und hinsichtlich der Ölbäume und Wälder bis 1900 keine Erhöhung oder Änderung des Katasters vorgenommen werden. Ob die Grundsteuer verhältnißmäßig in Neapel, oder in Sicilien höher sey, darüber sind (wie über tausend andere Dinge) die Meinungen der Einwohner in beiden Ländern sehr verschieden. Dasselbe gilt von der Frage: ob die Staatseinnahmen von Sicilien in höherem Maaße gesteigert sind, als das Volkseinkommen und Vermögen, oder die Zahl der Einwohner. Laut und gerecht ist die Klage: daß die Regierung die Ausbreitung des verderblichen Lotto bis in die kleinsten Dörfer befördert, und selbst die Ärmsten verführt habe, sich täuschenden Hoffnungen hinzugeben.

Für Palermo, Messina, Catanea und Calatagirone ward die Mahlsteuer in voller Höhe beibehalten, für das übrige Land verringert. An die Stelle einer Art von Abkauf, oder Personensteuer (welche an den meisten Orten stattfand) ist aber jetzt die Erhebung auf

den Mühlen, selbst für das platte Land wieder eingetreten. Viele sehen hierin (und wohl mit Recht) einen sehr unbequemen Rückschritt.

Um Straßen anzulegen (welche in Sicilien mehr fehlen, als in einem irgend gebildeten Lande der Welt) darf man jetzt 1½ Procent der Grundsteuer erheben; auch ist die Erlaubniß ertheilt worden hiezu eine Million Thaler zu 5⅜ Procent anzuleihen.

Als Zusatz zu dem, was ich oben über die Bevölkerung anführte, theile ich folgende mir so eben zugekommenen Nachrichten mit.

Es hatte Einwohner	1798.	1831.	1836.
Palermo . . .	140,000.	173,000.	175,000.
Messina . . .	46,000.	58,000 *).	
Catanea . . .	45,000.	52,000.	56,000.
Girgenti . . .	14,000.	17,000.	1833.
Sicilien . . .	1,660,000.	1,943,000.	1,927,000.

Auf 254 Personen rechnete man einen Mönch!

Daß die Verwaltung in den Städten Siciliens einer Aufsicht bedürfe, erweisen ältere und neuere Erfahrungen, so auch der Voranschlag (stato discusso) für die Stadt Palermo von 1838. Er bildet einen großen Folianten und enthält außer dem eigentlichen Entwurfe, die Bemerkungen der städtischen Steuercommission, des Intendanten, der Minister und

*) Andere sprechen von 83,000.

endlich die königliche Entscheidung. Viele Jahre hindurch hat die Stadt mehr ausgegeben, als eingenommen, und ist auch jetzt in dieser Beziehung nicht in gebührender Ordnung. Die Einnahme von 186,000 Unzen, oder etwa 620,000 Thalern, entsteht meist aus Grundvermögen, Grundsteuern und Verzehrungssteuern; so z. B. 50,000 Unzen vom Gemahl, 18,000 vom Schlachtvieh, 5,000 von Fischen, 32,000 von Wein u. s. w. — Unter den Ausgaben finden sich (die Unze nur zu 3 Thalern gerechnet) nicht bloß die gewöhnlichen (Gehalte, Pensionen, Baukosten, Zinsen 18,000 Thaler, Erleuchtung 30,000 Thaler u. dgl.), sondern auch einige eigenthümlicher Art. So z. B. ungeachtet der reichen Dotationen, noch 24,000 Thaler für Kirchen, Klöster und für Feste aller Art, von denen das der heiligen Rosalie allein 12,000 Thaler kostet. Noch auffallender sind zwei Posten, nämlich 12,000 Thaler für Heilung kranker Huren und 30,000 Thaler für Findlinge, während die Volksschulen mit 3,000 Thalern abgefunden sind. Ob es wahr sey daß in Palermo und anderen sicilianischen Städten, das zu diesem oder jenem Zwecke bestimmte Geld, andere Auswege finde, kann ich nicht entscheiden; wohl aber darf ich behaupten, daß eine strenge Finanzwirthschaft (bei der Verschuldung und sehr hohen Besteuerung der Stadt) manche Ausgabe vermindern, oder unter ihnen ein anderes Verhältniß aufstellen sollte.

Die Einnahmen und Ausgaben der Stadt Messina, belaufen sich jährlich auf 120,000 Thaler, wovon 100,000 etwa durch Verzehrungssteuern einkommen, 10,000 aus dem Schneeverkaufe und das Übrige aus Einnahmen von eigenen Gütern, Gerichtsgebühren u. s. w. Verbrauchssteuern werden erhoben von Öl, Tabak, Fleisch, Fischen, Wein, Most, Essig, Branntwein u. s. w. Wein zahlt 4 Tari von der Salma, Öl ein Tari vom Cafisso (gleich 156 Pfund wiener Gewicht), Fleisch 8 Gran vom Rotolo, und zwar vier für den König und vier für die Stadt, welche durch zwei besondere Behörden erhoben werden.

Auch die Getraidesteuer ist doppelter Art. Erstens bezahlt der Salm Getraide beim Eingange in Messina für die Stadt, 16 Tari und 3½ Gran. Diese Hebung ist gegen jährliche Zahlung einer bestimmten Summe, an Privatpersonen (campisti) veräußert worden. Zweitens, werden vom Salm Waizen, Mais und Gerste für den König auf der Mühle erhoben, 13 Tari und 12 Gran. Der Salm zahlt also überhaupt 30 Tari und 8½ Gran *). Zweiundvierzig ländliche, zu Messina gehörige Landgemeinen, sind denselben hohen Steuern unterworfen.

*) Ein Salm hat 18 Tomoli oder etwa 5⅓ wiener Metzen. Ein Cantaro, oder 100 Rotoli, ist gleich 141¾ Pfund wiener Gewicht. Ein Tari beträgt etwa 3⅓ Silbergroschen.

Die von der Stadt bezahlten Gehalte belaufen sich auf 16 bis 17,000 Thaler. Eine Hauptausgabe verursachen die, meist zu fünf Procent verzinsbaren Schulden. Es fehlt an Gelde zur Abbezahlung derselben. Für die Bibliothek stehen jährlich 90 Thaler in Ausgabe; dagegen 3,000 für das Marienfest am 15ten August, und 5,000 für die Findlinge. Die Zahl derselben beträgt in der einen Stadt Messina, monatlich 30 bis 50: denn selbst reiche Männer schämen sich nicht ihre unehelichen Kinder zur bequemen Versorgung, oder vielmehr Tödtung, ins Findelhaus zu senden!

In einer palermitaner Übersicht für 1836 sind, die lebendig gefundenen Kinder ungerechnet, folgende drei Posten, oder Klassen aufgeführt:

Im Drehrade wurden todt gefunden . . . 21; halbtodte Kinder, welche sehr bald darauf starben 45; durch Fehlgeburt und Abtreibung umgekommene 36.

So die Ergebnisse dieser, Mord, Sünden und Unglück aller Art befördernden, von Staat, Stadt und Kirche beschützten und gepriesenen Anstalten!!

Hundertundneunzehnter Brief.

Florenz, den 2ten Sept.

Man hat in Rom ausgebracht: „mir sey eine geheime Mission übertragen worden, um am päpstlichen Hofe auf dem von Hrn. B. betretenen Wege weiter zu intriguiren. Einer so feindseligen Absicht halber, sey mir das Archiv natürlich verschlossen worden.“ — Diese Erfindung, oder Ausrede ist gar zu thöricht. Niemand hat daran gedacht mir auch nur den kleinsten politischen Auftrag zu geben, und ich habe nicht das Geringste gesagt oder gethan, um solch einen Irthum auch nur in der entferntesten Weise zu veranlassen. In Rom ruft man mir entgegen: du Ketzer; in Berlin: du Kryptokatholik! Kein Wunder, wenn ich die Tramontane verlöre und nicht mehr wüßte, wo mir der Kopf steht. Nehmt also nachsichtig auf, was ich (schwachen Kopfes) heute noch weiter schreibe, da ich einmal auf diese Fährte hingedrängt bin. Ihr kennt meine Ansichten über den Streit zwischen Preußen und Rom; deshalb will ich alles Einzelne bei Seite setzen und mich vielmehr zum Allgemeinen wenden.

Betrachte ich die Geschichte, so findet sich Tyrannei

zu Zeiten wo Staat und Kirche einig und wo sie uneinig waren; es findet sich Tyrannei auf katholischer und auf protestantischer Seite. Darum sollte kein Theil von vorn herein Recht, Freiheit und Weisheit allein für sich in Anspruch nehmen. Im Chalifate, das die weltliche und geistliche Herrschaft ganz in eine Hand legte, kann ich so wenig ein Musterbild für christliche Einrichtungen entdecken, als wenn Staat oder Kirche über ihre natürlichen Kreise hinausgreifen. Deren Gränze ist kein unbedingt für alle Zeiten und Völker Feststehendes; sie ist beweglich gewesen, und wird so bleiben. Aber nicht eine Partei allein kann die Gränzbestimmungen vornehmen, oder das Bestimmte willkürlich verrücken.

Allerdings sind die Ansprüche der Hierarchie unbeschränkt, und nur durch Klugheit und die Macht der Verhältnisse bedingt. Daher erscheint nicht bloß stete Aufmerksamkeit, sondern oft ernster Widerstand von Nöthen, um nicht von dem wohlgeordneten, immer schlagfertigen Heere besiegt zu werden. Ists aber nicht natürlich: nach so vielen verunglückten, oder willkürlich zerschlagenen staatsrechtlichen Formen, einmal Hülfe bei den kirchlichen Formen zu suchen? Und wie kann man den alten, folgerechten, tiefsinnigen Absolutismus des Papstes jemals mit Erfolg bekämpfen; wenn man daneben den willkürlichen und oberflächlichen weltlicher Herrscher, des — und — hätschelt und beschützt?

Will man also die Dinge, von einem Streite der zu Nichts führt, auf einen höheren Standpunkt erheben und für größere Zwecke wirken; so muß das Unternehmen aus einem Stücke seyn, und nicht eine Richtung der anderen schnurstracks widersprechen. Jeder absolutistische, büreaukratische, unduldsame Protestantismus ist inconsequent.

Andererseits irrt man sehr in Rom, wenn man meint: wer das Verfahren des preußischen Hofes nicht in allen Theilen billige, sey deshalb ein Katholik, oder gar ein Vertheidiger der unduldsamen Grundsätze gewisser Eiferer. Es ist recht Schade, sagte mir ein Römer, daß die katholische Kirche nothwendig unduldsam seyn muß. Gewiß ein arger, verdammlicher Irthum, wenn hiemit mehr als Festigkeit der Überzeugung und liebevolle Erziehung; wenn das Recht und die Pflicht zum Verfolgen, ja Verbrennen abweichend Gesinnter ausgesprochen seyn soll.

Unbedingter Absolutismus, ist aber keineswegs die Alles umfassende Form der katholischen Kirche. Sie hatte das, was man jetzt Verfassung nennt, schon vor Jahrhunderten mit bewundernswerther Geschicklichkeit ausgebildet. Jede Theokratie ist jedoch zu Grunde gegangen, sobald sie nicht mehr an der Spitze einer fortschreitenden Entwickelung des menschlichen Geschlechtes stand; jede Opposition hat sich aufgelöset; sobald ihr ein zusammenhaltender Inhalt und Zweck fehlte.

Von hier aus ließe sich viel über Fortdauer und Fortschritt des Katholicismus und Protestantismus vermuthen und schließen. Wer nicht begreift daß Beharren und Bewegen wesentlich zu einander gehört, dessen Lebenskraft verschwindet; es entweicht die wahre Geschicklichkeit zum Herrschen, und die rechte Gesinnung um zu gehorchen.

Der letzte Zweck des Katholicismus (behaupten Viele) ist, den Protestantismus, und des Protestantismus, den Katholicismus zu vertilgen. Ließe sich nicht eben so gut sagen: der Zweck des Einathmens ist, das Ausathmen zu vertilgen, und umgekehrt? Beruht nicht Leben und Entwickeln auf dieser doppelten Bewegung, und müßte man nicht wenn eines ganz verschwinden wollte, es gereinigt und verklärt herstellen, wie his Majestys opposition?

Nicht in äußerem gewaltsamen Wege läßt sich auf die Dauer etwas wider den Katholicismus oder Protestantismus ausrichten; die Mittel, die Zwecke müssen geistig, müssen christlich im höchsten Sinne seyn. Werden aber nicht in unseren Tagen manche hartherzige Tyrannen des 16ten und 17ten Jahrhunderts zu Helden umgeprägt? Wird nicht geläugnet daß Jesuiten, oder Puritaner Unrecht thaten, weil die Nemesis des Unrechtleidens auch über sie kam? Traurig ist die erneute Erfahrung: daß religiöser Fanatismus unter so leichter, dünner Decke verborgen liegt wie politischer

Fanatismus und die Kraft des Fieberkranken dann für größer und edler gilt, als die des Gesunden. Wehe den protestantischen, oder katholischen Eiferern, welche die weitere Entwickelung nicht auf dem Boden des Geistes mit Liebe und Mäßigung fördern; sondern den Kampf mit den Mitteln führen und erneuen wollen, welche Deutschland dreißig Jahre lang zerrütteten, und es habsüchtigen Fremden als leichte Beute preisgaben*).

Italien ist weder deutsch, noch protestantisch gesinnt, aber dennoch mehr ghibellinisch als im 12ten und 13ten Jahrhunderte. Ja viele Italiener behaupten: das Guelfenthum habe Land und Volk aufgelöset und zu Grunde gerichtet; während ein stärkeres Kaiserthum die Italiener wieder zu Herrn aller Völker erhoben hätte. Lassen sich denn aber nicht manche, sonst auf ihre Unabhängigkeit sehr eifersüchtige Völker, gutwillig durch italienische Päpste und Kardinäle lenken, als gehöre dies Indigenat zum Begriffe der katholischen Kirchenregierung?

Die großen, beseligenden Wahrheiten des Christenthums über welche alle Bekenntnisse einig sind, mögen der Kern ächter Duldung und Versöhnung bleiben. Wie sich Eiferer verschiedener Art auch gebaren: die von Gott angeordnete Entwickelung wird das

---

*) Dasselbe geschah in Frankreich, England, den Niederlanden u. s. w.

menschliche Geschlecht weder ins 13te, noch ins 16te Jahrhundert zurückführen; sondern (wie Andere sich ausdrücken) nach dem petrinischen und paulinischen Charakter des Christenthums, der johanneische in den Vordergrund treten.

Wozu (sagen vielleicht Manche) dies unnütze, verwirrte Hinundher-, Fürundwiderreden. In Zeiten des Kampfes muß man (wie schon Solon verlangte) Partei ergreifen und den Krieg ernst mit führen helfen; nicht sich unthätig, oder überweise zwischen zwei Stühle setzen *). — Bleibt denn aber die Wahl immer nur

---

*) Man sollte den Ausdruck rechte Mitte lieber vermeiden, weil das letzte Wort, seit Aristoteles (trotz aller Erklärungen und Warnungen), so oft mißverstanden und mißdeutet wird. Mancher meint z. B.: die Mitte sey nicht das Positivste, sondern die bloße Verneinung und ihr Vertheidiger stehe, dem Esel gleich, zwischen zwei Bunden Heu. Oder sie finde sich gleich weit von zwei Endpunkten, so daß man nicht durch die, an einer Seite befindliche Thür gehen dürfe, sondern mit dem Kopfe gegen die Mitte der Mauer rennen müsse; oder von zwei Groschen und vier Thalern sey die Summe sechs und die Hälfte drei; oder ein Richter habe das Rechte gethan und die Mitte gefunden, wenn er jeder Partei die Hälfte des Streitigen zuspreche u. s. w.

Besser vielleicht, man legte auf das Hauptwort: Mitte, weniger Nachdruck, und trachtete zunächst nach dem Beiworte, dem Rechten, an welchem Punkte sich dies auch offenbaren und herausstellen möge. Dann wird man nicht mehr zweifeln:

zwischen zwei Parteien? Giebt es nur ein Rechts oder Links, kein Gegenüber oder Vorwärts? Bedarf man nicht, selbst während des Krieges, einer Hinweisung auf den höheren Frieden? Daß die Liebe über den Haß obsiegen solle, dies ist der Polarstern, welcher in allen Kämpfen nicht verschwinden darf; und wer auf ihn hinweiset, ist nicht so unnütz wie diejenigen glauben, die, im Handgemenge begriffen, aufwärts zu schauen keine Lust oder Muße haben.

— — — — Die Streitigkeiten können weder unbedingt nach dem Landrechte, noch unbedingt nach dem Corpus juris canonici entschieden werden. — Sind es denn überhaupt nur preußische, oder gar nur kölnische und posensche, und nicht vielmehr deutsche, ja europäische Streitigkeiten? Dreißigjährige Kämpfe führten zum westphälischen Frieden, 23jährige zu den wiener Beschlüssen. Hier liegen die durch unzählige Anstrengungen und Leiden erkämpften Grundsätze, hier sind (neben materialen Bestimmungen) auch die wichtigsten Ergebnisse der europäischen Geistesentwickelung, unmittelbar oder mittelbar, für Staat und Kirche ausgesprochen, oder angedeutet. Dadurch daß man diese

---

Unparteilichkeit und verständige Überlegung seyen nothwendig, sowohl um das fremde, als das eigene Recht zu erkennen, und für Beschlüsse und Thaten, die ächte Grundlage und Begeisterung zu gewinnen.

läugnet und verwirft, sind sie noch nicht widerlegt und außer Kraft gesetzt; dadurch daß man auf sie schwört, ist ihre Wahrheit noch nicht für alle Zeiten und Völker erwiesen.

Möge man dereinst noch tiefer in das Wesen des Staats und der Kirche eindringen, gesellige und christliche Verhältnisse noch besser begründen; jetzt, in diesem Augenblicke, kann jene Grundlage, jenes neue, europäische Kirchenstaatsrecht nicht unberücksichtigt bleiben, und Zweifel welche ganz Deutschland (ja Europa) über ihre Angemessenheit, Deutung und weitere Entwickelung ergreifen, sollten nicht bloß von Einzelnen, sondern von allen Contrahenten vertreten und entschieden werden. Insbesondere ist hier recht eigentlich Gelegenheit und Veranlassung daß zunächst der deutsche Bund freundschaftlich prüfe, rathe, vermittele, durch Milde und Billigkeit die Parteien im gemeinsamen, ehrwürdigen Vaterlande versöhne und den allgemeinen Frieden herstelle. Gehört dieser Wunsch etwa auch zu denen welche man fromm (das heißt thöricht und unmöglich) nennt, weil es an der Weisheit und Mäßigung, an dem Muthe und Gemeinsinne fehlt, welche Deutschland allein kräftigen und von inneren und äußeren Gefahren erretten können?

— — Doch ich breche ab, da das Geschriebene nicht einmal mir gefällt, wie viel weniger Anderen gefallen wird.

Hundertundzwanzigster Brief.

Florenz, den 3ten Sept.

Von meinem Schnell- und Dauerlauf nach Malta und zurück, habe ich Euch Bericht erstattet. Seit Neapel setzte ich ihn mit nicht minderer Schnelligkeit (jedoch ohne übermäßige Anstrengung) fort, und will in höchster Kürze, Art und Richtung angeben. Freitags, den 30sten August (um die Zeit wo wahrscheinlich in Berlin Briefe von mir vorgelesen wurden) bestieg ich in Neapel den Wagen, sah im Mondenscheine Gaeta, bei Anbruch des Tages das ärmliche, und doch schöne Itri und Fondi, drauf Terracina mit seinen gelbrothen Felsen, und die pontinischen Sümpfe. Ihr Anblick ist grüner und heiterer, als der mancher gepriesenen Gegend, und sie könnten (wäre nur die ungesunde Luft nicht) mit unseren Wiesenbrüchen verglichen werden. Von Velletri bis Albano, wohlbebaute, schöne Hügel; nun die classische Campagna di Roma. Ich will meiner ketzerischen Zunge Einhalt thun, um nicht eingefangen und am ästhetischen Stricke so lange umhergeführt zu werden, bis ich pater peccavi sage und meinen Glauben aus Feigheit, oder Langeweile verläugne. Den 31sten Abends zwischen

5 und 6 Uhr Ankunft in, um 12 Uhr Abfahrt von Rom. — Ich machte einige Anstalten in eine Stimmung wehmüthiger Bewunderung und Sehnsucht zu gerathen, aber es gelang nicht: der Geist war willig, und das Fleisch schwach. Solche Zustände verleiten (um sich zu rechtfertigen) zur Opposition. Und so drückte ich innerlich mein Mißfallen über die römische Kaiserzeit aus, welche sich hier mit Säulen, Triumphbogen, Kolossen, Bädern u. s. w. fast allein breit macht, legte das Papstregiment des 16ten Jahrhunderts als Schatten über die Werke Raphaels und Michel Angelos, und verlor die erhabene Idee der katholischen Kirche, fast über die Erinnerung an den Kamaschendienst des geistlichen Exercierplatzes. In diesen verkehrten Gedanken ward ich unterbrochen, oder dafür bestraft; denn der Postillion stürzte mit beiden Pferden in den Graben, und hätten die drei Kreaturen nicht so still gelegen, daß wir hinausspringen und die Stricke abschneiden konnten, wäre alles Denken in dieser Zeitlichkeit wohl zu Ende gewesen. Nach beseitigter Gefahr gerieth ich in den alten Trab. Statt mich in Viterbo nach der Örtlichkeit, in Bezug auf die Belagerung Friedrichs II umzusehen; bemerkte ich bloß die erbärmliche Beschaffenheit aller Thüren, Schlösser und Fenster, verhärtete mich gegen die Schwärme der Bettler, hatte (unten vorbeifahrend) kaum ein trockenes Vergnügen an dem hoch belegenen

Montefiascone, fand Radicofani fruchtbar im Vergleich mit den Gefilden des Ätna, verschlief Siena, ward aber den 2ten Morgens, in der Nähe von Florenz wieder frisch und lebendig.

Hunderteinundzwanzigster Brief.

Verona, den 5ten Sept.

Mein erster, oder doch mein wichtigster Gang am 3ten September, war in Florenz nach der Tribune, und den übrigen Kunstwerken. Was ich in Rom und Neapel wieder sah, hat meine Bewunderung für die Venus und die Niobe nicht verringert. Selbst die eine, sogenannte, Venus von Titian in der Tribune, ist nur das Bildniß einer nackten, noch mehr eitelen, als schönen Frau; der Leib zu dick, die Knie ohne Feinheit und Rundung. — — Doch ne sutor ultra —

Mittag aß ich bei dem höchst gefälligen G. S—. Als mir, ich weiß nicht wie, das Wort sentimental in den Mund kam, sagte Hr. — lächelnd: er habe am wenigsten vermuthet, je diese Richtung an mir zu bemerken.

Freilich, wenn ich darüber Thränen vergießen soll, daß braune Semmeln zu nahe ans Feuer gekommen sind, oder die Butterfliegen nicht ewig leben; so bin ich nichts weniger als sentimental. Meine Sentimentalität liegt mehr in der Richtung, wie die des Souffleur im Wilhelm Meister, und überläßt gern die andere Sorte, anderen Leuten.

Der Kurierwagen von Florenz nach Mantua hat nur zwei Plätze; die Post findet es aber weise, eiligen Leuten einen dritten Platz zu verkaufen, daher saß ich eng und schlecht. Um 5 Uhr Abends fuhr ich ab, meist bergan. Ein starkes Gewitter ging vor uns her, erleuchtete die dunkelen Gipfel der Apenninen, und schützte uns überall gegen Staub, ohne uns selbst zu durchnässen. Beim Hinabfahren gen Bologna erfreute ich mich um so mehr an begrünten und behauten Bergen, als mir die ganz kahlen Höhen vieler südlicheren Gegenden noch lebhaft vor Augen standen.

Man braucht nur einmal durch die Straßen Bolognas zu gehen, um zu fühlen, ja einzusehen, daß diese Stadt einen von Rom ganz verschiedenen Charakter hat, daß beide nicht zusammenpassen. Dem Äußeren nach würde man in Modena heitere Zufriedenheit suchen; in den Buchläden bot man vorzugsweise kirchliche und ascetische Schriften aus. Die fruchtbare, trefflich angebaute lombardische Ebene, ist nicht so anmaßlich sich für malerisch auszugeben; sie

überläßt anderen alle Schönheiten der Vergangenheit, und begnügt sich mit der reichen Gegenwart. Als ich über den stillen Po fuhr und zuerst die Alpen erblickte, flogen die Gedanken leicht bis in die Heimath. Auch war mirs, beim Überschreiten der österreichischen Gränze, als beträte ich nun ein Land wo es gesellige Verhältnisse und eine Regierung gebe; das Südliche sey nur ein Naturspiel, lusus, oder abortus naturae. Ich weiß sehr wohl, daß man einwenden wird: durch Äußerungen solcher Art offenbare sich nur meine Wahlverwandtschaft zur Bornirtheit und Philisterei. Ich habe indeß auch noch Fantasterei genug, mir ein Götzenbild altioris indaginis aufzubauen: den — mit einem Fuße auf dem Tavoliere Apuliens, mit dem anderen jenseit des Faro auf den Schwefelminen Siciliens stehend; auf der Brust statt des Sonnenkreises, ein reiches Münzcabinet, in der linken Hand die Verfügungen und Abstimmungen über den Tavoliere und die Centralisation Siciliens, in der rechten den ewig denkwürdigen Vertrag mit dem Hrn. Taix über das Schwefelmonopol! Vor diesem Koloß müssen Fürst Metternich und seine Kollegen, diese sogenannten Philister, niederfallen und von ihm lernen wie man die enge Welt beschreiten und regieren müsse.

Den 4ten September Abends erreichte ich Mantua und fuhr den anderen Morgen um halb 5 Uhr ab nach Verona, um sogleich meine Reise über den Bren-

ner fortzusetzen. Warum ich diesen Weg erwählte, setze ich Euch mündlich auseinander; doch ward meine Nachhausehast, durch die weisere Fügung der Posten, oder vielmehr des Himmels ermäßigt, und ich zu einer unruhigen Ruhe in Verona gezwungen. Ich durchstrich die Stadt in allen Richtungen, erfreute mich zum vierten Male ihres lebendigen Betriebes, und ihrer ungemein schönen Umgebungen. Von höheren Bergen kommend, eilt die Etsch zwischen mannichfachen, reich bebauten Hügeln hindurch, nützt und verschönert die Stadt, und beruhigt sich erst nach gethaner Arbeit in der Ebene.

Leider habe ich in Verona wieder eine Bestätigung der oft ausgesprochenen Klage gefunden: die österreichische Regierung sorge nur für die materiellen Interessen, vernachlässige, oder untergrabe dagegen alles Höhere. Bei meinem stundenlangen Umhergehen in den größeren wie in den kleineren Straßen, habe ich auch nicht einen Bettler gesehen; es hat mich (obwohl ich als Reisender sehr kenntlich war) niemand um eine Gabe angesprochen. Was beweiset dies anders, als daß die österreichische Regierung, für das ganz Unbedeutende (für Beschäftigung der Gesunden und Verpflegung der Bedürftigen) sorgt, ihren Unterthanen aber das Edelste entzieht, nämlich die Gelegenheit christliche Tugenden auf der Straße zu üben? Die anderen Regierungen Italiens schlagen in tiefsinniger

Weisheit den umgekehrten Weg ein, und ihre Unterthanen eignen sich wiederum (scharfsinnig und gehorsam zugleich) das Tiefsinnigste aus dem Tiefsinnigen an. Das heißt: sie sorgen dafür daß die Kranken und halb Verweseten, gleich den Unverschämten, Jahr aus Jahr ein auf der Straße bleiben müssen, damit keinem Christenmenschen jemals die Gelegenheit zur Übung christlicher Tugenden fehle!

Aus einer Kirche scholl mir heitere Kriegsmusik entgegen: ich fand daß das Stadtgymnasium eine poetische Akademie gebe, wo 28 Gedichte in Silbenmaaßen aller Art zu Ehren der Scaliger herdeklamirt wurden. Welche Produktionskraft, welche Mannichfaltigkeit in der Einheit, werden Bewunderer sagen. Was ich hörte, erinnerte an Lichtenbergs tiefen Geschwulst; das Schreien, Überschreien und Handthieren fand indeß so viel Beifall, als bei uns zuweilen das Langweilige tout pur. Insbesondere klatschte eine Heerde kleiner vergnügter Jungen so lange bis ihnen die Hände roth wurden, und die Trompeten ihr Fortissimo noch übertönten. Sagt Ihr: du hast gerade das Beste nicht gehört; so will ich dieser milden Deutung keineswegs widersprechen.

Zum Beweise, bis zu welcher Vollkommenheit gewisse Regierungsanstalten in Italien gebracht sind, und wie viele Leute sich bestreben die Bekanntschaft

eines ehrlichen Mannes zu machen, gebe ich Euch das Verzeichniß der Visa meines Passes seit Neapel.

1) Der preußische Gesandte in Neapel.
2) Der österreichische Gesandte in Neapel.
3) Der päpstliche Gesandte in Neapel.
4) Die Polizei in Neapel.
5) Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten.
6) Die Thorwache beim Ausgange aus der Stadt.
7) Die Behörde an der Gränze.
8) Die päpstliche Behörde an der Gränze.
9) Die Thorwache in Rom.
10) Der preußische Gesandte daselbst.
11) Der österreichisch-florentinische Gesandte.
12) Die Polizei.
13) Die Stadtwache beim Ausgange.
14) Die römische Gränzwache beim Ausgange.
15) Die florentinische Gränzwache.
16) Die florentinische Thorwache.
17) Der preußische Gesandte in Florenz.
18) Der österreichische Gesandte in Florenz.
19) Der päpstliche Gesandte in Florenz.
20) Die Polizei in Florenz.
21) Die Wache beim Ausgange aus der Stadt.
22) Die Gränzbehörde.
23) Die päpstliche Gränzbehörde.
24) Die Polizei in Bologna.
25) Die Gränzbehörde beim Ausgange.

26) Die Gränzbehörde von Modena.

27) Die Polizei daselbst.

28) Die Gränzbehörde beim Ausgange.

29) Die österreichische Gränzbehörde.

30) Die Polizei in Mantua.

31) Die Polizei in Verona.

Manche dieser Visa (so die preußischen und österreichischen) sind unentgeltlich, andere, besonders die neapolitanischen und römischen, sind desto theuerer. So nimmt z. B. der neapolitanische Consul in Malta 1 Thlr. 15 Sgr. für seine Namensunterschrift. Da man ferner außerdem jedesmal Soldaten, Polizeidiener, Lohnbediente u. dgl. bezahlen muß; so wird dies Paßwesen (verbunden mit den Raubvögeln der Zollbedienten und Sünder) zu einer so hohen und verdrießlichen Steuer, daß sie oft mehr kostet als Essen und Trinken, und man besser wegkäme einmal en gros, als so oft en détail geplündert zu werden.

Hundertzweiundzwanzigster Brief.

München, den 9ten September.

Von Verona bin ich das Etsch= und Eisachthal aufwärts, über den Brenner nach Inspruck und über Zirl und Partenkirch hieher gefahren. Eine Reise (mit Ausnahme der Umgegend von München) recht eigentlich gemacht das Herz zu erfreuen und sich zu erquicken. Berge der mannichfachsten Art, erhaben, schön, neckisch, einzelne glänzende Wände und Spitzen, das meiste bewachsen und begrünt bis zu den Gipfeln. Üppige Wiesen, glänzende Blumen, springende Quellen, murmelnde Bäche, rauschende Ströme, schattige Bäume, Häuser und Heerden, Hirten und Jäger. Sollte ich vergleichen; — aber wer zwingt mich dazu? Darum will ich in vieldeutiger Weise nur sagen: kein Tiroler brauche sich vor einem Sicilianer zu fürchten. Auch der Garten in Inspruck, nicht vor der Flora in Palermo. Inspruck zwischen ernsten Bergen so heiter ausgebreitet, kann man nicht ohne Vorliebe betrachten, und der biderbe Menschenschlag zeigt eine deutsche Gegenwart und eine deutsche Zukunft. Tiecks Krankengedichte und sein Tischler begleiteten mich in Gedanken auf dem Wege von Aqua=

pendente, bis ins Vaterland. „Die schwarzen Manderl" in der Kirche gaben Zeugniß für Staat und Kunst, die Martinswand erinnerte an das edele Gemüth eines deutschen Kaisers, und das deutsche Gränzzollamt in Mittenwalde erlösete den Reisenden, von Zöllnern bis zur Heimath. Ich muß den dortigen Zollbeamten das Zeugniß geben: sie haben nicht mehr und nicht weniger untersucht als ihre Pflicht erfordert; ich gab ihnen nichts, und sie haben in keiner Weise angedeutet, daß sie etwas erwarteten. — — —

Hundertdreiundzwanzigster Brief.

München, den 16ten September.

— — Die sehr freundliche Aufnahme, welche ich hier finde, und die überaus großen Kunstschätze, halten mich fest, trotz der Sehnsucht nach der Heimath. — Wann (fragte ich den Kellner) wird die Bibliothek geöffnet? — Sie (antwortete er) wollen sagen: die Glyptothek. — Hieraus läßt sich viel auf den hiesigen Stand der Philologie schließen, und auf das Verhältniß der Kunst zur Wissenschaft. Geschähe für

die letzte so viel wie für die erste, es würde nicht minder treffliche Früchte tragen.

Wenn die münchener Malerschule sich das Epos und die Tragödie angeeignet, und die düsseldorfer mehr der Elegie und Idylle ergeben hat; so liegt dies zum Theil wohl in der Natur der leitenden Meister, zum Theil aber auch daran, daß für großartige Entwickelung der Freskomalerei äußere Begünstigungen hinzutreten müssen, welche zeither fast nur der König von Baiern darbot. — Im Vergleiche mit dem Reichthume und der Großartigkeit dieser münchener Freskomalereien von Cornelius, Heß, Schnorr und Anderen erscheinen gar viele anderwärts bewunderte Bilder, beinahe nur wie ein anmuthiges Spiel, oder eine geschickte Fabrik, zur Befriedigung von vielerlei Nachfrage. — Mancher Maler kann dem Teniers, dem Denner, dem Carlo Dolce gegenüber sagen: anch' io sono pittore! Cornelius darf dies dem Michel Angelo zurufen, und dieser wird ihn nicht zurückweisen, sondern anerkennen und ihm die Hand reichen. Doch von dem Allem will ich mündlich Bericht erstatten.

Trotz des Übergewichts der Kunstbetrachtungen in München, konnten doch manche andere Punkte nicht ganz unberührt bleiben, welche, in dem Maaße als jene erfreuten, mich mit tiefem Schmerze erfüllten. Deutschland, der Kern, das Herz Europas, ist durch Eiferer aller Art, auf dem Wege wiederum in reli-

giöse und politische Gegensätze zu zerfallen, uneingedenk der entsetzlichen Zeit des dreißigjährigen Krieges, und der Habgier östlicher und westlicher Nachbarn! Statt des Wahlspruchs aller Bundesstaaten: vis unita fortior, Eintracht giebt Macht; scheint der entgegengesetzte zum Verderben Deutschlands überall empor zu wachsen und zur Anwendung zu kommen.

Dem Bunde, auf welchen die gläubigsten und gemüthlichsten Deutschen ihre Hoffnung stellten, entschwindet alle zusammenhaltende Kraft. Er erklärt den seit Jahren erkrankten, dringend um Arznei und Hülfe bittenden Gliedern: ihr Leiden sey ein örtliches und gehe das Ganze wenig, oder nichts an! — Wenn jedoch den Vernachlässigten, sich selbst Überlassenen zuletzt die löbliche Mäßigung und Geduld einmal ausgehen sollte, so wird man schreien: Revolution, Revolution! — Wer aber hat diese dann herbeigeführt, und wer trägt die Schuld?

Hundertvierundzwanzigster Brief.

Verona, den 6ten September.

Eure Bemerkung: daß meine Mittheilungen über Italien zerstreuter und abgerissener sind, als die über England, hat ihre vollkommene Richtigkeit. Liegt dies aber nicht zum Theil in den Dingen und Verhältnissen, welche eben große Verschiedenheit zeigen und sich schwer unter einen Gesichtspunkt bringen, oder zu einem Gemälde vereinigen lassen? In dieser und so mancher anderen Beziehung könnte man eher Deutschland und Italien zusammenstellen und vergleichen, als (wie einst Archenholz that) England und Italien. Anziehend und belehrend ist diese Aufgabe gewiß; wäre sie nur andererseits nicht sehr schwer und in so fern meist undankbar, daß in der Regel kein Theil mit den Ergebnissen, dem Lobe oder Tadel, zufrieden ist.

Nachdem ich so viel in Italien gesehen und durch fremde Hülfe gelernt habe, fühle ich das Bedürfniß, den einzelnen Bemerkungen und Erörterungen, eine Art von Gesammtübersicht folgen zu lassen, um mich zu orientiren und die Eindrücke des Augenblicks wo möglich zu läutern, damit die allgemeinere, objektive Wahrheit ans Licht komme. Indem ich aber dieser

Neigung folgen will, tritt mir die Gefahr und die gerechte Besorgniß entgegen: auf diesem Wege werde leicht mehr verloren, als gewonnen. Denn der einzelne Eindruck, die augenblickliche Stimmung hat wenigstens bedingte Wahrheit und Werth; läßt man sich aber verführen auf jene Eindrücke und Stimmungen, nun allgemeine Urtheile und Aussprüche zu gründen, so verschwindet in der Regel jene bedingte Wahrheit, ohne daß man dafür eine höhere eintauschte. Wer hat denn auch so viel Kenntnisse und Scharfsinn, daß er über ein großes Land und Volk, nach allen seinen Beziehungen, Verhältnissen und Thätigkeiten aburteln, selig sprechen, oder verdammen dürfte?

Trotz dieser gewichtigen Einwendungen mag ich es mir nicht versagen, auf meine italienische Reise zurückzublicken und einzelne Punkte nochmals in kurze Erwägung zu ziehen. Wenn ich mich in den folgenden Bruchstücken vielleicht schärfer und bestimmter ausdrücke, als es sich gebührt; so ist zu bedenken daß abschwächende Höflichkeitsformeln, welche sich so leicht darbieten, die Darstellung nur länger und langweiliger machen. Auch ist ja Alles was ich sage, eben nur eine persönliche Meinung, ein Gutachten, an dessen Anfang und Ende geschrieben steht: salvo meliori!

Zum Beweise, wie leicht man in den Fehler des Zuviel, oder Zuwenig verfällt, stelle ich zwei entge-

genstehende Aussprüche über Italien hier voran. Ein nordalpischer Schriftsteller sagt: aller Ruhm ist über die Alpen hinübergezogen; in Italien ist nichts Eigenes geblieben, als das bloße Unglück! — Hierauf antwortet ein Neapolitaner: Schlecht ist der berathen, welcher versucht Italien den alten und verdienten Ruhm zu rauben, daß es zu jeder Zeit die Meisterinn (maestra) der Völker gewesen ist. — Wer zuviel beweiset, beweiset nichts; möge es mir nicht eben so ergehen!

Nicht um den Beifall der Italiener zu gewinnen, oder als captatio benevolentiae; sondern um der inneren Wahrheit willen, räume ich ein daß (Alles zu Allem gerechnet) der einzelne Italiener, als solcher und selbst ohne alle Schulbildung, klüger und (wenn er will) mehr mit ihm anzufangen ist, als im Durchschnitt mit einem einzelnen Menschen aus irgend einem anderen Volke; ich räume ein, daß die Geschichte Italiens älter, und bis zum 16ten Jahrhunderte reicher und mannichfaltiger sey, als die irgend eines anderen europäischen Volkes. Aber eben diese Wahrheit, diese Theilnahme, diese Bewunderung, steigert andererseits das Maaß der Forderungen und die Strenge des Urtheiles. Nicht aus Abneigung und Haß, sondern aus Zuneigung und Vorliebe, wächst der Zorn und der Tadel manches Italienischen hervor, und je größer

und würdiger der Gegenstand ist, desto unwürdiger Schmeichelei und Verhätschelung *).

Mir ist in Italien oft der Gedanke emporgestiegen: ob das Glück eine lange, glorreiche Geschichte zu haben, einem Volke nicht auch zum Unheile gereichen könne? Das lebende Geschlecht summirt dann wohl alle Thaten der Vorfahren, freut sich derselben und begnügt sich mit dem Erzählen und Lobpreisen, ohne die ererbten Schätze durch eigene Kraft und Thätigkeit zu vermehren. Ein junges Volk hingegen kann seine Zeit keineswegs mit Betrachtung und Zerlegung des Vergangenen ausfüllen; seine Sterne liegen vielmehr gegen Morgen und in der Zukunft, es kümmert sich nicht um alte Erbschaften; sondern um neue Thaten. Erst wenn man jedem Geschlechte das Seine zuweiset, ergiebt sich Verdienst, Werth, Fortschritt, oder Rückschritt; ohne dies strenge, oft schmerzliche Geschäft, gelangen ältere Völker nicht zur rechten Selbsterkenntniß, sondern schmücken sich mit fremden Federn.

In neueren Zeiten ist es zu sehr Mode geworden, den Ruhm eines Volkes, bloß in einer Richtung zu suchen; während doch jedes Volk eben seine eigene Natur und seinen eigenen Ruhm hat. Wem nur

*) Niemand kann aufrichtiger wünschen als ich, daß etwa von mir nach bestem Wissen und Gewissen ausgesprochener Tadel, nur auf Irthum beruhe.

Krieg, oder nur Handel, oder nur die Fabrikation es sey von Baumwollenwaaren, oder Verfassungen, Werth hat; der mag (wie jener Schriftsteller) in Italien Nichts, oder nur Unglück sehen. Mir hingegen scheint ein nachäffendes Pfuschen in fremden Kreisen dem schönen Lande bereits mehr Nachtheil gebracht zu haben, als wenn es seiner Natur ganz treu geblieben wäre.

Zum Beweise wie viel Italien noch in den letzten hundert Jahren für Künste und Wissenschaften gethan habe, nennen die Italiener unzählige Namen, von denen man nordwärts der Alpen selten etwas hörte. Sie mögen zum Unterbau gedient und genützt haben; wenn aber von Hunderten nur ein Paar durch die Jahrhunderte leuchten, ist der Werth nach Abfall der Anderen (wie bei den sibyllinischen Büchern) nicht geringer, sondern größer geworden. Ernster wird die Betrachtung, wenn wir Geschlecht mit Geschlecht, Jahrhundert mit Jahrhundert vergleichen. Dann zieht sich das übermäßige Lob, welches in Italien nur zu oft aus mancherlei Gründen dem kaum Mittelmäßigen ertheilt wird, gar sehr zusammen, und das Lobhudeln wirkt auf Künstler und Schriftsteller, wie zu vieles Begießen auf die Pflanzen: beide verfaulen. Ich will das entgegengesetzte Verfahren, welches in Deutschland vorherrscht und Manchen abschreckt oder niederdrückt, nicht loben; doch ist die strengere Methode ein

besserer Prüfstein der Geister und ihrer wahren Lebenskraft.

Ergiebt sich denn (so kann man fragen) ein Fortschritt in Italien, wenn wir Filangieri mit Thomas von Aquino, Genovesi mit Jordano Bruno, Camucini mit Raphael u. s. w. u. s. w. vergleichen? — Warum stellst du (wird der Italiener entgegnen) den Vergleich so abgünstig? Warum erinnerst du nicht vielmehr an Canova, Volta, Galvani, Pazzi, Muratori, Manzoni und Andere; welche unser Jahrhundert, vollgültig früheren Jahrhunderten und anderen Völkern gegenüberstellen kann? — Darum ist es besser solche einzelne Vergleiche zurückzustellen, und um so mehr zurückzustellen; da man behaupten kann und darf: Gott der Herr erschaffe in seiner Gnade solcherlei Geister, oder verweigere sie nach Gefallen; der Einzelne und das Volk sey hierüber zu keiner Rechenschaft verpflichtet.

Es giebt indeß andere Richtungen, wo die Einzelnen und das Volk ihre Hände nicht dergestalt in Unschuld waschen dürfen, sondern mitschuldig und verantwortlich sind. So (und dies ist ein wichtiges Beispiel) hinsichtlich der Musik. Die erhabenste, die heiligste Seite dieser wirksamsten aller Künste, ist in Italien fast ganz verschwunden und an ihre Stelle der frivolste, unschicklichste Tand getreten. Die dramatische Musik hat sich in bloßen, die Ohren kitzelnden Zeitvertreib verwandelt; ja es wird als ein Fort-

schritt zur wahren Freiheit gerühmt, daß Text und Musik sich um einander nicht kümmern, und die Kunst ihre unbequemen Ansprüche und Bedingungen bei Seite setzen, oder doch nach dem Behagen der Zuhörer einrichten müsse. Die Überzeugung: ein Kunstwerk sey die erhabenste, dauerndste Schöpfung des menschlichen Geistes, und es bedürfe aller Kräfte der Beschauer und Hörer es ganz zu verstehen und sich anzueignen; diese Überzeugung gilt fast allgemein für einen beschwerlichen Aberglauben, welchen abzuschütteln jeder die Erlaubniß, ja die Pflicht habe. Der Tag, meint man, nähre den Tag und lebe vom Tage, und diesen Grundsätzen gemäß sind dann auch die jetzigen Opern, oder Solfeggien, angefertigt. Es bedarf keines Beweises, daß die Kunst auf diesem Wege unausbleiblich ihrem Verfalle entgegengeht; ja daß dieser eigentlich schon eingetreten ist. Ein Vergleich der deutschen und italienischen Theaterrepertorien zeigt augenscheinlich, daß dort das Werthvollste unter den dramatischen und musikalischen Werken aller, oder doch vieler Zeiten und Völker, Anklang und Verständniß findet; während man in Italien die einheimischen Sommerpflanzen des letzten Jahres allein zur Ausstellung bringt.

Hundertfünfundzwanzigster Brief.

München, den 10ten September.

Das Volk und der Staat erwächst aus den Familien. Sind diese, ist das Familienleben nicht gesund, nicht sittlich und christlich geordnet; so fehlt die Grundlage für alles Größere und Allgemeinere, ja der Hauptinhalt des Lebens selbst. Ich weiß, daß ich hier bei einem noli me tangere stehe, wo genaue, vollständige Kenntniß unmöglich, und falsche Urtheile so häufig sind. Sofern jedoch diese Unvollständigkeit der Kenntniß bei Beurtheilung aller Völker wiederkehrt, setzt sich das Maaß der Wahrheit und des Irthums in eine Art von Gleichgewicht, und eine Verschiedenheit, z. B. des englischen und italienischen Familienlebens, der englischen und italienischen Frauen springt jedem Beobachter in die Augen. Ich will mich indeß auf einige allgemeinere Erscheinungen beschränken.

Das Cicisbeat, sagen manche Italiener, besteht noch jetzt wie sonst. Es besteht nicht mehr, entgegnen Andere; es besteht noch, aber unter veränderten Formen, behauptet eine dritte Partei. Meines Amtes ist es nicht diesen Streit zu schlichten; wohl aber darf ich behaupten: das Cicisbeat sey (leichtsinnig betrach-

tet) eine Fratze, (ernsthaft beurtheilt) ein widerwärtiger Skandal. Eher ist ein einzelnes, durch Leidenschaft hervorgetriebenes Verbrechen zu begreifen und zu entschuldigen, als diese kalte Ordnung, diese nüchterne Störung, dieser klägliche Zeitverderb, diese unmännliche Sklaverei.

Die rechte Ehe erlaubt, ja verlangt, daß Freunde und Freundinnen sich dem Ehepaare zugesellen, und den Übergang aus dem Hause in weitere Kreise vermitteln; aber jenes Einem eingeräumte Monopol, diese feminae adscriptio, diese Entmannung des Ehemanns und des Cicisbeo, ist die kläglichste Erfindung und Einrichtung, welche die Geschichte des Familienlebens aufzuzeigen hat. Nehmen wir indeß an: sie sey abgeschafft, oder gehe ihrem Ende entgegen, so wächst ein anderes Übel mit verdoppelter Kraft empor.

Ich weiß nichts auf Erden, was ein so furchtbares Entsetzen hervorruft, mit so bitterem, herzzerreißendem Mitleiden erfüllt, als das Aussetzen vieler Tausende von Kindern. Was ich (in jeder Landschaft, in jeder Stadt Italiens neu aufgeregt) darüber schon so oft zu schreiben mich gedrungen fühlte, will ich nicht wiederholen; sondern nur die Überzeugung aussprechen: es offenbare sich hier eine furchtbare Ausartung der menschlichen Natur, deren völlige Ausrottung die erste, unerläßlichste Bedingung einer Wiedergeburt Italiens sey. Man ruft nach Verfas

sungen, Kammern, Wählern, Repräsentanten u. dgl., als könne dieser künstliche Ausbau geselliger Verbindungen in der Luft schweben, ohne Väter, Mütter, Kinder, Brüder, Schwestern und Familienleben.

Es ist, und nicht ohne Grund, behauptet worden: manche Staaten gingen großentheils an der kostspieligen Kriegsverfassung, an den überzahlreichen Heeren stehender Soldaten, zu Grunde. Italien leidet an diesem Übel in vierfacher, also vierfach lastender Gestalt. Erstens die Soldaten (wie anderwärts); zweitens, die Bettler; drittens die Findelkinder; viertens die Überzahl der unverehelichten Geistlichen und Mönche *). Ich habe mich der letzten zu einer Zeit angenommen, wo es nicht Mode war sie zu loben oder Klöster zu gründen; aber es kann auch des Guten zu viel geben, und daß in Italien keineswegs Alles in dieser Beziehung gut und heilsam sey, wäre sehr leicht zu erweisen, wenn ich mich hier auf so breite Untersuchungen einlassen dürfte, oder überhaupt ein Erweis nöthig wäre.

Noch weniger kann ich auf die höchst wichtige, seit Jahrhunderten erörterte und verschieden beantwortete Frage eingehen, über den Einfluß der christlichen

---

*) Spötter behaupten: die Empfehlung der Findelhäuser durch die Geistlichen, stehe mit ihrem Cälibate im genauesten Zusammenhange.

Bekenntnisse auf die Staaten und Völker. Jede Partei nimmt für sich die Lichtseite in Anspruch, und weiset die Schattenseite der anderen zu: und doch ist nur da Schatten, wo auch Licht ist. Wer innerhalb der Gränzen einer Partei beharrlich feststeht, ist ein guter Kämpfer; aber kein guter Beobachter und Geschichtschreiber, welchem obliegt die Dinge von einem umfassenderen Standpunkte aus zu betrachten, und sich (wie es auch dem dramatischen Dichter obliegt) gleichsam in mehre Personen zu verwandeln.

Hier mögen ein Paar Bemerkungen genügen. Neben den wahren, ächten, ich möchte sagen idealen Katholiken, haben sich in Italien nach zwei verschiedenen Seiten hin, zwei Zugaben, oder Auswüchse gebildet. Die Massen (besonders im südlichen Italien) hegen gar mancherlei Aberglauben, welcher, nur unter veränderten Namen und Formen, bis in das baare Heidenthum hineinführt und den Spruch: Gott ist ein Geist u. s. w., in den Satz: Gott ist ein Leib u. s. w. zurückübersetzt. Geistliche und Regierungen geben sich keine Mühe, einen höheren Spiritualismus zu begründen; theils weil sie ihn selbst nicht kennen, theils weil er für das Volk nicht passe und der Aberglaube selbst ein Mittel leichteren Regierens sey.

Eine zweite Partei, die sich meist in den höheren Ständen entwickelt, scheint alle Lehren und Gebräuche der Kirche anzunehmen und ohne Widerspruch zu be=

folgen oder auch sie eigennützig geltend zu machen; in Wahrheit sind ihr aber die tieferen Geheimnisse des christlichen Glaubens unbegreiflich und gleichgültig geworden. Sie findet sich, des äußeren Friedens halber, mit der Kirche ab; würde aber (in den Palast der Wahrheit versetzt) eher dafür stimmen Voltaire, als Thomas von Aquino heilig zu sprechen.

So entsteht die Frage: ob Italien, durch das völlige Zurückweisen und Erdrücken aller reformatorischen Bewegungen, nicht mehr verloren, als gewonnen hat? Abgesehen von dem größeren Werthe, oder Unwerthe der Bekenntnisse und Ergebnisse, ist die ungeheure Arbeit des Geistes welche sich ganze Völker durch mehre Geschlechtsfolgen hindurch auflegten, nicht fruchtlos gewesen; sie hat (trotz aller Auswüchse, ja Verbrechen) gegen unfruchtbare Gleichgültigkeit, anmaßliche Faulheit und gedankenloses Ermatten geschützt. Die Religion ist in letzter Stelle allerdings eine Gabe, die von oben herab kommt; die Menschen zeigen sich aber verschieden in der Art wie sie sich für den Empfang vorbereiten, und wie sie nach dem Empfange die Gabe behandeln und benutzen. — Wo (wie meist in Italien) die Religion als etwas ganz Fertiges, Abgemachtes dargeboten und hingenommen wird, und die geistigen Zollbehörden ein unbedingtes Sperrungssystem aufstellen, entsteht freilich keine Gährung des Zweifels, aber auch keine höhere Verklärung, wie in

Paulus und Augustinus. Das Denken und Erkennen, diese edelste Arbeit des Menschen, soll zum Glauben hinzutreten; Völker, die sich mit einer Hälfte begnügten, geriethen in Irthum und blieben in den Bahnen der Entwickelung zurück. Fast noch mehr als aus der Geschichte Italiens, möchte sich aus der Geschichte Spaniens entnehmen und erweisen lassen, was ich andeuten wollte.

Es sey erlaubt hier eine andere Bemerkung anzureihen. Völker mit geringer und wenig ausgebildeter Eigenthümlichkeit, können durch den Einfluß überlegener Nationen für immer untergeordnet werden; Völker, welche geistig reich und entwickelt sind, haben dagegen Unrecht, das Fremde zu scheuen, oder zu verachten. Diese Abneigung gegen Anstrengung, oder diese anmaßliche Allgenugsamkeit, straft sich zuletzt immer selbst. Es ist gewiß ein Fortschritt, daß die Italiener nicht mehr jenseit der Alpen bloße Barbarei vermuthen; sondern endlich anfangen zu reisen und fremde Sprachen zu lernen. Doch wird deutsche Sprache und Literatur noch immer gar sehr vernachlässigt; woraus tausend Mißverständnisse fast unausbleiblich hervorgehen, und gerade leider da hervorgehen, wo begründete Einsicht in die Natur und das Wesen beider Völker so heilsam wirken müßte. Für die meisten Italiener ist ein österreichischer Beamter oder Lieutenant, die Urform worin sie sich alle Deutschen

ausgeprägt denken; und sie glauben hiemit sey Grund genug zu Spott und Geringschätzung gegeben. Das nördliche, das protestantische Deutschland ist den Meisten völlig unbekannt, oder gilt für einen Sitz unzähliger Gräuel. Und doch könnte man behaupten: die Italiener würden sich leichter mit den Norddeutschen verständigen, als mit den Österreichern. Gewiß wäre schon die Untersuchung so wichtig als lehrreich: warum denn jene verachteten Österreicher in Italien regieren, und besser regieren als in den meisten Landschaften die viel klügeren Italiener? Es dürfte sich vielleicht ergeben, daß manche Art von Klugheit, das Gegentheil der wahren Weisheit ist.

Unsere Jugend, sagte mir ein hoch gepriesener Italiener, studiert und arbeitet nicht; sie kennt und ehrt nur die Weisheit und das Urtheil der Journale. Da wäre denn freilich die falsche Begeisterung, welche zuweilen aus einem Mißverstehen der großen Griechen und Römer hervorgeht; immer weit besser, als die welche aus dem Götzendienste mit italienischen und noch mehr mit französischen Journalen entspringt.

Wo es auf persönliches Talent, auf Überlegenheit der Individualität ankömmt, haben die Italiener oft den Reigen angeführt; aber gerade dies Wissen und Fühlen der Überlegenheit in den Einzelnen, macht sie ungeschickt sich anzuschließen und abgeneigt sich irgendwo und wie unterzuordnen. Dieser Behauptung

scheint die frühere, große Vorliebe der Italiener für städtische, municipale Einrichtungen zu widersprechen; war denn aber das Bestimmende, Antreibende, Zusammenhaltende, nicht wiederum etwas abgeschlossen Individuelles, Einzelnes, nur breiterer Art, z. B.: der höhere oder niedere Adel, die reichere oder ärmere Bürgerschaft u. s. w.? Die wechselseitige Stellung und Berechtigung mehrer Stände, das Ineinandergreifen der kirchlichen, monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elemente, ist niemals unbefangen gewürdigt, gehegt und gepflegt worden; sondern das Bemühen ging immer nur darauf hinaus, der einen oder der anderen Richtung ein unbedingtes Übergewicht zu verschaffen, und dies Bestreben ist nur zu sehr gelungen.

In neueren Zeiten hat das Monarchische ein entschiedenes Übergewicht gewonnen, und das, als republikanischer Zusatz hingestellte, ist meist nur ein Schatten ohne Wesenheit und Gewicht. Wenige Regierungen begreifen: es sey da leichter und besser regieren, wo wohlgeordnete Corporationen vorhanden sind, als wo man mit unverbundenen Einzelnen, mit regellosen Atomen zu thun hat.

Sind denn aber jetzo die Bestandtheile vorhanden, aus welchen man Verfassungsformen aufbauen könnte? Ohne Zweifel: sobald man nur die, hiebei

sehr ungenügende Arithmetik mit unbenannten Zahlen, oder bloße Quantitäten in Thätigkeit setzt. Schwieriger erscheint die Sache, sobald man an lebendige Qualitäten denkt, oder diese doch den Quantitäten zugesellen will.

Zuvörderst fehlt fast überall ein freier, Eigenthum besitzender Bauernstand. Zu frei oben, zu gedrückt unten; das giebt Stoff zu Revolutionen, nicht zu ruhiger Entwickelung. Erwählte Repräsentanten freier Bauern (wie sie z. B. auf den Landtagen im Preußischen erscheinen) sind in Italien unmöglich; ja es fehlt an Mitteln dem, nach Gesetzen möglichen Untergang des Bauernstandes zuvorzukommen *). Wir stehen hier wieder an der so wichtigen, als gefährlichen Stelle: in wie weit das Staatsrecht, den Gefahren eines unbedingten Privatrechtes vorbeugen, und dieses heiligen und verklären könne, ja müsse.

Im Bürgerstande erblicken wir in mehren Landschaften lauter Einzelne; als sey die Gewerbefreiheit und die Abschaffung alter Zunftmißbräuche, un=

---

*) Auch im Preußischen ist die Frage noch nicht durch Gesetze gelöset: wie ein tüchtiger Bauernstand, mit den natürlichen und unabweisbaren Fortschritten des Ackerbaues, der Industrie, des Handels u. s. w. zu verbinden und zu versöhnen sey.

verträglich mit allem Gemeinschaftlichen, und wirksamen Communalordnungen.

Der Adel entspricht vielleicht noch weniger seinem Begriffe. Überreich, oder heruntergekommen; fast immer unthätig. Die einfachste, edelste und natürlichste Beschäftigung, der Landbau, welche in England und Deutschland den Adel erhält und fördert, wird in Italien verschmäht. Eben so selten wollen die Vornehmen in Staatsdienst treten; und die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft ist nicht jedermanns Sache. Nur zu viele Italiener suchen die Freiheit äußerlich, während es doch nothwendig ist, sie von innen heraus zu finden. Sie geht hervor aus Anstrengung und Entsagung, nicht aus Unthätigkeit und Genuß; und in dieser Beziehung steht das italienische Volk den meisten Vornehmen des Landes voran.

Der deutsche Adel, welchem es unmöglich war ein thätiges Landleben zu führen, erwählte meist nach uralter Weise den Kriegsstand; ein Ausweg, welcher dem italienischen Adel seltener dargeboten, und noch öfter verschmäht ward. Ohne an dieser Stelle die bekannten Mängel eines übermäßigen Soldatenwesens hervorzuheben, darf man daran erinnern: daß die Kriegszucht doch eine Haltung und ein Gesetz giebt, welches der anmaßlichen Nichtsthuerei sonst fehlt, und die sich ein Einzelner freiwillig selten auf-

legt. Auch folgte den bequemen Friedensjahren wohl die ernstere Zeit eines Krieges, welcher den Kleinigkeitsgeist beseitigte und Gelegenheit zur Übung ächter Tugend gab. Man darf wohl bezweifeln: ob es für den Einzelnen und für Alle, für die persönliche Entwickelung und die Lebensdauer und Lebenskraft des ganzen Volks besser war und ist, wenn die nachgeborenen, italienischen Edelleute freiwillig ins Kloster gehen, oder hineingeschickt werden? Bei einem durchaus tapferen und kriegslustigen Volke (wie z. B. das französische) wird der Gebrauch von Stellvertretern (remplaçants) im Heere, dem kriegerischen Geiste keinen Nachtheil bringen; in Italien, besonders dem südlichen, geht aber auf diesem Wege eine Erziehung verloren, welche Allen Noth thäte, und die in Preußen den angeborenen Kriegsmuth und die Kriegsgeschicklichkeit wesentlich erhöht hat.

Hundertsechsundzwanzigster Brief.

München, den 12ten September.

Wenn man die Andeutungen in meinen beiden letzten Briefen mit dem zusammengestellt, was ich früher, hie und da zerstreut aussprach; so wird sich manches Lückenhafte vielleicht ausfüllen. Nach Berührung einiger allgemeinen italienischen Verhältnisse, dürfte es rathsam seyn nun auch die einzelnen Staaten noch einmal vorüberzuführen und an ihre Eigenthümlichkeit, an ihr jetziges Seyn oder Nichtseyn zu erinnern.

Beginnen wir mit dem Süden und zwar mit Sicilien, so wird man den Bewohnern eher eine zu große, als eine zu geringe Vaterlandsliebe vorwerfen können. Dies mindert indessen keineswegs die Einsicht in die Mängel der Gegenwart, oder das Gefühl derselben; vielmehr stellt man die poetisch verklärte Vergangenheit in ein doppelt helles Licht, und legt das Dunkel späterer Zeiten, wesentlich der neapolitanischen Regierung zur Last. Zum Beweise, bis zu welcher unglaublichen, höchst ungerechten Höhe sich Argwohn und Vorwürfe gesteigert haben; darf ich nur anführen, daß die Behauptung bei nicht We=

nigen Glauben fand: jene Regierung habe die Cholera vorsätzlich nach Sicilien verpflanzt, um sich zu rächen und die Einwohner hinzuopfern!

Stellen wir aber auch diese Ausgeburt der Furcht und Leidenschaft ganz bei Seite; so folgen in mannichfachen Abstufungen, doch Erklärungen der gegenwärtigen Zustände, welche ohne Ausnahme deren schwere Erkrankung beweisen. Wenn die Regierung (sprechen sehr Viele) die Einwohner auch nicht geradehin vergiften will, so will man dieselben doch offenbar in Armuth und Elend stürzen, man will sie in einer unerhörten Weise zu Grunde richten, damit aus der Noth blinde Unterwürfigkeit, oder aus der Verzweiflung ein Aufstand hervorgehe, und den Vorwand zur äußersten, willkürlichsten Tyrannei darbiete. — Die Regierung wird (fügen Andere hinzu) ohne es zu wissen, in diesen verdammlichen Maaßregeln von den Carbonari bestärkt, welche im Neapolitanischen noch immer fortbestehen. Während der Zeiten früherer Gefahren war Sicilien für die Könige ein sicherer Zufluchtsort, ein Stützpunkt von wo aus Neapel immer wieder gewonnen wurde. Ist dagegen Sicilien seinen Herrschern entfremdet und in Haß und Aufstand hineingezwungen; so haben die neapolitanischen Revolutionaire den Rücken frei und doppelte Kraft zur Ausführung ihrer Plane! Sie wünschen, daß Sicilien den Anfang mache und die Initiative über=

nehme, um dann bequemer und sicherer nachfolgen zu können. — Mit all diesen Ansichten stehen Hoffnungen, oder Träume, von völliger Unabhängigkeit, europäischen Umwälzungen, englischem Beistande, ja (bei Einigen) von englischer Herrschaft in Verbindung: — welche, in der That, den Zustand der unglückseligen Insel vielleicht am ersten verbessern könnte.

Irland, das englische Sicilien, könnte von solchen Gedanken zurückschrecken; doch sind dort eigenthümliche Gründe der Mißregierung vorhanden, und die Zukunft Siciliens, ist noch weit hoffnungsloser als die Irlands. Je mehr ich theilnehmend hierüber nachdenke, desto mehr schwindet mir Licht und Aussicht. Eine so vielseitige, so gänzliche Umgestaltung und Wiedergeburt, wie sie Sicilien bedarf, ist wohl ganz unmöglich. Landvolk, Städter, Adel, Geistlichkeit, Klosterwesen, Verwaltung, Verfassung, Alles müßte geändert, von innen heraus erneut werden und ein Reinigungsfeuer, ein Purgatorium erleiden, welches jeder dem anderen zuweiset, ohne es sich selbst auflegen zu wollen.

Am unbegreiflichsten, wie am schuldigsten, ist die Regierung, wofür ich früher aus vielen Beweisen nur einige der schlagendsten ausgehoben habe. Die neueste Geschichte Europas bietet Beispiele in Menge von unbequemen, unverständigen, verbrecherischen Verfassungsformen, und hat Manchen dahin gebracht alle Hülfe

allein in einer guten Verwaltung zu suchen. Wer aber die Leiden, wer das Verderben kennen lernen will, was da entsteht wenn alle und jede Formen der Verfassung willkürlich zur Seite geworfen werden, und eine unverständige, eigennützige Bureaukratie sich auf den Thron setzt, der gehe nach Sicilien. Nicht als wenn es an verständigen und uneigennützigen Beamten, an löblichen Planen und nützlichen Maaßregeln ganz fehlte; aber man müßte mehr als ein Herkules seyn um diesen Augiasstall zu reinigen.

Daß man sich dem Allem unterwirft, daß es nicht überall zu dem äußersten Widerstande kommt; davon ist nicht Liebe, Vertrauen, Pietät, Gewissen die Ursache; sondern Furcht daß der losgelassene sicilianische Pöbel in Rache und Strafe kein Maaß halten, und auch diejenigen ausplündern und ermorden möchte, welche ihn gegen die gehaßten Neapolitaner in Bewegung setzen. So sieht es (nach den eigenen Bekenntnissen der Sicilianer) aus in Sicilien mit den Zuständen und den Bürgschaften der geselligen Verhältnisse!

In Neapel erscheinen die Dinge, bei der heiteren und leichtsinnigeren Natur der Einwohner, weniger ernst; auch sind diese ja, den Sicilianern gegenüber, die Tonangeber und Herrscher. Daß man aber auch hier kaum Einen findet, der die Regierung liebt, ehrt und vertheidigt, ist für den theilnehmenden Beobachter etwas so Ängstliches und Schmerzliches, daß der

ganze Reichthum der wunderschönen Natur dazu gehört, es wenigstens auf einige Stunden zu vergessen. Dann aber macht sich der Gegensatz des von Gott Gegebenen, und des von Menschen Eingerichteten doppelt geltend, und tönt wie eine unaufgelösete Dissonanz in den Wohllaut und die Harmonie der Natur hinein.

Zwischen der Betrachtungsweise der älteren und der jüngeren Neapolitaner, findet sich indessen ein merkwürdiger Unterschied. Jene wurden einst verfolgt, litten durch mancherlei Umwälzungen, sehnen sich nach Ruhe, und danken es der Regierung wenn sie diese, selbst durch getadelte Mittel, erhält. Die jüngeren Männer kennen dagegen die ältere Zeit nicht aus unmittelbarer Erfahrung, halten es für kein Verdienst der Regierung daß sie nicht verfolge, meinen man habe es mit den Besserungsversuchen thöricht angefangen, und leben der Überzeugung sie würden Alles klüger leiten und zum Ziele führen. Jeden Falls sey der wahrscheinliche Gewinn größer, als der zu besorgende Verlust. Diese Partei wächst täglich, während jene erste abnimmt. Zwischen beide hingestellt, hat die Regierung keinen bestimmten Gang, kein festes Ziel, und meint durch die Polizei (welche immer nur negativ und nur auf Einzelne wirkt) die Gesundheit des Ganzen zu erhalten und herzustellen. Man findet so viel Unzusammenhangendes, Unfertiges, Widersprechendes in den Gesetzen und deren Anwendung,

daß es sehr schwer hält, oder vielmehr unmöglich ist, das Warum und Wozu aufzufinden. Hiezu kommt (wie man behauptet) eine unglückselige Scheu der Regierung vor allem Ausgezeichneten. Burke hatte ganz Recht, wenn er sagte: das bloße Talent neige sich zum Jakobinismus. Anstatt aber dasselbe durch praktische Thätigkeit einzuüben und abzuklären, wird es überall zurückgesetzt und fast zu anmaßlicher Unzufriedenheit gezwungen. Diese Scheu vor dem Geiste, diese Vorliebe für die geringhaltigste Mittelmäßigkeit wirkt um so nachtheiliger, da es in Neapel keineswegs an sehr ausgezeichneten, gebildeten Männern fehlt. Von dem ihnen aufgezwungenen Standpunkte aus, verwechseln aber Manche bloße Leidenschaft mit Begeisterung, und meinen ihre gewandte Beweglichkeit, mache Festigkeit und Charakter entbehrlich. Und doch zeigt gerade die neapolitanische Geschichte sehr augenfällig, daß darohne weder die Einzelnen noch die Völker, ein großes Ziel erreichen können.

Wenn in Sicilien revolutionaire Ausbrüche durch die Furcht vor dem einheimischen Pöbel zurückgehalten werden; so tritt in Neapel die Furcht vor den Österreichern hinzu. In der ganzen Weltgeschichte (sagte mir ein Neapolitaner) giebt es nichts Größeres, Weiseres, Gemäßigteres, Bewundernswertheres, — als die neapolitanische Revolution von 1820. Dies Wunderwerk haben die Österreicher zerstört. — Aber selbst diejenigen, welche dies sogenannte Wunder=

werk für ein Narrenwerk halten, danken den Österreichern nicht für die Zerstörung desselben. Insbesondere schämt sich die Regierung ihrer Schwäche, und daß sie lediglich durch die Kraft der Fremden erhalten und wieder eingesetzt wurde. Allerdings wollen die Österreicher in Süditalien keinen Heerd des Aufstandes, keine revolutionairen Verfassungen dulden; es ist aber unvernünftig zu behaupten, sie förderten, sie betrieben unvernünftige Maaßregeln, welche ganz das Gegentheil von dem sind, was sie selbst sehr preiswürdig im lombardischen Königreiche zur Anwendung bringen? So ist z. B. die unglückselige Neigung zu centralisiren und Neapel und Sicilien über einen Leisten zu schlagen; das vollkommene Gegentheil von dem, was die österreichische Regierung in ihren Ländern thut.

Wir sind, sagte mir ein hochgestellter österreichischer Beamter, ganz außer Stande irgend einen heilsamen Einfluß in Neapel auszuüben; die Regierung würde mehr Rücksicht auf die Vorschläge des Dey von Tunis nehmen, als auf die unseren. — So meint man Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu zeigen, und sich doch des Schreckbildes der Österreicher gegen die, leider mit Recht Unzufriedenen, zu bedienen.

Hundertsiebenundzwanzigster Brief.

München, den 13ten September.

Über keinen Staat ist es schwerer ein Urtheil zu fällen, als über den römischen, weil die weltliche und die kirchliche Herrschaft so mannichfach ineinander greifen, und man von den verschiedensten Standpunkten, Lob und Tadel ausspricht. Den Tadel jedoch in so vorwaltendem, überwiegenden Maaße, daß man zweifelhaft wird ob er auf allgemeiner Wahrheit, oder allgemeinen Vorurtheilen beruht. Zuvörderst verwerfen nicht Wenige, alle und jede geistliche Herrschaft; dergestalt daß auch die allervortrefflichste Regierung eines Papstes, eben deshalb gar keine Gnade vor ihren Augen finden würde, weil er ein Kirchenfürst ist. Hiebei drängt sich zuvörderst die unabweisliche Frage hervor: ob Rom nicht gar sehr verlieren würde, wenn es nur eine weltliche Stadt und nicht mehr Mittelpunkt der katholischen Christenheit wäre, oder wenn man den Papst irgend einem weltlichen Herrscher unterordnete? Gewiß wird der Papst wesentlich getragen und emporgehalten durch seine kirchliche Stellung und durch fremden Schutz; zöge man eine unübersteigliche Mauer um den Kirchenstaat, so würde sich die größte Mehrzahl der Einwohner (besonders in den Legationen)

gegen die päpstliche Regierung aussprechen und ihr unverzüglich ein Ende machen. Dieser Zustand ist (woher er auch entstehe) gewiß ein höchst beklagenswerther, und es erfordert die besonnenste, gründlichste Untersuchung, wie er verbessert werden könne. Denn daß man sich aus eigener Kraft in der bisherigen Weise noch lange fortbewegen könne, ist schwer zu begreifen.

Gesteht man auch dem geistlichen Elemente gern seine vollen, und im Kirchenstaate überwiegende Rechte zu; so kann man doch den gewichtigen Zweife nicht unterdrücken: ob es nothwendig sey, fast die gesammte Verwaltung aller Zweige in die Hände von Geistlichen zu legen. Heilsam ist es gewiß nicht; so wenig als wenn man in einem sogenannten militairischen Staate, alle Ämter ohne Ausnahme mit Officieren besetzte. Sollte es denn nicht möglich seyn, den geistlichen und kirchlichen Charakter in allen wesentlichen Beziehungen festzuhalten, und zugleich manchen keineswegs unbilligen Forderungen der Laien zu genügen und die, leider fehlende, Zufriedenheit zu erzeugen?

Freilich müßten mit den persönlichen Veränderungen, auch manche sachliche in Verbindung treten; nicht um bei dem Willkürlichen und Revolutionairen, sondern bei dem wahrhaft Zeitgemäßen anzulangen. An gutem Willen hat es in den neueren Zeiten den Päpsten gewiß nicht gefehlt und ihre Geschichte ist rei-

ner, löblicher, als die mancher Vorgänger aus früheren Zeiten; daß aber der gute Wille noch nicht die rechte Regierungskunst in sich schließe, hat die Geschichte nur zu oft, und auch hier erwiesen. Die päpstliche Regierung sollte in kirchlicher, wie in weltlicher Hinsicht an der Spitze der Weltentwickelung stehen. Ob das erste in rechter Weise der Fall sey, darüber sind die Meinungen bekanntlich getheilt; den letzten Vorzug hingegen wagt niemand in Anspruch zu nehmen.

Mag lauter Tadel der Rechtspflege, der Finanzeinrichtungen, des Geschäftsganges, der Ämterbesetzung u. s. w. (nach Weise unserer Tage) auch übertrieben seyn; er ist gewiß nicht ohne allen Grund, und ein unbedingtes Abläugnen minder rathsam, als ein vorsichtiges Verbessern. Leider treten bisweilen kleine Züge hervor, welche auf größere Einseitigkeit schließen lassen, und ein Mißverständniß der Zeit offenbaren, dem Gregor VII und Innocenz III nicht unterlegen wären. Im großartigen Selbstvertrauen würden sie kein Bedenken getragen haben, ihr Leben, Schreiben und Wirken offen der Welt und der Weltgeschichte darzulegen; im Vertrauen auf den Felsen welcher die Kirche trägt, hätten sie kleinen Personen und Sachen nicht große Bedeutung zugeschrieben, oder die Erkenntniß der Natur als verderblich für die Religion behandelt. Einsicht in ältere und neuere Irthümer, Eingeständniß der Fehler, Mittheilung alles Geschichtlichen, würde

das Papstthum eher stärken, als ihm schaden. Denn eben auf diese Weise sondert sich das Mangelhafte, fällt zu Boden und verliert seine Wichtigkeit; während das Gute und Rechte verklärt und mächtig hervortritt. Wer dies läugnet, ist eigentlich vom Katholicismus abgefallen: er verzweifelt an Kirche und Kirchenstaat, und läßt beides dahinsterben, ohne Glauben an dessen Recht, Kraft, und stete Wiedergeburt. Die allzu thätigen, sowie die ganz unthätigen Verehrer der Kirchenherrschaft, arbeiten gleichmäßig ihren Feinden in die Hände.

Mit dem Eintritte in Toskana, zeigt sich Alles heiterer, zufriedener. Die edlen Absichten, die nützliche Thätigkeit, das väterliche Wohlwollen des Großherzogs werden allgemein anerkannt, und zu dieser Anerkenntniß gesellt sich in erfreulicher Weise persönliche Anhänglichkeit, ohne welche jedes Verhältniß zwischen Herrschern und Untergebenen mangelhaft und herzlos bleibt. Das Land erscheint wie eine glückselige Insel, die zwar von den ärgsten Stürmen auch getroffen wird, aber gegen alle kleineren Ungewitter physisch und geistig geschützt ist. Es offenbart sich überall eine Harmonie, ein Wohllaut, ein Zusammenstimmen, ein edles Maaßhalten, das mich oft an Xenophon erinnerte. Aber Xenophon stellt nur eine Seite des Hellenismus dar und steht auf der gefährlichen Gränze, wo man unter das rechte Maaß leicht hinabsinkt, und die be-

neidenswerthe Mittelmäßigkeit, sich in Schwäche verwandelt. Manche kleine Hemmungen und Störungen verursachen, daß nicht Alles in Toskana so vorwärts geht, wie man wünschen muß. Die einst so gewaltsamen Naturen sind, man möchte sagen, überzahm geworden, und es scheint die Stählung des Charakters und die Kraft der Begeisterung zu fehlen, welche einst Männer wie Dante und Michel Angelo hervorrief.

Ganz anders in Piemont. — Die Piemonteser (sagte mir ein Neapolitaner) sind keine Italiener; gewiß sind es keine Neapolitaner. Man wird überrascht durch die Energie ihres Charakters, die vielseitige Thätigkeit, den Ernst gelehrter Forschung, die Ordnung des Staatshaushaltes, die Tüchtigkeit des Heeres, die Frische des Volkes. Nichts Abgelebtes, Überlebtes, keine bloße Vergangenheit, sondern auch eine Gegenwart und eine Zukunft.

Insbesondere wird Sardinien, durch die Weisheit des Königs und die Thätigkeit des Grafen Villa Marina, in einer preiswürdigen Weise zu neuen, unausbleiblichen Fortschritten emporgerufen; während man das, ohnehin so kranke Sicilien, durch Mißgriffe aller Art dem völligen Tode entgegen führt.

Je größer die Freude ist, mit welcher der theilnehmende Beobachter jene Fortschritte anerkennt, um so mehr muß er wünschen daß zwei Gefahren vermieden werden, welche von entgegengesetzten Seiten drohen. Möge die sar=

dinische Regierung, aus gerechtem Hasse gegen unchristliche Gottlosigkeit, sich nicht verleiten lassen das Christliche nur in gewissen Formen und Richtungen zu sehen; welche (unter Maaß und Zügel gehalten) allerdings ein natürliches Daseyn und einen gewissen Werth haben; die aber (gesetzgeberisch und alleinherrschend an die Spitze gestellt) den Staat unterjochen, die Entwickelung der Völker hemmen, und für Gegenwart und Zukunft keinen anderen Maaßstab, keine andere Richtung anerkennen, als die der Vergangenheit; und auch diese nur in so weit, als sie ihnen gerade behagt und Vortheile zusichert.

Lebhafter Widerspruch, ja bitterer Haß gegen diese böse Gefahr, führt in die Nähe einer anderen. Die Hinneigung zu französischen Ansichten und Zwecken hat nämlich, aus vielen Gründen, sehr abgenommen; doch vergessen noch Etliche des Spruches: timeo Danaos dona ferentes; und Andere gerathen durch stete Beschäftigung mit der französischen Literatur in eine einseitige Richtung, welche selbst den Franzosen oft schädlich ward, für fremde Völker aber gar nicht paßt. Zunehmende Bekanntschaft mit der deutschen und englischen Literatur wird hoffentlich das Gleichgewicht herstellen, und die eigenthümliche Entwickelung alsdann desto freier von Statten gehen.

Hundertachtundzwanzigster Brief.

München, den 16ten September.

Wenn die Urtheile der Italiener über manche italienische Regierung hart ausfallen, so tritt ein großer, eigenthümlicher Grund der Unzufriedenheit, in Bezug auf das lombardisch-venetianische Königreich hinzu. Ich stelle die Anklagen in schärfster Form voran. Die Österreicher (so sprechen die Eifrigsten) sind ewig hassenswürdige Fremde, welche darauf ausgehen den Nationalcharakter zu Grunde zu richten, durch schlechte Mittel (Spione, geheime Polizei u. dgl.) ihre Herrschaft zu befestigen, die Unwürdigsten zu hohen Stellen erheben, und jeden tüchtigen Italiener zwingen sich von dem Allem abzuwenden. Es bleibt diesen nur die Wahl zwischen Erniedrigung, oder Tod. — So die heftigsten Vorwürfe, in den stärksten Ausdrücken. Vor aller näheren Prüfung muß ich bemerken: daß ich bei einer viermaligen Anwesenheit in der Lombardei, jedesmal fand, daß die Zahl und die Heftigkeit der Klagenden abgenommen hatte, bis mir vor Kurzem ein so kluger als eifriger Italiener in vollem Ernste sagte: die österreichische Regierung ist in jeder Beziehung so vortrefflich, daß wir uns über Nichts zu beklagen haben. Dies ist aber ein großes Unglück, weil uns alle Gründe und Mittel fehlen die

Massen in Bewegung zu setzen und eine neue Zeit herbeizuführen.

Gehen wir jetzt mit der Gewissenhaftigkeit zur Betrachtung des Einzelnen über, welche so wichtige Gegenstände und so große Gegensätze erfordern. Das Haus Österreich stammt allerdings nicht aus Italien, so wenig wie aus Ungern oder Böhmen; so wenig wie das russische Herrschergeschlecht aus Rußland, das schwedische aus Schweden, das englische aus England, das preußische aus Preußen, das spanische aus Spanien, das neapolitanische aus Neapel. Aus so zahlreichen, merkwürdigen Erscheinungen könnte man vielleicht auf ein tieferes Gesetz schließen, oder darin eine höhere Fügung erkennen; wodurch das Seyn verschiedener Völker vermittelt, Einseitigkeit vermieden, frisches Leben herbeigeführt wird. Ferner ist die österreichische Herrschaft in Italien nicht bloß durch Willkür und Gewalt entstanden; sie hat die Verjährung, dem alten Rechte hinzugefügt, das Land in keiner Weise mit Deutschen überschwemmt, oder jemals bezweckt das Italienische in andere Formen hineinzuzwängen. — Hiegegen läßt sich bemerken: die Klagen der Lombarden beziehen sich nicht auf die Herkunft des Herrscherhauses; sondern darauf daß sich dieses nicht völlig nationalisirt, nicht völlig einheimisch wird, wie es mit den Habsburgern in Florenz und den Bourboniden in Neapel geschehen ist. Daher bleibt Mailand nur ein

untergeordneter Mittelpunkt, während Europa (um nur Eines zu erwähnen) Gesandte nach Florenz sendet.

In letzter Stelle läuft diese Klage darauf hinaus: das lombardisch-venetianische Königreich solle nicht als Glied eines größeren Ganzen betrachtet werden; sondern ein durchaus eigenthümliches Daseyn, eine völlige Unabhängigkeit erhalten. Es ist gewiß ein Gegenstand der ernstesten Prüfung für die österreichische Regierung: ob und in wie weit sie diesen natürlichen Wünschen noch mehr nachgeben, und den übrigen italischen Regierungen in Hinsicht auf ächte, preiswürdige Liberalität (z. B. bei der Censur) noch mehr vorauseilen könne. Die Forderung: sie solle kurzweg der Herrschaft entsagen und dieselbe, ich weiß nicht in wessen Hände niederlegen, ist indessen ungerecht, unausführbar und von der Art daß die Fordernden (in ähnliche Verhältnisse gesetzt) sie niemals bewilligen würden. Gewiß war jene erwünschte Unabhängigkeit zur Zeit des französisch-italienischen Königreichs in keiner Weise vorhanden; und manche, als zweideutig oder grausam getadelten Maaßregeln stellen die Österreicher nur als Nothwehr dar, welche man (wie die jetzt bewilligte Amnestie erweise) bei Seite geworfen habe, sobald sie nicht mehr durchaus nothwendig gewesen wären.

Die Behauptung: Österreich gehe darauf aus den Nationalcharakter zu erniedrigen; steht (abgesehen von der inneren Thorheit und Ungerechtigkeit) in schroffem

Widerspruche mit den Anstrengungen für bessere Volkserziehung und dem allgemeinen Zeugnisse für die Trefflichkeit der Regierungsweise. Ist die österreichische Regierung jetzt nicht die beste und liberalste in ganz Italien; ist sie nicht besser als die altrömische über besiegte Völker, die englische in Irland und die russische in Polen?

Antwortet man: dieser Trost ist sehr geringer Art, und eine schlechte einheimische Regierung, ohne Zweifel einer guten Regierung durch Fremde vorzuziehen; so eröffnet sich hier wenigstens eine Aussicht diese fremde Regierung immer mehr in eine einheimische zu verwandeln, weil die Österreicher Feinde alles Centralisirens und sehr geneigt sind in jedem Lande Einheimische anzustellen.

Die Hoffnung: durch Gewalt, durch große Umwälzungen eine heilsame Umgestaltung seines Vaterlandes hervorzubringen, ist zwar glänzend, aber in der Regel trügerisch. Den minder scheinbaren, aber sichereren und löblicheren Weg schlägt derjenige ein, welcher die Wiedergeburt bei sich anfängt und den heillosen Grundsatz aufgiebt: die Gewalt der Umstände zwinge ihn seinen Pflichten zu entsagen, weil sie nicht in der Gestalt des Glorreichen auszuüben seyen. Sollte der mailändische junge Adel glauben: es sey großartiger spazieren zu reiten, Liebschaften nachzuhängen, in Kaffeehäusern und Theatern zu frondiren, als zu arbeiten, sich anzustrengen und in untergeordneten Kreisen für

höhere vorzubilden; so wäre er es selbst, der (im Widerspruche mit den Wünschen Österreichs) seinen und den Nationalcharakter untergrübe und eine Wiedergeburt Italiens immer unmöglicher machte.

Der so oft ausgesprochene Gedanke: diese Wiedergeburt Italiens bestehe in der Verwandlung zu einem Staate, in einer französirten Centralisation mit einer regierenden Hauptstadt und dem neumodischen Heiligenscheine von Journalen und Flugblättern *); — dieser Gedanke ist völlig unpraktisch, unausführbar, verderblich. Nie würden sich, um nur Eines zu erwähnen, die einzelnen Hauptstädte (von denen jede so viel für sich anzuführen weiß) irgend einer herausgegriffenen unterordnen wollen; es würde die begünstigte Stadt am hitzigen Fieber, es würden die anderen an der Auszehrung zu Grunde gehen, und der große eigenthümliche Reichthum der italienischen Entwickelung völlig verschwinden. Wie verkehrt, wie antinational dieser, in abstracto scheinbare, Plan ist, zeigt in neuester Zeit der, an nur zwei Theilen desselben Reiches, an Neapel und Sicilien angestellte, unglückliche Versuch. Der Gedanke von einer Einheit Italiens müßte daher viel tiefer aufgefaßt, viel besonnener durchgeführt, es müßte damit die Mannichfaltigkeit des be-

*) Ich verkenne, um des Mißbrauchs willen, keineswegs die wahren Verdienste der Journalisten, doch geht das Heil und die Erlösung der Welt nicht vorzugsweise von ihnen aus.

sonderen Lebens verbunden und ausgesöhnt werden; sonst dürften die neu hervorbrechenden Mängel mindestens eben so groß seyn als die alten, welche man abzustellen wünscht.

Wahr ist es: die Revolutionen gehen nicht bloß aus der Nachtseite des menschlichen Gemüthes hervor. Es gab auch Revolutionen die den Geist frei machten und von Fesseln löseten, und das Unrecht sowie die Gewalt nicht begründeten, sondern abschafften. Wodurch unterscheiden sich also die verdammlichen, von den heilsamen Revolutionen? Dadurch, daß in diesen der Geist Gottes vorherrscht, und dieser ist kein anderer, als der Geist der Liebe. Ohne dieses Merkmal, diesen Prüfstein, ergiebt man sich nur den Täuschungen des Teufels.

Alles zu Allem gerechnet, ist Italien im Vergleiche mit dem 17ten Jahrhunderte, gewiß in vieler Hinsicht sehr fortgeschritten, doch bleibt nicht wenig zu wünschen übrig. Vielleicht (trotz des scheinbar feindlichen Gegensatzes) manches Deutsche. Gewiß kein abgestorbener, allgemeiner Begriffsstaat, aber ein allgemeines, verbindendes Nationalgefühl und eine Vaterlandsliebe, die den Tod für dasselbe nicht scheut; keine arithmetische Normalverfassung, aber wahrhaft wirksame Berathungen in jedem Landestheile; kein atomistisches Bürgerthum, sondern Vermehrung der Weisheit und Kraft durch corporative Einrichtungen; kein zur Armuth hinabgedrücktes oder auf Betteln hingewie-

senes Volk, sondern eine breite, häusliche, zufriedene Grundlage des Ganzen; keine Findelhäuser, sondern Schulhäuser; kein unthätiger Adel, sondern die Anstrengung steigend mit der höheren Stellung; keine unduldsame Priesterschaft, sondern freie Entwickelung nach verschiedenen, zuletzt dennoch harmonischen Richtungen; keine Furcht vor der Wissenschaft, keine Besteuerung des Geistigen, sondern nur Einwirkung gegen das offenbar Gottlose; keine Trennung der materiellen Interessen, sondern Aufhebung der Sperrungen und Zolllinien; keine Leidenschaft, ohne Charakter und Weisheit; kein religiöser Glaube ohne dadurch verklärte Sittlichkeit.

Dies Alles (sofern es nicht in einzelnen Landschaften bereits glücklicherweise erreicht ist) vermögen zur Eröffnung einer neuen, glorreichen Laufbahn, die Herrscher und Völker Italiens, sobald sie ernst wollen. Wollen sie nicht, so werden die Töne des alten Ruhmes zwar nicht verklingen, aber die Herrscher über kurz oder lang zu Grunde gehen, und den Italienern diejenigen Völker zuvoreilen, welche ihr Pfund nicht vergraben, überschätzen, oder vergeuden; sondern es dankbar nutzen, und durch Thätigkeit aller Art vermehren.

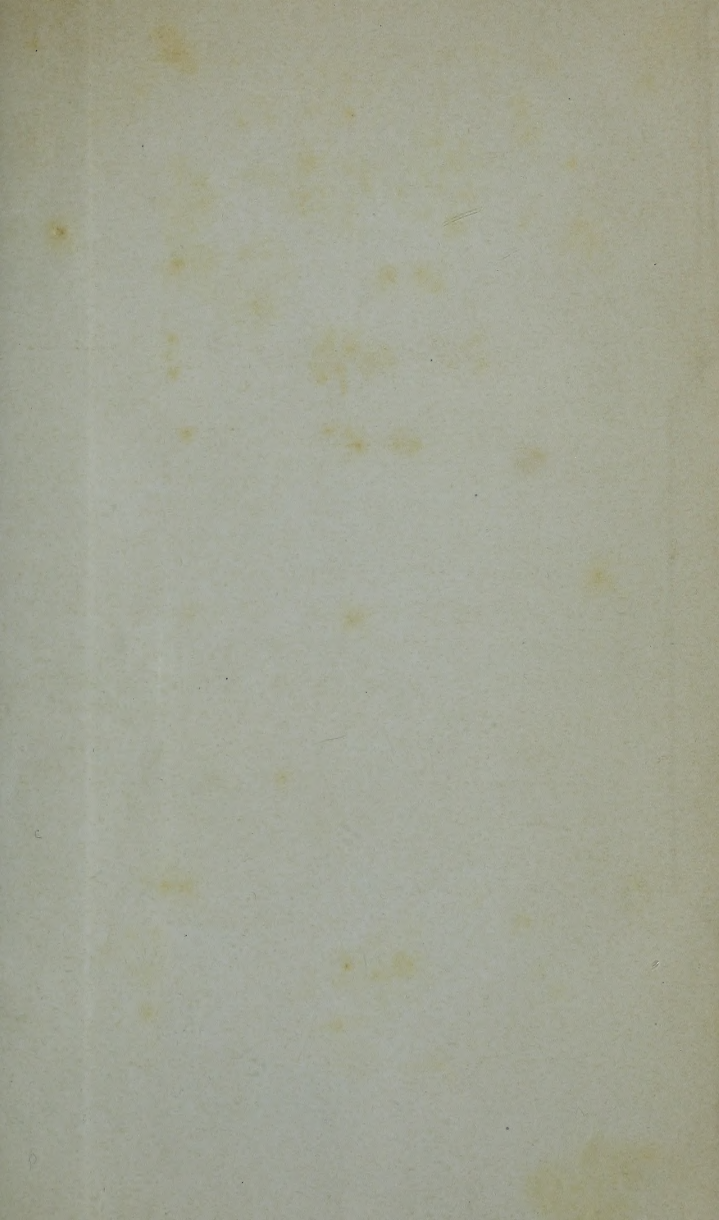
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

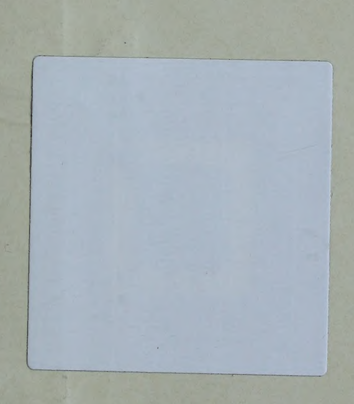
Druckfehler im ersten Bande.

Seite 11 Zeile 4 von oben lies Brunnquelle
— 35 — 12 v. o. l. Venus in
— 130 — 12 v. u. l. jener

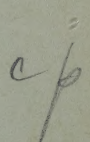
Druckfehler im zweiten Bande.

Seite 445 Z. 1 von oben lies Messina
— 451 — 4 v. unten l. auf das






GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00060 8097




BODE
CHBINDEREI
HWERIN i/M.

